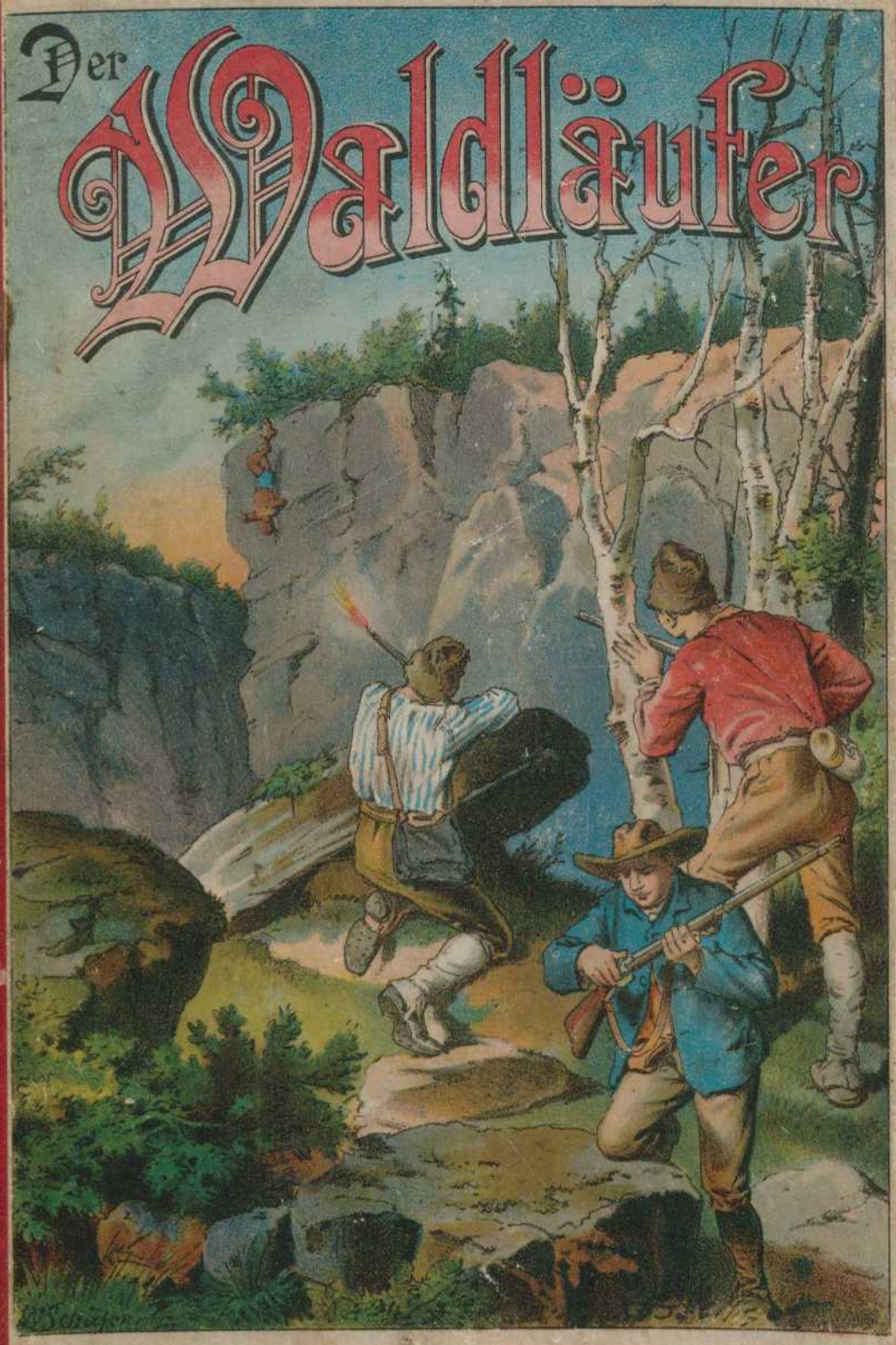
Der Waldläufer



Individuum von Bäume

Weihnachten 1904

Daehne

W. Schäfer.

Der Waldläufer.

Eine Erzählung aus dem Westen Amerikas

von

Ernst Hoffmann.

Druck und Verlag:
E. Bartels, Neuweißensee, Generalstraße 8.

HIS 351325

INTERNA-
TIONALE
JUGEND-
BIBLIOTHEK

Erster Teil.

Erstes Kapitel.

Am Strande von Elanchovi.

Auf dem felsigen Gestade des biscayischen Meerbusens steht ein altes Schloß, dessen graue Schieferdächer man weithin über das Meer schimmern sieht, wenn der leuchtende Sonnenstrahl darauf fällt. Dieses Schloß gehört zu der Herrschaft der spanischen Grafen von Mediana und war lange Zeit von ihnen und ihren Familien bewohnt. Unter ihm zieht sich eine Reihe ärmlicher Hütten auf den terrassenförmigen Abfällen der Felsen hinab bis zum Meere, welches ein niedriger Hafendamm umschließt. Sie sind von Fischern bewohnt, die ihr armseliges Gewerbe hier in der Nähe des Ozeans treiben.

Im Monat Dezember des Jahres 18.. war der größte Teil derselben ungeachtet der Dürftigkeit aus Furcht vor der Nähe der französischen Armee aus dem Dorfe Elanchovi entflohen, und nur eine geringe Mannschaft spanischer Küstenwächter war zurückgeblieben, um das Einschmuggeln fremder Waren zu verhindern.

In dieser gefahrdrohenden Zeit hatte Don Juan de Mediana, der älteste Sohn des verstorbenen Grafen, das einsame Küstenschloß zum sicheren Asyl seiner Gemahlin Donna Luisa gewählt. Er selbst war, nachdem er sie und sein einziges Kind der Obhut eines bewährten Freundes übergeben, abgereist, um dem bedrängten Vaterlande seinen Arm gegen den furchtbaren Feind zu leihen. Aber er reiste ab, um nie wiederzukehren.

Eine französische Kugel erreichte ihn in einem der Kämpfe, welche der Schlacht bei Burgos vorausgingen. Seitdem beweinte Donna Luisa an diesem einsamen Orte den Verlust ihres teuren Gatten und verlebte ihre traurigen Tage in stiller Zurückgezogenheit in den düstern Gemächern des alten Schlosses.

Es war an einem rauhen und naßkalten Abende dieser Jahreszeit, als einer der Küstenwächter sich hinab begab an den Strand, um daselbst in einer nahegelegenen Bucht die Wache für die Nacht zu übernehmen. Der Posten, welchen er bezog, galt unter seinen Kameraden als besonders gefährlich; denn schon mehrmals hatten Schmuggler daselbst eine Landung versucht, wobei es zu ernsten Auftritten gekommen war.

Der Mann, welcher jetzt langsam im düstern Scheine seiner Laterne durch die Nacht schritt, wurde von seinen Kameraden gewöhnlich „der Schläfer" genannt, weil er den größten Teil seiner Zeit schlafend in seiner Hängematte zuzubringen pflegte. Sein eigentlicher Name war José, und er war ein Bursche von 25 Jahren, von hoher Figur, mager und nervig. So teilnahmlos er jedoch erschien, so hätte man doch aus seinen schwarzen, von dunklen Brauen überschatteten Augen lesen können, daß diese Teilnahmlosigkeit nur eine äußerliche und keineswegs ihm von Natur eigene war. Dies zeigte sich darin, das José als ihn sein Kapitän aufforderte an diesem Abende die Wache zu übernehmen, dahinter sogleich eine andere Absicht ahnte und deshalb mit großem Bedacht seinen Posten bezog. Nachdem er an Ort und Stelle gekommen war und sich überzeugt hatte, daß er ganz allein sei, stellte er seine Laterne so auf, daß sie den Hohlweg, welcher zum Dorfe führte, erhellte, und legte sich einige Schritte weiter in seinen Mantel gehüllt nieder, so daß er zugleich den Hohlweg und die Bucht überwachen konnte. Ungefähr eine halbe Stunde lag er so und befragte mit seinen Augen bald die Bucht, bald den Hohlweg. Da hörte er den Sand des Fußpfades knirschen, dann erschien in dem von der Laterne verbreiteten Lichte eine schwarze Figur, und bald ließ der Kapitän der Grenzjäger sich bestimmt unterscheiden, der José auf diesen Posten kommandiert hatte.

„José!" rief er halblaut, indem er den Schlafenden bemerkte, „schläfst Du?" Allein dieser nahm sich wohl in acht zu antworten. Er schwieg bei wiederholtem Rufe und spielte seine Rolle als Schläfer getreu weiter, bis endlich der Kapitän von seinem Schlaf überzeugt schien und weiter ging.

„Hier bin ich nicht mehr José, der Schläfer", sagte er dann, seine lange Gestalt hoch aufrichtend. Eine zweite halbe Stunde verging noch, ohne daß etwas geschah, große schwarze Wolken bedeckten und enthüllten nacheinander den Mond, welcher eben aufgegangen war, doch zeigte kein Anzeichen das Dasein eines Menschen. Der Blick des Soldaten war so angestrengt auf das Meer gerichtet, daß Funken vor seinen Augen zu tanzen schienen. Plötzlich glitt ein schwaches Geräusch über die Oberfläche des Wassers und gelangte bis zu ihm; dann verwehte eine leichte Landbrise den Ton, und er hörte nichts mehr. Von neuem öffnete er die Augen, aber die Dunkelheit ließ nichts erkennen. Er schloß die Augen wieder, um abermals zu lauschen. Diesmal gelangte ein abgemessener Ton an sein Ohr, wie Ruder, welche vorsichtig die Oberfläche des Wassers spalten, ihn hervorbringen. Ein schwarzer Punkt wurde größer und größer, und es zeigte sich ein Boot, eine leichte Schaumfurche hinter sich herziehend. Bald sah José es anhalten mit unbeweglichen Rudern, wie ein Seevogel, der in der Luft schwebt, um sich auf seine Beute zu stürzen; dann nahm es plötzlich seine Bewegung gegen die Bucht wieder auf. Einige Sekunden später knirschten die Sandsteine des flachen Ufers unter dem Kiele des Bootes.

„Oh, oh!" sagte ganz leise der Soldat, „nicht ein Warenballen! sollte das zufällig kein Schmuggler sein?"

In dem Boote befanden sich drei Männer, welche geräuschlos und vorsichtig das Boot befestigten; ihrer Tracht nach waren es keine Schmuggler.

„Wer mögen diese Männer sein?" fragte sich der Soldat, der sie hinter Büschen gelblichen Krautes beobachtete, ohne selbst gesehen werden zu können.

Jetzt sprangen zwei Männer auf den Wink des Steuermanns aus dem Boote; dieser blieb allein darin zurück. Einen Augenblick war José unent-

schlossen, ob er gehen oder bleiben solle; ein Blick auf den Mann im Boote jedoch bewog ihn zu letzterem; er beobachtete die zwei Männer, welche am Fuße des Abhanges vorüber gingen. Beide waren mit einem catalonischen Messer bewaffnet und trugen den Anzug von Seeräubern. Plötzlich standen sie beide still. Ein Stückchen Erde hatte sich unter Josés Füßen losgelöst und glitt mit leisem Geräusch den Abhang hinab. „Hast Du nichts gehört?" fragte der eine; „es schien mir, als ob etwas von dort oben herabfiele."

„Possen," entgegnete der andere, „es wird eine Fledermaus gewesen sein, die aus ihrem Loche hervorgekommen ist."

„Ich würde hinaufgehen, wenn dieser Abhang nicht zu schwer zu erklimmen wäre," sprach jener.

„Ich sage Dir, daß kein Grund zur Furcht vorhanden ist," versetzte der andere; „die Nacht ist schwarz wie eine Teertonne, und dann hat uns auch der andere versichert, daß er für den Küstenwächter bürge, welcher den ganzen Tag schliefe!"

„Ein Grund mehr, daß er bei Nacht wach ist. Bleibe hier, ich werde hinaufsteigen, und wenn ich den Schläfer überraschen sollte," sagte er, indem er sein langes Messer zog, „um so besser oder schlimmer für ihn, denn ich werde ihn für immer zur Ruhe bringen."

Bei diesen Worten machte sich José leise aus seinem Versteck und kroch nach der Stelle hin, unter welcher das Boot gelandet war. Hier schöpfte er Atem und beobachtete mit unverwandten Augen den Zurückgebliebenen. Der Blick desselben war auf das Meer gerichtet, und er bemerkte den Grenzjäger nicht, welcher sich leise emporrichtete und mit dem Auge die Entfernung maß, die ihn von der flachen Küste trennte. Sowie jener den Kopf wandte, ließ José den Busch fahren, an welchen er sich angeklammert hatte, und sprang auf ihn zu, wie ein Tiger auf seine Beute.

„Ich bin es," sagte er. „Rührt Euch nicht, oder Ihr seid ein Kind des Todes," setzte er hinzu, indem er die Mündung seines Büchsenlaufes auf die Brust des erschrockenen Fremden setzte.

„Wer bist Du?" antwortete dieser, ohne durch diese drohende Gefahr außer Fassung gesetzt zu werden.

„Ihr wißt es ja, ich bin José, der immer schläft!"

„Schlimm für ihn, wenn er mich verraten hat," murmelte der Fremde vor sich hin.

„Meint Ihr den Kapitän, so kann ich Euch sagen, Schmuggler, daß er daran unschuldig ist!"

„Schmuggler?" fragte der Fremde mit verächtlicher Miene.

„Nun," sagte José, froh, daß seine List gelungen war, ich meinte nur so, um Euch mit keinem schlimmeren Namen zu benennen; denn ich sehe freilich keine Warenballen hier, wenn nicht die Strickleiter dort eine Probe davon sein soll."

Wirklich schien sich José in seiner Vermutung nicht getäuscht zu haben. Der Mann, welcher ihm Auge in Auge gegenüber saß, hatte nichts weniger als das Aussehen eines Schmugglers. Er stand in der Blüte des Mannesalters und hatte das sonnenverbrannte Gesicht eines Seemanns. Dunkle Augenbrauen beschatteten seine schwarzen Augen, welche feurig aus ihren Höhlen hervorblitzten.

Ehrgeiz und Rachsucht sprachen daraus, und ein Zug bitteren Hohnes spielte um seine Lippen. Seine Kleidung war die eines spanischen Marine-Offiziers.

„Scherz beiseite, Du Schelm! was verlangst Du?“ sagte endlich der Fremde, den es zu ermüden schien, sich so scharf beobachtet zu sehen.

„Gut,“ sagte José, „reden wir von unsern Angelegenheiten! Zuerst also, wenn Eure Leute meinen Mantel und meine Laterne hierher bringen wollen, so werdet Ihr ihnen befehlen, fern zu bleiben; sonst gebe ich Feuer auf Euch und stoße ab. Sodann habt Ihr meinen Kapitän vierzig Unzen Gold geboten, ich will nicht unbescheiden sein, wenn ich das Doppelte für mich verlange.“

Ein heftiger Kampf schien bei dieser unverschämten Forderung in dem Herzen des Fremden zwischen Besorgnis und Wut zu entbrennen. Trotz der rauhen Jahreszeit rollten kalte Schweißtropfen von seiner Stirne herab, dennoch schien er sich in das Unvermeidliche fügen zu müssen. Er steckte die Hand unter den Mantel und zog einen kostbaren Ring von seinem Finger, welchen er dem Grenzjäger reichte.

„Da nimm und mach', daß Du fortkommst.“

José nahm, besah und zauderte. „Nun, ich will es wagen und ihn für achtzig Unzen annehmen! Jetzt bin ich taub, stumm und blind.“

„Ich rechne darauf,“ sagte kalt der Unbekannte, „was sich auch ereignen möge.“

Mit diesen Worten sprang der Fremde aus dem Boote an den Strand und verschwand an der Ecke des Hohlwegs. Allein zurückgeblieben, betrachtete José den Diamant, der in den Ring gefaßt war.

Zweites Kapitel.

Eine dunkle That.

Zu derselben Stunde, als sich dies zwischen José dem Schläfer und dem Fremden zutrug, war die Gräfin von Mediana wie gewöhnlich in ihrem Schlafzimmer. Dies war ein großes Gemach, welchem die alterümlichen Möbel darin ein düsteres Aussehen gaben. Es wurde zum Teil erhellt durch eine Lampe, die ihren düstern Schein über die verglimmenden Kohlen eines Kamins verbreitete. Zwei bis auf den Boden herabreichende Fenster gingen auf einen großen Balkon, der sich etwa zwanzig Fuß über der Erde befand. Die Augen der Gräfin waren auf den dunklen Himmel gerichtet und wandten sich dann wieder zurück auf die Wiege, in welcher ihr schlafendes Kind ruhte.

Sie schien kaum dreiundzwanzig Jahre alt zu sein und war in Trauer gekleidet, welche die Blässe ihres Gesichts noch erhöhte. Nach einigen Minuten tiefen Nachsinnens nahm sie die Lampe und beleuchtete damit die Züge ihres schlafenden Sohnes. Lange betrachtete sie dieses kindliche Gesicht, welches halb

unter dem lockigen Haar verborgen war, mit zärtlichen und aufmerksamen Blicken, als wollte sie in seinen Zügen seine Zukunft lesen. Dann aber drückte sie einen zärtlichen Kuß auf seine rosigen Wangen. Ueber der Wiege hing ein großes Gemälde, welches der Schein der Lampe vollständig beleuchtete. Es stellte einen Knaben von etwa fünfzehn Jahren dar, welcher den Ellenbogen auf die Lehne eines großen Sessels gestützt hatte, in der ein kleines Kind schlief. Die Familien-Aehnlichkeit zwischen beiden Kindern war auffallend. Als Erklärung dieser Gruppe mochte die Unterschrift gelten: „Ich werde wachen".

Sonderbarerweise bemerkte die Gräfin, als ihr Auge von dem Schlafenden sich zu diesem Bilde erhob, zum erstenmale die auffallende Aehnlichkeit zwischen beiden und bebte unwillkürlich bei dieser Entdeckung zurück.

„Armes Kind," sagte sie halblaut, „möge Dich der Himmel vor ähnlichen Schicksalen wie die seinigen bewahren!"

Sie nahm die Lampe weg und setzte sich wieder an das Fenster, dessen Scheiben heftige Windstöße klirren machten. Plötzlich drang durch das Sturmesgeheul der schrille Ton einer Trompete. Erstaunt über diesen ungewöhnlichen Klang, der in so später Stunde laut wurde, erhob sich die Gräfin halb aus ihrem Sessel und blickte ängstlich im Zimmer umher, als fürchtete sie irgend ein unheilvolles Ereignis. Zuerst wollte sie nach der Glocke laufen, die sich auf einem nahen Tische befand, um damit einen ihrer Diener herbeizurufen; allein sie unterließ es, fürchtend den ruhigen Schlummer ihres Kindes dadurch zu stören. Eine bange Stille folgte dem eben vernommenen Tone. Dann hörte man draußen ein dumpfes Geräusch, welches näher und näher drang. Plötzlich wurde das Fenster des Balkons mit einem heftigen Rucke aufgerissen, ein kalter Windstoß fuhr durch das Zimmer, und in dem heftig aufflackernden Scheine der Lampe schritt ein Mann auf die Gräfin zu, welche vor Schrecken erbebte.

Wenn der Blitz vor den Füßen der Gräfin eingeschlagen hätte, so hätte ihre Betäubung nicht größer sein können, als sie es jetzt war, da sie in dem so gewaltsam Eingetretenen Don Antonio, den Bruder ihres verstorbenen Gatten erkannte, in drohender Haltung vor sich sah. Sie war diesem Manne einst als Gattin bestimmt gewesen, allein sie hatte sich für den älteren Bruder entschieden, und man hatte seitdem von Don Antonio nichts weiter gehört; es hatten sich sogar unbestimmte Gerüchte von seinem Tode verbreitet, die jedoch durch nichts bestätigt worden waren.

Wiewohl im höchsten Grad erstaunt über das unerwartete Eindringen dieses Mannes und den düstern Ausdruck seiner Gesichtszüge, glaubte die Gräfin doch beim ersten Blicke nichts böses argwöhnen zu dürfen. Allein sie sollte bald genug darüber enttäuscht werden.

„Keine Bewegung, kein Laut, um Hilfe herbei zu rufen, wenn Dir dies Kind lieb ist," sagte Don Antonio und zeigte dabei mit dem Finger auf des kleinen Fabian Wiege.

Diese Geberde war so gebieterisch und geschah mit einem solchen Ausdruck von Haß, daß die bestürzte Gräfin stumm und unbeweglich blieb und zitternd ihren sonderbaren Besuch betrachtete. Sie begriff, daß die Vergangenheit in den Augen dieses Mannes nichts mehr galt, daß sie selbst und ihr Kind in Gefahr waren. Dennoch faßte sie Mut und rief mit fester Stimme: „Wer seid Ihr, der Ihr heimlich hier eintretet wie ein Dieb in der Nacht? Soll also ein Sohn

in die Wohnung seiner Väter zurückkehren, und ist Don Antonio nichts weiter als ein Verbrecher, der das Licht scheut?"

„Geduld", antwortete Don Antonio höhnisch, „die Zeit wird kommen, und sie ist nicht fern, wo ich in dieses Schloß einziehen werde, wie es sich geziemt, am hellen Tage, durch die geöffneten Thore, mitten unter dem Zuruf meiner Unterthanen. Aber heute Abend paßt es für meine Pläne nur, wie Ihr sagtet, ein Dieb in der Nacht zu sein."

„Was wollt Ihr denn?" rief die Gräfin ängstlich.

„Wie! ahnt Ihr es denn nicht?" entgegnete Don Antonio mit einer Kälte, die von einem furchtbaren Entschlusse zeugte, „daß ich herkomme, um mich zum Grafen von Mediana zu machen?"

Diese Worte ließen die Gräfin nicht länger über die Absicht Don Antonios im Zweifel. Sie stürzte auf ihren Sohn zu, um ihn mit ihrem Leibe zu schützen; aber bevor sie die Wiege erreichte, trat Don Antonio dazwischen und warf ihr einen kalten, teilnahmlosen Blick zu. Eine nie geahnte Angst ergriff die unglückliche Mutter.

„Gnade für ihn!" rief sie mit erstickter Stimme, „mich könnt Ihr töten, Don Antonia, aber was hat er Euch gethan?"

„Was er mir gethan hat?" erwiderte Don Antonio; „ist er nicht jetzt Graf von Mediana und gehört ihm nicht der Name und das Vermögen meines Bruders, dessen Frau mir angehören sollte?"

Die Gräfin barg ihr Haupt in ihren Händen und wußte nichts auf diese furchtbaren Ansprüche zu entgegnen; Don Antonio aber schritt auf die Wiege zu.

„Aber Ihr seht doch ein", sagte die Gräfin bei dieser drohenden Annäherung, „daß mein Sohn Euch nichts gethan hat!"

„Wer sagt Euch, daß ich ihm etwas thun wolle?" sprach Don Antonio minder drohend. „Hört doch erst, was meine Absichten mit ihm sind, bevor Ihr urteilt. Für ihn ist es kein Opfer, einer Welt, die er noch nicht kennt, zu entsagen; um so weniger, da niemand, selbst Ihr nicht bei ihm sein werdet, um ihn daran zu erinnern!"

„Was", rief die Gräfin, „Ihr wollt mich doch nicht etwa von ihm trennen? O nein, Ihr werdet es nicht thun!" fuhr sie, aufs Knie fallend mit ausgestreckten Armen und bittendem Blicke fort.

Ein kaltes Lächeln Don Antonios war die einzige Antwort hierauf.

„Wie!" sagte er endlich, „glaubt denn etwa die Gräfin von Mediana, daß ich diesen Schritt gewagt habe, um mich durch ihre Bitten bethören zu lassen! Nein mein Plan soll ausgeführt werden; es sei denn," fuhr er fort, indem er einen Dolch zog und damit auf die Wiege Fabians zeigte, „daß unnützer Widerstand mich zwänge, mich an diesem Kinde zu vergreifen; dann habt Ihr es selbst gewollt."

„O mein Gott", jammerte die Gräfin, wirst Du ein solches Verbrechen zulassen? Wirst Du mir keinen Retter in der Not senden?"

„Laßt mich die Sache kurz machen, Madame; glaubt mir, daß auf Gottes Gerechtigkeit, wenn sie schläft, ebenso wenig zu rechnen ist, wie auf die Menschen, wenn sie blind sind."

„Wohl mögt Ihr diese verleugnen", versetzte die Gräfin, „aber die Gerechtigkeit Gottes, die Ihr verspottet, wird Euch am äußersten Ende der Welt,

ja selbst in den entlegensten Wüsten, die noch nie eines Menschen Fuß betreten hat, einen Ankläger, einen Richter und einen Henker erwecken!"

„Die Zeit der Wunder ist vorüber!" hohnlachte Don Antonio. „Kommen wir zum Schluß; dieses Kind hat heute zum letztenmale unter dem Dache seiner Väter geschlafen."

„Möge der Himmel es verhüten!" rief Donna Luisa, indem sie an Gott das heißeste Gebet richtete, das je einem Mutterherzen entquollen ist. Dann sank sie aufs Knie vor dem herzlosen Manne und rief: „Antonio! ich habe Euch einst als einen edlen und ehrenhaften Mann gekannt, wollt Ihr Eure Seele wirklich mit einem Verbrechen beflecken? O nein, Ihr wollt mich nur erschrecken, nicht wahr?"

„Euch erschrecken?" antwortete Antonio mit bitterm Lächeln; „nein, wahrhaftig nicht! aber die Zeit drängt," fügte er hinzu, und meine Leute werden ungeduldig."

Bei diesen Worten begriff die Gräfin, daß alles vorbei sei. Ihre Sinne schwanden, und sie erwartete willenlos und schweigend die Befehle des Mannes, der kein Erbarmen kannte. Sie ging auf die Wiege zu, um ihr Kind aufzuwecken und anzukleiden, als Don Antonio dies befahl. Einen Augenblick kam ihr der Gedanke um Hilfe zu rufen, aber Don Antonios Messer blitzte ihr vor den Augen. Mit gebeugtem Haupte trat sie an die Wiege ihres Kindes heran und strich ihm mit mütterlicher Sorgfalt die Locken aus dem Gesicht. Der kleine Fabian erwachte, öffnete die Augen, und als er das bekannte Gesicht seiner Mutter erblickte, lächelte er sanft und schlief wieder ein. Die Gräfin warf auf ihren Henker einen verzweifelten Blick, der Mut verließ sie, und ihre Arme fielen schlaff an ihrem Körper nieder.

Don Antonio warf ihr einen drohenden Blick zu, die Gräfin schauderte, neigte sich abermals über ihr Kind und drückte einen heißen Kuß auf seine Lippen; bei dieser Berührung erwachte es von neuem, blickte mit erstaunter Miene um sich her, und seine schlaftrunkenen Augenlieder schlossen sich wieder, als ein heftiger Stoß Don Antonios es nochmals aufweckte. Bei der eisigen Luft, welche durch das Fenster herein drang, beim Anblick eines Unbekannten und seiner bleichen und zitternden Mutter, deren Gesicht in Thränen schwamm, fing es auch an zu zittern und barg sich weinend am Busen seiner Mutter.

Don Antonio zog sich, ohne diese aus den Augen zu verlieren, an das Fenster zurück. Vergebens zögerte die Mutter beim Anziehen ihres geliebten Kindes. Die Zeit verstrich, ohne daß ein Retter sich zeigte. Länger jedoch ertrug die unglückliche Mutter ihren Schmerz nicht; beim letzten Kusse, den sie ihrem nun völlig angekleideten Kinde gab, stieß sie einen schwachen Schrei aus und sank in eine tiefe Ohnmacht.

Ohne sich um das stille Schluchzen des Knaben zu bekümmern, beleuchtete Don Antonio kaltblütig das bleiche, leblose Antlitz der Gräfin und schob den Riegel vor die Eingangsthüre. Dann öffnete er den Schreibtisch der Gräfin, raffte die Kostbarkeiten, welche er darin fand, zusammen und legte sie in die einzelnen Fächer, steckte in Eile einige Papiere in die Tasche und zerstreute die übrigen Gegenstände im Zimmer umher. Bald gewährte die in demselben angerichtete Unordnung den Anblick, als hätte es seine Bewohnerin plötzlich verlassen.

Erschöpft ließ sich Don Antonio einen Augenblick in dem Lehnsessel der

Gräfin nieder. Ein heftiger Kampf schien in ihm zu entbrennen als sein Blick auf den Knaben fiel, der zitternd und bleich da stand. Gleichsam um ihm zu entrinnen, schritt er rasch ans Fenster und ließ ein leises Pfeifen ertönen. Einen Augenblick später erschien ein Kopf über dem Balkon, und einer der Männer, welche José bereits am Ufer gesehen hatte, schwang sich herauf und trat in das Zimmer.

Der Matrose sah kaltblütig auf die Szene, die sich seinen Augen darbot, und wartete stumm auf die Befehle seines Herrn.

„Nimm die da!“ sagte Don Antonio, indem er auf die Gräfin wies, „und trage sie hinab, ich werde mit dem Knaben folgen.“

Der Matrose hob den Körper der anscheinend toten Gräfin mit Leichtigkeit auf und stieg mit ihr den Balkon hinab; Don Antonio folgte ihm mit dem Knaben, der zitternd gehorchte.

Einige Minuten später warf die Lampe noch einmal einen lebhaften Schein auf die zerstreuten Gegenstände im Zimmer und erlosch dann. Dann trug inmitten des fernen Grollens des Ozeans ein pfeifender Windstoß einen Ton herbei, der wie der letzte Schrei der Verzweiflung klang.

Es war der letzte Schrei der unglücklichen Mutter, die, aus ihrer Ohnmacht erwacht, von einem der beiden Matrosen ermordet wurde. Ihr verlassenes Kind überließ Don Antonio in demselben gebrechlichen Fahrzeuge dem Sturme und den Wellen, in der Hoffnung, daß diese an ihm thun würden, was er nicht zu thun gewagt hatte. Er selbst warf sich, in der Nähe seines Schiffes angekommen, mit seinen beiden Mitschuldigen ins Meer und gab vor, daß der Nachen gescheitert sei, in welchem sich nur noch die tote Frau und das arme Kind befanden. Der Elende hoffte, daß die Kälte der Winternacht es töten würde.

Kehren wir indes von diesem traurigen Ereignisse nach der einsamen Bucht zurück, wo unsere Erzählung begann. Am folgenden Abende stand José hier wiederum Wache. Die Nacht war ebenso neblig wie die vorhergehende, als gegen zehn Uhr abends ein rascher und segeltüchtiger Kutter in die Bucht einbog. Seine Haltung, sein Takelwerk und seine Segelstellung bezeichneten ihn als ein Kriegsschiff oder wenigstens als ein bewaffnetes Schiff auf der Fahrt. Er lenkte in die Bucht ein, drehte bei und setzte zwei bewaffnete Boote aus, welche Waren an das Land setzen und Mundvorrat einnehmen sollten. Eine Stunde verging, als plötzlich ein lebhaftes Gewehrfeuer auf allen Punkten der Küste entstand und kurze Zeit darauf die beiden Boote am Kutter beilegten.

José war es, der diesmal, pflichtgetreuer als am vergangenen Abende, die Wächter alarmiert hatte. Zu spät indes, denn die Boote kehrten reich beladen zurück. Der letzte Mann, welcher auf das Verdeck stieg, war ein Matrose von riesenhafter Gestalt. Er trug ein kleines regungsloses Kind auf seinen Armen, welches man für tot gehalten haben würde, wenn nicht ein leises Beben des Körpers einen Rest von Leben in ihm verraten hätte.

„Was zum Henker bringst Du da, Rosenholz? fragte ihn der wachthabende Offizier.

„Mit Eurer Erlaubnis, Herr Lieutenant, es ist ein kleines Kind, das ich halbtot vor Hunger und Kälte in einem mit dem Winde treibenden Boote ge-

funden habe. Eine tote, in ihrem Blute gebadete Frau hielt es noch in ihren Armen, und ich hatte die größte Mühe, es aus dem Fahrzeug zu langen, welches die Grenzjäger besonders aufs Korn nahmen. Namentlich war da ein langer Schlingel von Soldaten, — es war José — der mit ebenso großer Hartnäckigkeit als Ungeschicklichkeit auf mich schoß. Aber wenn ich ihn je wieder treffe . . . nun, ich will weiter nichts sagen!"

„Aber was denkst Du mit dem Kinde anzufangen?" fragte der von Mitleid bewegte Offizier.

„Es bei mir zu behalten, bis der Friede es mir erlaubt, hierher zurückzukehren und die nötigen Erkundigungen über dasselbe einzuziehen."

Leider konnte der Matrose nichts weiter von dem Kinde erfahren, als daß es Fabian hieße und die ermordete Frau seine Mutter wäre. Zwei Jahre verflossen, ohne daß das französische Schiff in Spanien landen konnte. Indes nahm sich der Matrose, der, wie erwähnt, Rosenholz hieß und von Geburt ein Kanadier war, des Kindes mit der rührendsten Sorgfalt an und gewann es von Tag zu Tage lieber.

Eines Morgens wurde der französische Kreuzer gezwungen, vor einer englischen Brigg, welche ihm bei weitem überlegen war, das Weite zu suchen. Die Brigg machte Jagd auf ihn, holte ihn ein, und nun entspann sich ein erbitterter Kampf, dessen Ausgang nicht lange zweifelhaft bleiben konnte. Rosenholz hatte den kleinen Fabian in den untersten Schiffsraum gebracht, sah sich jedoch genötigt, ihn auf das Verdeck zu tragen, um während des Kampfes nicht von ihm getrennt zu werden. Hier, inmitten des wütenden Kampfes und des Donners der Geschütze, in welchen sich das Angstgeschrei Verwundeter und Sterbender mischte, wollte er für jeden Fall seinem Gedächtnis die Umstände einer Trennung eingraben, die bevorzustehen schien.

„Knie nieder, mein Kind!" sagte er, indem er sich mit seinem Riesenleibe über das Kind hinneigte und es so vor den feindlichen Kugeln schützte. „Du siehst, was vorgeht?" fuhr er mit feierlicher Stimme fort.

„Ich fürchte mich," murmelte Fabian, „vor dem Blute, das ich sehe, vor dem Lärm, den ich höre."

Und er barg sich in den Armen des Riesen

„Gut!" begann der Matrose abermals. „Vergiß nie, daß Dich in diesem Augenblicke ein Matrose, ein Mann, der Dich liebte, wie sein Leben, hat niederknieen lassen, um Dir zu sagen: Kniee nieder, mein Kind, und bete für Deine Mutter . . ."

Er endete nicht, eine Kugel hatte ihn getroffen, und sein Blut spritzte über Fabian hin, welcher ein herzzerreißendes Geschrei ausstieß. Der Kanadier hatte nur noch Zeit, ihn mit einer verzweifelten Umarmung an sein Herz zu drücken und so leise, daß der Knabe kaum vernehmen konnte, zu endigen:

„Welche ich sterbend bei Dir gefunden habe."

Dann verlor er die Besinnung. Als er wieder zu sich kam, befand er sich in einem verpesteten Schiffsraume. Ein brennender Durst verzehrte ihn. Er rief mit schwacher Stimme nach Fabian, welcher ihm jeden Morgen mit freundlichem Gesicht zulächelte, aber niemand gab ihm Antwort — Fabian war nicht mehr da. Als Gefangener sollte er den, welchen ihm die Vorsehung geschenkt hatte, vielleicht für immer beweinen. Lassen wir jedoch der Erzählung ihren Lauf, ohne dem Leser im voraus etwas davon zu verraten. Nur so viel mag

hier noch erwähnt werden, daß einige Tage nach dem unerklärlichen Verschwinden der Gräfin von Mediana aus dem Schlosse zu Clanchovi Fischer am Meeresstrande ihren entseelten Körper fanden. Der Kastellan des Schlosses umwand die Fahne des Schlosses mit schwarzem Trauerflor und errichtete mit eigenen Händen ein hölzernes Kreuz an der Stelle, wo seine unglückliche Gebieterin gefunden worden war. Wiewohl die Herzen vieler von innigem Mitleid für die so unerwartet Dahingeschiedene erfüllt waren, und ihr Schicksal Stoff zu mannigfachen Vermutungen lieferte, so geriet dies doch bald in Vergessenheit, als nach kurzer Frist Don Antonio von Mediana erschien und seinen glänzenden Einzug in das Haus seiner Väter hielt.

Drittes Kapitel.

Im fernen Westen.

Der Verlauf der geschilderten Ereignisse erfordert es, daß wir den bisherigen Schauplatz verlassen und nach dem neuen Weltteile übersiedeln, der so vielen Menschen eine zweite Heimat geworden ist.

Im Jahre 18.. war die Provinz Sonora, eine der reichsten des mexikanischen Staatenbundes, noch wenig erforscht. Die Natur hat dieses Land verschwenderisch ausgestattet. Der kaum vom Pfluge berührte Boden bringt jährlich zwei Ernten und liefert an vielen Stellen sogar noch eine reichere Ernte an Gold, welches offen darüber hingestreut ist. Doch sind die großen Vorzüge andererseits von vielleicht ebenso vielen Nachteilen begleitet. Denn ungeheure Einöden, welche sich im Besitz kriegerischer Indianer-Stämme befinden, unterbrechen hier und da die bebauten Teile des Landes. Wiewohl das Gold, wie man sagt, hier so dicht gesäet ist wie der Sand, so ist es doch äußerst gefährlich, diese Gegenden zu bereisen, nur eine eigentümliche Klasse von Menschen, deren Geschäft das Goldsuchen ist, wagt sich zuweilen in diese Einöden, beutet daselbst unter tausend Gefahren eine zu Tage liegende Goldader aus und kehrt dann, von den Apachen verfolgt, in die Städte zurück, indem sie nicht Wunder genug von dem Reichtum dieser Einöden zu erzählen weiß. Zuweilen vereinigen sich auch wohl diese Gambusinos — dies ist ihr gemeinsamer Name — zu einem ganzen Zuge dorthin, der jedoch oft an dem Leichtsinn und der Tollkühnheit der Unternehmer scheitert.

Auch in dem genannten Jahre war in Arispe, der Hauptstadt Sonoras, von einem solchen Unternehmen viel die Rede. Als Anführer desselben wurde Don Estevan de Arechiza, ein Fremder, der vor zwei Monaten von Spanien gekommen war, genannt. Dieser Mann schien über bedeutende geheime Hilfsquellen zu verfügen, denn er war außerordentlich freigebig, spielte und verlor dabei fast immer, lieh Gelder aus und forderte das Geliehene nicht wieder zurück. Man war daher geneigt zu glauben, daß Don Estevan unweit Arispe, wohin er von Zeit zu Zeit verschwand, irgend ein reiches, bisher unbekanntes

Goldlager besitze. Unter dieser Voraussetzung ward es dem geheimnisvollen Manne leichter, als jedem anderen, abenteuerliche Leute zu finden, die sich mit ihm zu einem Zuge in das Innere verbanden.

Eines Tages, als Don Estevan in Gesellschaft war, überbrachte ihm plötzlich ein Bote einen Brief. Er wurde darin von einer ihm wohlbekannten Person binnen drei Tagen zu einer Zusammenkunft an einem bestimmten Orte aufgefordert, der etwa drei Tagereisen von Arispe entfernt war und sich auf dem Wege nach dem Presidio Tubac befand. Am andern Morgen sah man Don Estevan in Begleitung eines stattlichen Reiterzuges den Weg nach dem bezeichneten Orte einschlagen. Der Mann, welcher die Reiter hier in der Nähe eines der in der Einöde zerstreut liegenden Dörfer erwartete, war beim Herannahen des Reiterzuges eben beim Spiele mit einem anderen beschäftigt. Beider Gesichter hatten durchaus nichts Vertrauenerweckendes, sondern deuteten darauf hin, daß sie zu der Klasse von Menschen gehörten, denen man ungern allein an einsamen Orten begegnet.

Cuchillo, so hieß der Absender des Briefes an Don Estevan, trug ein Wams von gegerbtem Leder. In seinen unförmigen Reiterstiefeln steckte ein langes Messer in einer Scheide, dessen Griff der Besitzer jederzeit mit der Hand erreichen konnte. Ein großer Filzhut, dessen Rand mit einer Schnur venetianischer Perlen geschmückt war, bildete seine Kopfbedeckung. Neben ihm lag ein kurzer Karabiner, der in dieser Gegend einen gefährlichen Kameraden aus ihm machte. Der Mann, welcher mit ihm spielte, hieß Baraja, war von hohem Wuchse, hatte einen dichten und starken Bart, ein ledernes Wams wie jener und ein Pferd, welches ebenso kräftig als leicht schien. Als diese Männer Don Estevan mit seinem Gefolge in der Ferne bemerkten, hoben sie ihr Spiel auf und machten sich bereit, die Herren zu empfangen. Don Estevan und Cuchillo schienen sich bereits zu kennen und traten unter das Zelt, welches sogleich von den Dienern aufgeschlagen war. Hier pflogen sie eine lange Unterredung, während deren niemand sie stören durfte. Cuchillo entdeckte dem Don Estevan, daß er ein überaus reiches Goldlager in einem Thale gefunden habe und willens sei ihn zum Mitwisser des wichtigen Geheimnisses zu machen, wenn er sich dazu verstände, ihm den zehnten Teil der Beute und eine Summe von fünfhundert Piastern im voraus zu zahlen. Er erwähnte dabei, daß er und ein anderer Gambusino die alleinigen Finder dieses überaus reichen Schatzes seien, daß sein Freund und Gefährte Marcos Arellanos aber sogleich nach der Auffindung des Lagers von den sie verfolgenden Indianern getötet worden sei.

Wiewohl Don Estevan nach dem, was er von Cuchillo bereits wußte, keineswegs seiner Mitteilung einen unbedingten Glauben schenkte, so schien ihm doch die Aussicht auf einen so bedeutenden Gewinn zu lockend, als daß er dieselbe gänzlich von der Hand gewiesen hätte. Er verstand sich deshalb nach langem Zögern dazu, auf die Bedingungen Cuchillos einzugehen und dieser mußte ihm schwören, daß seine Mitteilungen über das Goldthal der Wahrheit gemäß seien. Zugleich mußte er genau angeben, wo das Thal gelegen sei. Da der Weg dahin über das Presidio Tubac führte, und dieses der Ort war, welchen Don Estevan als Sammelplatz für die Teilnehmer der Expedition bestimmt hatte, so machten sich die Reiter ohne Säumen auf, noch vor Anbruch der Nacht die nächste Tränke zu erreichen, woselbst sie ihr Nachtquartier zu nehmen beschlossen.

Bald war der ganze Reiterzug auf dem Wege und trabte schnell durch die

unwirtsame Einöde, welche ihn rings umgab. Nichts bezeichnete in dieser kahlen Wüste das Vorhandensein menschlicher Wesen; nur hier und da waren in der Nähe von Zisternen lange Stangen aufgestellt, um dem Wanderer den Weg durch die Wüste zu zeigen, aber die Ledereimer, die an ihnen hingen, waren zusammengeschrumpft und von der Sonne ausgedörrt und bezeugten zugleich, daß die Zisternen ausgetrocknet seien.

Schon nahte die Sonne ihrem Untergange, und die Reisenden waren nur noch zwei Meilen von der Tränke entfernt, als sie die öden Ebenen hinter sich ließen und über einen Boden dahinritten, auf welchem sich einige Gummibäume zeigten. Plötzlich blieb das Pferd Don Estevans stehen und spitzte die Ohren; der Reiter gab ihm die Sporen und trieb es wider Willen vorwärts. Zu seinem Erstaunen bemerkte er hinter einem Haufen von Aloestauden den Körper eines gefallenen Pferdes. Cuchillo ritt herzu, und beide bemerkten nun, daß das Pferd im Fallen auf den Wasserschlauch des Reisenden gesunken war und diesen zerquetscht hatte. Aus diesem Umstande vermutete Cuchillo sogleich, daß der Reiter des Tieres, eines so notwendigen Hilfsmittels beraubt, nicht gar weit von der Stelle wo sein Pferd lag, das Los desselben geteilt haben würde. Wirklich täuschte ihn darin seine Erfahrung nicht; im Sande zeigten sich die Spuren eines Mannes, welche bewiesen, daß der Reisende seinen Marsch zu Fuß fortg setzt hatte. Diese wurden nach und nach deutlicher, und endlich fand man auch den Mann, welcher unbeweglich am Wege lag. Ein breiter Strohhut bedeckte sein Gesicht, sein Anzug war dürftig und zerrissen. Der Mexikaner befahl seinen Dienern, den Strohhut abzunehmen, allein man konnte wegen der Dunkelheit die Gesichtszüge des Daliegenden nicht unterscheiden. Sodann hieß er Cuchillo zurückbleiben und die Sorge über den anscheinend Toten übernehmen. Wiewohl dieser nur ungern sich zu diesem Geschäfte hergab, so stieg er doch vom Pferde und neigte sich über ihn, um zu sehen, ob noch Leben in ihm sei. Wie erstaunte er, als er in dem Sterbenden Tiburcio, den Adoptivsohn des Marcos Arellanos erkannte, der nicht als ein Opfer der Indianer, sondern von der Hand seines treulosen Gefährten gefallen war. Ein teuflischer Gedanke fuhr bei diesem Anblick durch die Seele des Banditen. Er dachte daran, daß der junge Mann. der jetzt hilflos vor ihm lag, vielleicht durch seinen Pflegevater um das Geheimnis des Goldthales wisse; zog sein Messer und legte seine Hand auf das Herz Tiburcios; ein schwaches Klopfen zeugte noch von Leben. Schon erhob er den Arm, allein er hielt plötzlich inne, da eine andere Stimme, die es Eigennutzes, lauter als sein Gewissen in ihm redete. Er kannte den tollkühnen Mut, die Geschicklichkeit dieses jungen Mannes und beschloß, daraus Nutzen zu ziehen. Zugleich öffnete er den Mund Tiburcios und tröpfelte etwas Wasser aus seinem Schlauche hinein. Erst nachdem er dies mehrere Male gethan hatte, erholte sich Tiburcio langsam und beantwortete die Fragen seines Retters. Dieser vernahm nun, daß des jungen Mannes Pflegemutter gestorben sei und er deren Hütte verlassen habe, ohne vorher sein Pferd zu tränken; die Kräfte hatten es deshalb verlassen, und es war niedergestürzt, indem es zugleich den Schlauch Tiburcios zerrissen hatte.

Wirklich argwöhnte Cuchillo nicht mit Unrecht, daß Tiburcio Mitwisser seines Geheimnisses sei. Seine Pflegemutter hatte ihn auf ihrem Sterbebette dazu gemacht unter der Bedingurg. daß er den Mörder seines Pflegevaters aufsuchen und ihn zur Verantwortung ziehen sollte. Obgleich Cuchillo all seine

List anwandte, um zu erfahren, ob sein Verdacht sich bestätige, so erfuhr er doch von dem jungen Manne nichts, was ihn seinem Ziele näher führte; vielmehr stieg durch die Fragen Cuchillos ein dunkler Verdacht in der Seele desselben auf, daß Cuchillo, welcher behauptete, den Ermordeten gekannt zu haben, der Thäter sein könne. Während Tiburcio sich diesen Gedanken überließ, drang plötzlich das dumpfe Gebrüll des amerikanischen Löwen an das Ohr beider, und das Pferd Cuchillos gab sichere Zeichen des Erschreckens zu erkennen. Zugleich ließ sich ein durchdringendes Geheul von der anderen Seite vernehmen.

„Es ist ein Puma und ein Jaguar, die sich den Leichnam Eures Pferdes streitig machen, Freund Tiburcio," sagte Cuchillo, „setzt Euch hinter mich auf mein Pferd, und laßt uns schnell davon eilen."

Wirklich war es die höchste Zeit, daß beide sich davon machten, denn lauter und anhaltender wurde das Gebrüll der Raubtiere hinter ihnen. Während sie schnell davon ritten, fiel plötzlich ein Schuß und das Gebrüll hörte auf. Nichts störte jetzt die Stille der Nacht mehr, und die beiden Reiter setzten ungestört ihren Ritt fort. Nun erst vernahm Tiburcio, daß sein Gefährte die Nacht in der nächsten Tränke zubringen und am folgenden Morgen seine Reise über die Hacienda del Venado*) nach dem Presidio Tubac fortzusetzen gedenke. Nach derselben Hacienda**) wollte auch Tiburcio sich begeben, um, da er mittellos und verlassen war, dem Besitzer desselben seine Dienste als Vaquero***) anzutragen. Kaum hatte er indes dies gegen Cuchillo geäußert, als dieser ihm riet, an der Expedition Don Estevans teilzunehmen. Bei diesem Anerbieten wachte der Verdacht gegen Cuchillo in der Seele Tiburcios wieder auf, und er überzeugte sich im stillen, wohin diese Expedition wohl gerichtet sei. Zugleich machte ihn ein anderer Umstand aufmerksamer; das Pferd, auf welchem er mit Cuchillo saß, strauchelte plötzlich und Tiburcio wußte, daß das Pferd seines Pflegevaters diesen Fehler gehabt habe. Dennoch vermochte er nicht von seinem Begleiter etwas zu erfahren, was seinem Verdachte eine bestimmte Richtung gegeben hätte, als beide an der Tränke ankamen.

Die Stelle, an welcher sich dieselbe befand, war die einzige im weiten Umkreise, wo stets Wasser zu finden war. Sie lag in einem kleinen, von Bäumen beschatteten Thale und bildete einen Lieblingsaufenthalt von Reisenden und Jägern, die hier gewöhnlich Wild antrafen. Neben ihr hatte man jetzt, um die wilden Tiere abzuhalten, ein Feuer angezündet, um welches die Dienerschaft Don Estevans mit den Resten eines Hammels beschäftigt war. Unweit stand das Zelt des Mexikaners, welcher Tiburcio bei seiner Ankunft scharf ins Auge faßte und ihn dann am Feuer willkommen hieß.

Cuchillo schritt auf Don Estevan zu und eröffnete ihm im geheimen, daß es der Sohn des Gambusino Marcos Arellanos sei, welchem seine Großmut das Leben gerettet hätte. Er teilte ihm seine Besorgnis mit, daß dieser junge Mann vielleicht Mitwisser des Geheimnisses des Goldthales sei und ihnen daher gefährlich werden könne. Dies genügte, um Don Estevans Aufmerksamkeit noch mehr auf den jungen Mann zu richten, dessen Erscheinung schon vorher aus irgend welchen Gründen den Mexikaner zu fesseln schien. Der Anteil, den die beiden Männer an dieser geheimen Unterredung nahmen, hatte ihre Schritte unwillkürlich dem nahen Walde zugelenkt, als plötzlich ein dumpfes Gebrüll in

*) Wildhof. **) Ansiedelung, Hof. ***) Viehtreiber.

ihrer Nähe sie daran erinnerte, schleunigst zum Ruheplatze zurückzukehren. Bei dem Anzeichen der nahenden Gefahr, welche das lauter werdende Gebrüll des wilden Tieres ankündigte, drängten sich die zerstreut gewesenen Pferde ängstlich um die Leitstute zusammen, und die um das Feuer liegenden Diener fachten die Flammen heller an und wechselten besorgte Blicke. Plötzlich hörte man ein ähnliches Gebrüll aus weiter Ferne und es schien kein Zweifel übrig, daß zwei Tiger sich der Tränke näherten, um ihren Durst daselbst zu stillen. Don Estevan unterbrach zuerst das bange Schweigen, welches sich während seiner Abwesenheit seiner Leute bemächtigt hatte, indem er ihnen befahl, sich auf den Kampf mit diesen gefährlichen Gegnern, deren Gebrüll näher und näher tönte, vorzubereiten. Er selbst erwartete dieselben mit seinem Doppelkarabiner in der Hand und stellte sich furchtlos am Eingange seines Zeltes auf. Schon erwarteten alle die funkelnden Augen der brüllenden Raubtiere durch die Gebüsche blinken zu sehen, als sich plötzlich die Stimme eines Schakals in das Gebrüll der beiden Tiger mischte und bald darauf eine menschliche Stimme nach der Art der Seeleute, die sich bei Nacht anrufen, aus dem nahen Dickicht rief:

„Holla, he! Ihr Leute am Feuer! Wir thun das Land an, seid unbesorgt und feuert nicht!“

Erstaunt über diesen unerwarteten Ruf, wuchs doch die Verwunderung der Anwesenden noch, als sie einen amerikanischen Jäger von riesigem Körperbau und mit einer langen und schweren Büchse bewaffnet aus dem Gebüsch emportauchen und in den Kreis des Feuers treten sahen.

„Der Teufel hole Euer Feuer! sagte derselbe in barschem, aber gutmütigem Tone, indem sein Blick die Truppe der Reisenden musterte. Ihr erschreckt mir schon seit zwei Stunden die zwei prächtigsten gefleckten Tiger, die je in diesen ungeheuren Einöden gebrüllt haben! Hoffentlich werdet Ihr das Feuer da auslöschen!“

„Wie?“ riefen die Diener bei diesen Worten, „das Feuer auslöschen?“

„Nun Ihr werdet Euch doch wohl nicht vor zwei armen Tigern fürchten?“ fuhr der Jäger lächelnd fort.

„Wer seid Ihr?“ nahm jetzt Don Estevan das Wort.

„Ein Jäger, wie Sie sehen.“

„Was für ein Jäger?“

„Ich und mein Gefährte gehen der Fischotter, dem Biber, dem Wolfe, dem Tiger und dem Indianer zuleibe — wie es eben kommt. Ich habe mit meinem Kameraden etwa zwei Stunden von hier einen Puma und ein Jaguarpaar gefunden, die sich den Leichnam eines Pferdes streitig machten. . .“

„Es ist das meinige!“ fiel Tiburcio ein.

„Das Ihrige! armer junger Mann!“ sagte der Jäger in einem Tone derber Herzlichkeit. „Doch freut es mich, daß Sie hier sind, denn ich glaubte den Besitzer nicht mehr unter den Lebenden anzutreffen. Nun aber haben wir den Puma getötet und die Spur der beiden Tiger, die Ihr verhindert, ihren Durst an der Tränke zu stillen, bis hierher verfolgt. Wenn wir Euch also ihrer entledigen sollen, so müßt Ihr das Feuer auslöschen!“

„Und wo ist Euer Kamerad?“ fragte Don Estevan, dem das Zusammentreffen mit diesen Leuten günstig für seine Pläne zu sein schien.

„Er wird im Augenblicke hier sein; aber löschet nur erst das Feuer aus!“

Der Ton, in welchem diese Worte gesprochen wurden, hatte so viel Ueber-

zeugendes, daß Don Estevan sich dadurch bewogen fand, dem Willen des Jägers Folge zu leisten. Alsbald ließ dieser die Stimme des Schakals zum zweitenmale hören, worauf sein Gefährte herbeikam. Obgleich derselbe von ziemlich hohem Wuchse war, erschien er doch zwerghaft neben seinem riesigen Kameraden. Ein doppeltes Gebrüll, welches sich jetzt hören ließ, bewog die beiden Jäger sogleich an ihr Werk zu gehen. Sie verschwanden deshalb in dem kleinen Thale, in dessen Mitte sich die Tränke befand. Inmitten seines finsteren Raumes nahmen sie ihre Stellung ein und lehnten sich, ein Knie auf den Boden gestemmt, den Karabiner in der Hand und das Messer zwischen den Zähnen, mit dem Rücken an einander an.

Nach wenigen Augenblicken konnten die geängstigten Reisenden zwei Tierkörper mit feurigen Augensternen durch die Bäume hindurchgleiten sehen, bei deren Anblicke selbst das unerschrockenste Herz eine Regung von Furcht fühlen mochte. Geschmeidig wie die Rankengewächse des Waldes, zeigten die zwei Tiere bei ihrem Nahen vier lichte Punkte, die sich unabläßig bewegten gleich Leuchtkäfern, die der Windhauch auf den Bäumen hin und her wiegt.

Die beiden Jäger konnten davon noch nichts sehen; sie hörten nur das zornige Schnauben ihrer grimmigen Feinde, welches dieselben beim Geruch der Nähe von Menschen von sich geben. Unbeweglich wie Statuen saßen sie da und erwarteten mit dem Selbstvertrauen, welches allein Geschicklichkeit und bewährter Mut verleihen, den Kampf, in welchem sie entweder siegen oder fallen mußten.

Viertes Kapitel.

Der Mordversuch.

Es dauerte nicht lange, so sahen die Zuschauer des bevorstehenden furchtbaren Kampfes, die Jaguare plötzlich still stehen wie Spürhunde, welche sich stellen. Ein Gebrüll, welches sie zugleich ausstießen, bewies, daß sie die Nähe der beiden ihnen bis dahin unbekannten Feinde witterten. Einen Augenblick blieben sie wie infolge eines Einverständnisses stehen, um sich zu dehnen und zu strecken; dann peitschten sie mit dem Schwanze ihre Flanken und erhoben sich unter gewaltigem Brüllen zwanzig Fuß über den Boden und schwebten so über den Wänden des Thales.

Plötzlich fiel ein Schuß, begleitet von dem Gebrüll eines mit dem Tode ringenden Tieres. Der durch den Karabiner eines der Jäger im Sprunge getötete Jaguar drehte sich wirbelnd in der Luft und fiel leblos in das Thal; der andere aber sprang in furchtbarer Wut auf.

Dann hörte man ein verworrenes Geräusch von Menschenstimmen und Tiergeheul, wie wenn die Jäger sich mit ihrem Feinde auf dem Boden herumwälzten, bis ein zweiter Schuß und ein letztes Gebrüll, zuerst durchdringend und dann allmählich ersterbend folgte.

Die in Angst schwebenden Zuhörer wagten nicht, näher zu treten, bis die riesige Gestalt des Kanadiers sich am Rande des Thales zeigte.

„Sehet," sagte er zu den Herbeigelaufenen, „was zwei Kentuckier-Büchsen und ein gutes Messer in geschickten Händen vermögen. . . ."

Jetzt erst sahen diese zwei auf dem Boden liegende Jaguare; dann bemerkten sie, wie der Gefährte des Jägers, welcher den Namen „der Schläfer" führte, damit beschäftigt war, einen langen, blutigen Riß, der ihm über Schulter und Brust hinlief und ziemlich tief war, mit kaltem Wasser zu waschen.

„Ein Messer ist doch besser als die schärfsten Krallen," sagte er, indem er hinwies auf einen der getöteten Jaguare, dessen Leib weit aufgeschlitzt war, während dem anderen die Kugel, welche nahe am Hirne eingeschlagen war, getötet hatte.

„Ist," fragte der Schläfer, „keine Hacienda hier in der Nähe, wo man zwei schöne Tigerfelle und ein Pumafell verkaufen könnte?"

„Gewiß", entgegnete einer der Diener, „wir selbst gehen nach der Hacienda del Venado, die nur einige Stunden von hier entfernt ist; daselbst werdet Ihr außer fünf Piastern für jedes Fell noch eine Belohnung von zehn Piastern erhalten."

„Was meinst Du dazu, Kanadier, gehen wir so weit?"

„Ja, gewiß; fünfundzwanzig Piaster ist ein schönes Geld; wenn wir uns einen Augenblick ausgeruht haben, machen wir uns dahin auf. Wir werden, denke ich, vor Euch da sein, wenn Ihr nicht Eure Pferde wiederfindet, die sämtlich entflohen sind."

„Seid deshalb außer Sorgen," entgegnete ein anderer, „wir wollen ihrer schon wieder habhaft werden.

Das Feuer wurde nun wieder angezündet, und die Diener schickten sich an, das Nachtmahl daran zu rüsten. Don Estevan rief die unerschrockenen Jäger zu sich und setzte sich mit in den von der Flamme erhellten Kreis. Auch Tiburcio wurde dazu eingeladen. Als er sich niederließ, beobachtete ihn Don Estevan genau und murmelte dabei einige unverständliche Worte. Es schien, daß das ausdrucksvolle Gesicht des jungen Mannes, von dem niemand etwas Anderes wußte, als daß er der Pflegesohn des verstorbenen Arellanos gewesen sei, ihn an eine Aehnlichkeit mit einem andern erinnere, den er früher gekannt hatte. Wie dem auch sei, man sah, daß der Anblick des jungen Vaquero einen sichtbaren, keineswegs angenehmen Eindruck auf Don Estevan machte, er hütete sich jedoch, irgend einen Anwesenden etwas davon merken zu lassen.

Anders waren die Gefühle, welche der Anblick desselben Jünglings in dem ältesten und stärksten der zwei Jäger hervorzurufen schien. Wie vom Blitz geblendet, schloß dieser mit einemmale die Augen, und seine Glieder zuckten, als wollte er auf den Jüngling zustürzen. Dann aber kehrte seine frühere Ruhe wieder, nur ein schmerzliches Wohlgefallen blieb in seinen Gesichtszügen zurück, indem er die Augen auf Tiburcio richtete.

Auch in dem andern Jäger schienen durch das Zusammentreffen mit den Reisenden besondere Empfindungen angeregt zu sein, denn er murmelte einige Worte vor sich hin und zog dann seine Pelzmütze über die Stirn hinab, als wünsche er sein Gesicht vor jemandem der Anwesenden zu verbergen.

Natürlich drehte sich die Unterhaltung bald um das Gewerbe und das Vaterland der beiden Jäger, welche sich beide für „Waldläufer" ausgaben

und sagten, daß Amerika ihr Vaterland sei. Zugleich versuchte Don Estevan die braven Männer für sein Unternehmen zu gewinnen, allein dies gelang ihm nicht; diese Männer schienen das freie Leben im Walde lieb zu haben, als daß sie ihre Freiheit um eine Aussicht auf Geldgewinn aufgaben.

Es dauerte nicht lange, so waren alle außer Tiburcio eingeschlafen. Ihn hielten die Ereignisse, welche er erlebt hatte, seine gegenwärtige dürftige Lage, sowie der unbestimmte Verdacht, der sich gegen Cuchillo in ihm erhoben hatte, noch eine Weile wach. Er dachte daran, daß er durch das Geheimnis des Goldthales, welches seine Mutter ihm auf ihrem Sterbebette anvertraut hatte, zum Besitze unermeßlichen Reichtums gelangen könne, allein er war, so lange er denken konnte, zu sehr an Entbehrungen gewöhnt, als daß ihn diese Aussicht auf Gewinn gereizt hätte. Nur eins hätte er wissen mögen, ob nämlich sein Verdacht gegen Den, welcher ihm das Leben gerettet hatte, begründet sei, und ob vielleicht die Expediton, von der dieser ihm mitgeteilt, und zu welcher er ihn aufgefordert hatte, nach demselben Thale ging, welches seine Pflegemutter ihm angegeben hatte. Unter diesen Gedanken nahte auch für ihn endlich die Stunde, wo seine Augenlider sich senkten und der wohlthuende Schlummer ihn überkam.

Kaum graute der Morgen im Osten, als der Zug sich zum Aufbruch anschickte, und Tiburcio wieder mit Cuchillo zu Pferde saß. Die beiden Jäger hatten sich schon früher entfernt; man erblickte sie, als der Zug den Wald verließ und das Freie erreichte. Bald sah man die Gebäude der Hacienda del Venado in der Ferne glänzen, und nach einigen Stunden war man so nahe, daß man das emsige Treiben der daselbst beschäftigten Landleute beobachten und die Lage sämtlicher Gebäude übersehen konnte.

Diese waren aus Steinen erbaut und hatten den doppelten Zweck, als Wirtschaftsgebäude und zugleich als Festung gegen die Angriffe der benachbarten Indianer zu dienen. Rings umgab sie eine reiche Feldflur, die von Tagelöhnern des Hacendero, welche in dem nahen Dorfe ansässig waren, bearbeitet wurde. Zugleich bildeten dieselben unter Anführung ihres Herrn für den Fall der Not eine vollkommen ausreichende Besatzung der kleinen Festung.

Don Augustin Pena, dies war der Name des Landbesitzers, welcher hier wohnte, war weit und breit der reichste Mann. Er besaß nicht nur die Ländereien rings um seinen freundlichen Landsitz, sondern beutete auch ein reiches Goldbergwerk aus, welches in geringer Entfernung von seinem weithin sich erstreckenden Grundbesitz gelegen war. Er hatte eine einzige Tochter mit Namen Rosarita, welche eben so liebenswürdig als schön und die dereinstige alleinige Erbin so ungeheurer Reichtümer war.

Da der Hacendero durch vorausgesandte Boten von der Ankunft Don Estevans wußte, so standen die Thore der Hacienda offen, und er kam selbst dem unerwarteten Gaste entgegen, um ihn zu empfangen. Er war ein kräftiger Mann, und aus seinem gebräunten Gesichte sprach die Offenheit eines Landmannes, sowie jenes entschlossene Wesen, welches einem stets unter Gefahren lebenden Manne eigen ist. Ehrerbietig empfing er Don Estevan, den er zuvor noch nicht gesehen hatte und auch gegen Tiburcio, der ihm und seiner Tochter bei einer früheren Gelegenheit schon einmal einen nicht unerheblichen Dienst geleistet hatte, war er freundlich und herablassend.

Die Reisenden wurden von der Tochter des Hacendero im Saale empfangen und traten dann in ein anderes Zimmer, in welchem ein überaus reichliches

Mahl bereit stand. Während desselben wurde dem Don Estevan ein neuer Teilnehmer seines Unternehmens, Don Diaz, durch den Hacendero zugeführt. Dieser wollte sich von hier aus dem Zug nach dem Goldthale anschließen. Pedro Diaz war ein überaus kühner Abenteurer, dessen Name von den Indianern sehr gefürchtet war.

Nachdem die Mahlzeit unter mancherlei ergötzlichen Gesprächen, welche sich hauptsächlich auf das Unternehmen Don Estevans bezogen, beendigt war, begaben sich die Gäste nach den für sie bereitstehenden Gemächern.

Bald sah man indes Don Estevan das für ihn in Bereitschaft gesetzte Zimmer verlassen und mit Cuchillo hinaustreten in den Park, dessen schattige Gänge eben vom Glanze des aufgehenden Mondes erhellt wurden. Als sie eine Weile schweigend dahingeschritten waren, begannen beide eine Unterhaltung mit einander, die in leisem und flüsterndem Tone gehalten wurde. Den Gegenstand derselben bildete Tiburcio, der Pflegesohn des Marcos Arellanos. Beide Männer schienen, wiewohl erst seit kurzem in der Gesellschaft dieses Jünglings, dennoch einen gemeinsamen Grund zu haben, ihn zu hassen, und berieten sich jetzt miteinander, wie sie sich seiner auf die beste Weise entledigen könnten. Cuchillo, welcher fürchtete, daß sein Geheimnis im Besitze des jungen Mannes sei, war über die Mittel, um diesen Zweck zu erreichen, nicht unschlüssig und äußerte, daß Don Estevan ihm diese Sache allein überlassen möge. Dieser jedoch schien noch nicht ganz einig darüber, was er thun sollte, und fand es geraten, die Gründe, welche ihn dazu bestimmten, den jungen Mann zu hassen, dem Banditen zu verschweigen.

Zufällig lenkte auch Tiburcio zu derselben Zeit, wo jene sich im geheimen über sein Schicksal besprachen, seine Schritte dem Parke zu, da es ihm unangenehm war, mit Cuchillo, welchen er drinnen im Hause glaubte, schon wieder zusammen zu kommen. Auch ihn scheuchte ein gewisses unerklärliches Gefühl von dem stolzen Mexikaner, der ihn durch Cuchillo in Dienst nehmen wollte, zurück, und er dachte eben bei sich darüber nach, daß es für ihn wohl am passendsten sein würde, seinen Plan auszuführen und dem Hacendero seine Dienste als Vaquero anzutragen.

Während er so still und unbekümmert durch die schattigen Gänge des Parkes dahinschritt, hörte er plötzlich den sanften Ton einer weiblichen Stimme, die wie beruhigend durch die Zweige drang. Er lauschte und war unschlüssig, ob er dem gehörten Klange folgen oder stehen bleiben sollte. Der Zauber und die Innigkeit des Gefühls, welche in den Tönen lag, die friedlich durch die Abendstille drangen, bewog ihn näher zu treten. Bald gewahrte er einen hellen Lichtstrahl, der sich aus einem mit Reben umkränzten Fenster hervorstahl. Er trat heran und sah drinnen im Zimmer Rosarita, welche zur Zither sang. Aufmerksam lauschte Tiburcio den Tönen, die aus ihrem Munde drangen und bemerkte nicht, wie das Gebüsch sich zitternd bewegte und leise Stimmen einander zuflüsterten.

Nach einer guten Weile verstummten die Töne der Sängerin, und sie erhob sich, um das Fenster zu öffnen. Bei dieser unerwarteten Bewegung wich Tiburcio einige Schritte in das Dickicht zurück, um nicht von ihr bemerkt zu werden. In diesem Augenblicke raschelte das Laub vernehmlicher hinter ihm, und ehe er Zeit hatte, den Blick zu wenden, traf ihn ein heftiger Stoß in den Rücken, wodurch er das Gleichgewicht verlor und zu Boden sank. Ehe er Zeit hatte,

wieder aufzustehen, neigte sich eine schwarze Gestalt über den Gefallenen, in deren Hand ein breites Messer erglänzte. Während der erhobene Arm derselben sich bewegte, um einen zweiten Stoß auf den Daliegenden zu führen, ermannte sich Tiburcio und zog den noch unbekannten Feind mit sich hinab zur Erde.

Einige Minuten lang wälzten sich die beiden Gegner am Boden umher, ohne ein Wort zu verlieren, und man hörte nur ihr dumpfes, gepreßtes Atmen. Das Messer, das der Hand des unvorhergesehenen Feindes entfallen war, gab dabei einen unglückverkündenden Klang von sich, ohne daß sich einer der beiden Ringenden desselben wieder bemächtigen konnte. Mit einer letzten Kraftanstrengung raffte sich endlich Tiburcio auf und setzte Cuchillo — denn kein anderer war dieser heimtückische Feind — das Knie auf die Brust, während er den Dolch aus seinem Gürtel hervorzuziehen suchte.

Plötzlich stürzte eine zweite Person herbei. Es war Don Estevan, der bis dahin ein müßiger Zuschauer des Kampfes gewesen war. Er schien einen Augenblick unschlüssig zu sein, auf welche Seite er sich wenden sollte, als eine Stimme rief:

„Halten Sie ein, halten Sie ein im Namen der heiligen Jungfrau! Dieser junge Mann ist ein Gast meines Vaters, — sein Leben ist heilig unter diesem Dache!"

Es war Rosarita, welche durch den entstandenen Lärm aufmerksam gemacht worden war und eilenden Laufes herbeikam, um die Kämpfenden von einander zu trennen.

„O mein Gott!" rief sie, „seid Ihr verwundet? Don Estevan, Sennor Cuchillo, gehen Sie doch zurück!"

Diese Dazwischenkunft entschied. Tiburcio ließ Cuchillo los, welcher einige unverständliche Worte vor sich hin murmelte und dann mit Don Estevan aus dem Lichtkreise wieder in den dunkeln Schatten des Gebüsches zurücktrat.

Tiburcio blieb mit Rosarita allein zurück. Er dankte ihr mit höflichen Worten für den Beistand, welchen sie ihm geleistet hatte, aber er fühlte, daß seines Bleibens in der Hacienda nun nicht länger sei. Wiewohl Rosarita ihn wiederholt bat, nicht fortzugehen, beharrte er doch bei seinem Entschlusse, noch in derselben Stunde das Haus ihres Vaters zu verlassen, und entfernte sich mit einer stummen Verbeugung von ihr. Sie eilte ihm nach und rief ihm zu, daß ihn außerhalb ihres Hauses der Tod erwarte; umsonst, er übersprang die Ringmauer, welche den Park umzäunte und schritt eilends von dannen. Wohin? — das wußte der verlassene Jüngling nicht, allein, er hatte das Vertrauen, daß die göttliche Vorsehung, welche sein Leben schon einmal auf so wunderbare Weise bewahrt hatte, ihn auch jetzt unter ein schützendes Obdach führen würde.

Doch weilten seine Gedanken für den Augenblick mehr in der Vergangenheit der letzten Stunden als im dunkeln Lande der vor ihm liegenden Zukunft.

Vergebens suchte er sich einige Klarheit darüber zu verschaffen, was Cuchillo, der ihm noch vor kurzem das Leben gerettet, dazu vermocht hätte, ihn so heimtückisch zu überfallen; nur eine Vermutung befestigte sich bei seinem Nachsinnen immer mehr in ihm, nämlich die, daß sein Verdacht gegen Cuchillo nicht grundlos sei, und dieser ihn deshalb aus dem Wege zu räumen gesucht habe. Auch die Gegenwart Don Estevans schien ihm hiernach erklärlich, wiewohl dieser sich bis dahin mehr das Ansehen eines Beschützers von ihm, als das eines Feindes gegeben hatte.

Während Tiburcio, in diesen düstern Betrachtungen versenkt, dahin schritt und nicht auf den Weg achtete, der ihn mehr und mehr von der Hacienda entfernte, gewahrte er plötzlich den Schimmer eines fernen Lichtes, welches unbeweglich an dem Orte blieb, von dem es herleuchtete. Der ruhige Schein desselben schien Tiburcio einzuladen, näher zu treten; er lenkte daher seine Schritte darauf zu, in der Erwartung dort vielleicht Menschen zu finden, die ihm für den Rest der Nacht einen Ruheplatz an ihrem Feuer gönnten und ihm behülflich wären, die Wunde, welche er im Kampfe mit Cuchillo erhalten, zu verbinden.

Fünftes Kapitel.

Der Waldläufer.

Es war in der That ein guter Stern, welcher dem vater- und mutterlosen Jüngling in dieser Nacht voranleuchtete und ihn hinführte zu der Stelle, wo er ein Obdach zu finden hoffte.

Hier nämlich hatten sich in einiger Entfernung von der Hacienda am Waldessaume zwei Personen niedergelassen, die es ebenfalls zu verschmähen schienen, die Gastlichkeit des Hacendero in Anspruch zu nehmen. Wir haben dieselben bereits kennen gelernt und dürfen jetzt hinzufügen, daß es die beiden unerschrockenen Jäger waren, welche ermüdet von dem langen Tagemarsche, diesen Ruheplatz für sich ausgesucht hatten.

Da beide fortan öfter unsere Aufmerksamkeit beschäftigen werden, so dürfte es an der Zeit sein, diese Männer noch einmal genau zu betrachten.

Der eine derselben, welcher sich selbst vorher einen „Waldläufer" genannt hatte, trug ein Wams, welches durchaus der Lebensweise in den Wäldern entsprach und zugleich an die Tracht der Indianer und Weißen erinnerte. Sein Kopf war mit einer Mütze aus Fuchspelz in Form eines abgestumpften Kegels bedeckt. Ein baumwollenes, blaugestreiftes Hemde bedeckte seine Schultern und neben ihm auf der Erde lag eine Art Ueberrock, aus einer wollenen Decke verfertigt. Seine Füße waren mit ledernen Gamaschen bekleidet, anstatt der Mokassins*) aber trug er eisenbeschlagene Schuhe von einer Stärke, daß sie mehrere Jahre hindurch aushalten konnten.

Ein sorgfältig glatt geschabtes Büffelhorn hing quer über eine Schulter und enthielt sein Pulver, während sich in dem ledernen Beutel, der an der andern Seite hing, ein reichlicher Vorrat von bleiernen Kugeln befand. Eine neben ihm liegende Büchse mit langem Lauf und ein Jagdmesser, welches in einem wollenen, vielfarbigen Gürtel steckte, vollendete das Rüstzeug des Jägers, dessen riesenhafter Wuchs in ihm einen der kühnen Abkömmlinge der ersten Normannen in Kanada erkennen ließ, die daselbst von Tage zu Tage seltener werden. Sein

---

*) Wildlederne Schuhe der Indianer.

Haar fing an sehr grau zu werden und würde kaum gegen seine Mütze abgestochen haben, wenn nicht eine breite kreisförmige Narbe, die von einer Schläfe zur andern ging, die Grenze zwischen beiden bezeichnet hätte. Diese Narbe bewies, daß, wenn er auch sein Haupthaar noch besaß, er doch große Gefahr gelaufen hatte, dasselbe zu verlieren.

Die sonnenverbrannten Gesichtszüge dieses Riesen schienen ehern zu sein, wenn sie die Glut des angeschürten Feuers traf. Uebrigens lag in seinem Gesicht ein Ausdruck großer Gutmütigkeit, der ganz zur herkulischen Kraft seiner Glieder paßte.

Obgleich sein Gefährte von hohem Wuchse war, so erschien er doch neben diesem Riesen fast wie ein Zwerg. Er stand ungefähr in dem Alter von 45 Jahren, und in seinen dunkeln Augen lag der Ausdruck eines kühnen heftigen Sinnes. Augenscheinlich gehörte er einem südlichen Himmelsstriche an, denn auch sein Gesicht war gebräunt und sonnenverbrannt.

Obgleich er dieselbe Tracht trug wie sein Gefährte, so ließ dieselbe doch eher einen Reiter als einen Fußgänger in ihm vermuten. Doch bezeugten seine zerrissenen Schuhe, daß er mit ihnen mehr als einen Marsch hatte vollenden müssen.

Beide Jäger hatten sich neben dem Feuer auf das Moos gestreckt und weideten hier ihre Blicke an einer Hammelkeule, welche auf ein Eisenholzstäbchen gespießt war und über glühenden Kohlen röstete, während der schmackhafte Saft derselben niedertröpfelte und zischend ins Feuer fiel.

Die beiden so geschilderten Männer unterhielten sich mit einander über ihr früheres Leben, und der jüngere erzählte seinem Gefährten Ereignisse, die wir bereits am Anfang unserer Erzählung kennen gelernt haben. In der That war dieser Mann kein anderer als der, welchen wir unter dem Namen José, der Schläfer, in der Bucht von Elanchovi kennen gelernt haben. Sein Gewissen hatte sich einige Tage nach der daselbst geschehenen Unthat zu regen angefangen, und da es ihm daran lag, den Zusammenhang der in jener Nacht geschehenen Ereignisse zu erfahren, deren Teilnehmer er leider auch war, so hatte er seinen Kapitän, von dem er damals auf jenen Posten in der Bucht beordert war, vor Gericht gefordert und ihn der Teilnahme des Mordes der Gräfin beschuldigt. Durch Bestechung der Richter war es jedoch dem Käpitän gelungen, die Anklage von sich abzuwälzen und José nach der Präsidentschaft Ceuta auf den Thunfischfang zu senden. Nach tausend Abenteuern gelang es dem armen Burschen aus seinem Exile nach Amerika zu entfliehen, und hier traf er den Waldläufer, der seitdem aus dem frühe en Grenzjäger einen tüchtigen Schützen gebildet hatte und mit ihm in innigem Freundschafts-Verhältnisse lebte.

Während die beiden sich so über ihr früheres Leben unterhielten und der Kanadier seinem Gefährten erzählte, daß er früher Matrose gewesen sei, und ähnliche Schicksale, wie die Josés, ihn dazu gezwungen hätten, sein Seeleben aufzugeben, hörten sie plötzlich das Geräusch eines sich Nähernden. Es war Tiburcio, der sogleich an der Stimme, welche ihn anrief, die des Kanadiers erkannte und mit der Bitte um ein Obdach für die Nacht auf die beiden Jäger zuschritt.

„Ihr seid willkommen," sagte der Kanadier, indem er dem Ankömmlinge, auf dessen Gesicht sein Auge schon am vergangenen Abende mit besonderem Wohlgefallen geweilt hatte, die Hand hinreichte, während sein Gefährte ihn mit

einem gewissen Erstaunen betrachtete. „Seit Ihr weit von den Reitern verirrt, bei denen wir Euch gestern Abend fanden?“ — fragte dieser Tiburcio, der vor Ermattung vor ihm auf den Boden hinsank, „und wißt Ihr nicht, daß Ihr eine Viertelstunde von hier eine bessere Aufnahme hättet finden können, als bei uns? Hat Euch der Besitzer der Hacienda dieselbe etwa verweigert, oder kommt Ihr vielleicht sogar von dort her?“

„Ich komme von dort,“ antwortete Tiburcio, „ich kann Don Augustin nicht den Vorwurf der Ungastlichkeit machen, aber sein Haus beherbergt Gäste, mit denen ich meiner Sicherheit halber nicht länger unter einem Dache zusammenbleiben kann.“

„Wie?“ fragte José, „es ist doch wohl nicht etwas Außerordentliches vorgefallen?“

Tiburcio schlug seinen Mantel auseinander und zeigte seinen rechten Arm, dessen Aermel von Cuchillos Messer zerrissen und mit Blut bedeckt war.

„Teufel!“ sagte der Kanadier, „Ihr habt mit einem Schelm zu thun gehabt, der eine feste Hand hatte! Einige Zoll zur Seite hätte Eurem Leben ein Ende gemacht. Doch beruhigt Euch,“ fügte er hinzu, indem er die auf die Wunde geklebten Kleidungsstücke abnahm, „es hat nicht viel zu bedeuten, mein Junge.“

Dann feuchtete er die Wunde mit Wasser an und bat José eine Hand voll Oregamokräuter herbeizuschaffen. Bald kam derselbe damit zurück und befolgte pünktlich die Befehle des Waldläufers. Dieser legte eine Art von Pflaster aus diesem heilsamen Kraute auf die Wunde und verband sie mit Tiburcios Gürtel. Dann lud er denselben ein, an ihrer Mahlzeit teilzunehmen, aber Tiburcio dankte und äußerte den Wunsch, sich niederlegen und einige Zeit schlafen zu dürfen. Gern wurde ihm dieser gewährt, und bald versank er in einen tiefen Schlaf. Der Kanadier betrachtete ihn einige Augenblicke schweigend, wandte sich dann zu José und sagte:

„Wenn seine Gesichtszüge nicht trügen, so glaube ich nicht, daß wir es bereuen werden, diesen armen Burschen aufgenommen zu haben. Wie alt mag er wohl sein?“ fragte der Kanadier, dessen Gesicht bei dieser Frage eine ungewöhnliche Teilnahme verriet.

„Er ist nicht älter als 24 Jahre, dafür stehe ich,“ antwortete der gewesene Grenzjäger.

„So meinte ich auch,“ sagte der Kanadier, der mehr mit sich, als er mit seinem Freunde zu reden schien, während ein wehmütiger Ausdruck seine rauhen Gesichtszüge sanfter erscheinen ließ; „daß ist das Alter, in dem er stehen muß, wenn er noch lebt.“ Ein Seufzer entwand sich bei diesen Worten seiner breiten Brust.

„Wen meinst Du denn?“ unterbrach ihn rasch der Spanier, in dessen Seele diese Worte anzuklingen schienen.

„Was einmal vergangen ist, ist vergangen, sage ich Dir,“ entgegnete der Waldläufer und wenn etwas nicht mehr da ist, so ist es das beste es zu vergessen. Doch laß uns nicht mehr daran denken; ich habe einsam in den Wäldern gelebt und muß einsam sterben wie ich gelebt habe.“

Mit diesen Worten brach die Unterhaltung zwischen beiden ab, und sie schickten sich an, ihr reichliches Mahl zu verzehren. Dann machte sich José auf,

um eines der Pferde der Hacienda für sich zu fangen, was er und sein Gefährte bei der großen Anzahl derselben für kein Verbrechen hielt.

Der Kanadier blieb allein zurück. Er betrachtete abermals den schlafenden Tiburcio, warf noch eine Hand voll trockenes Reisig in das Feuer und war bald ebenfalls eingeschlafen.

Jetzt vernahm man nur noch das Rauschen des Abendwindes, der die Wipfel der Bäume bewegte, unter denen zwei Männer ruhten, die es nicht ahnten, daß sie zwanzig Jahre früher lange Zeit Seite an Seite geschlafen hatten, damals eingewiegt vom Brausen des Ozeans, wie jetzt von dem Rauschen der Bäume des Waldes.

Sechstes Kapitel.

Ein Wiederfinden.

Während Tiburcio und der Kanadier eines ruhigen Schlafes genossen, herrschte unter den auf der Hacienda angekommenen Gästen eine große Unruhe. Don Estevan besprach sich im geheimen mit Cuchillo in seinem Zimmer und befahl diesem noch in derselben Nacht sich Tiburcios zu bemächtigen, der ihm als Mitwisser des Geheimnisses des Goldthales gefährlich werden könnte. Zugleich schienen noch andere gewichtigere Gründe ihn dazu zu bewegen, diesen jungen Mann in seine Gewalt zu bekommen, mit denen uns der Verlauf unserer Erzählung später bekannt machen wird. Nach reiflichen Erwägungen erschien die Sache Don Estevan so wichtig, daß er den Entschuß faßte, sich selbst noch an demselben Abende an die Spitze seiner Begleiter zu stellen und den Entflohenen aufzusuchen. Unglücklicherweise hatte Cuchillo die Schritte des Fortgehenden belauscht und erkannt, daß dieser die Richtung nach dem Feuer am Waldessaume eingeschlagen hatte. Er durfte deshalb mit Sicherheit hoffen, ihn daselbst zu finden und sich seiner vielleicht ohne Gegenwehr zu bemächtigen. Während sich die Kavalkade, an der Spitze ihren Führer, im Hofe der Hacienda in Bewegung setzte, saß er deshalb schon zu Pferde und schlug die bezeichnete Richtung ein.

Unweit der Stelle angekommen, wo das Feuer einen hellen Schein verbreitete, stieg er vorsichtig ab, band sein Pferd an den Stamm eines Sumachs*) und kroch dann wie ein Jaguar auf dem Boden weiter. Der Mond goß sein Licht über den Wald aus, und je mehr Cuchillo sich näherte, um so größer wurde der Lichtkreis des Feuers unter dem Gewölbe der Bäume. Cuchillo kroch immer fort, bis er zu den verwachsenen Wurzeln eines Mangle**) kam. Dort hielt er an, und ein wildes Lächeln flog über sein Gesicht, als er den Blick nach dem Feuer hinwandte.

---

*) Eine durch ihren Gehalt an Gerbstoff, sowie an scharfen und giftigen Stoffen ausgezeichnete Gattung von Pflanzen.

**) Wurzelbaum.

Eben war José mit seinem Fange dahin zurückgekehrt und hatte sich etwas niedergelegt, um zu schlafen, während der Kanadier erwacht war und die Wache übernahm. Leise trat der Jäger an den schlafenden Tiburcio heran, neigte sich über ihn und betrachtete aufmerksam seine Gesichtszüge. Dann ging er an seinen früheren Platz zurück, setzte sich und sprach:

„Das ist wirklich das Alter, in welchem er sein muß, wenn er noch am Leben ist. Aber wie ist es möglich, in diesen Zügen eines blühenden Jünglings die eines Kindes wieder zu erkennen, das vier Jahr alt war, als es mir entrissen wurde?"

Ein Lächeln des Zweifels flog bei diesen leise gesprochenen Worten über des Jägers Lippen hin, als hätte er die Thorheit dieser Vermutung eingesehen.

„Und doch," fuhr er fort, „habe ich zu viel erlebt und zu lange im Verkehr mit der Natur gestanden, um an der Allmacht der Vorsehung zu zweifeln. Warum sollte sie nicht noch ein Wunder thun. War es kein Wunder, als ich auf dem Ozean ein Kind fand, das vor Kälte und Hunger schon dem Tode nahe, an der Brust seiner ermordeten Mutter lag? Warum sollte ich dies Kind nicht als Jüngling wiederfinden, und es mir aufs neue wiedergegeben werden, um mich um Schutz und Hilfe anzuflehen? — Wer weiß dies? Sind die Wege Gottes nicht unerforschlich?"

So sprach der Jäger bei sich, indem er aufs neue hinging, um zu sehen, ob er nicht in den Zügen Tiburcios eine Aehnlichkeit mit dem Kinde auffinden könne, welches er einst gerettet, und wie ein Vater geliebt hatte. Es wäre überflüssig dem freundlichen Leser deshalb länger verheimlichen zu wollen, wer dieser Jäger war, den er sicher als den früheren Matrosen Rosenholz wiedererkannt haben wird.

Rosenholz ging also noch einmal zu Tiburcio hin, neigte sich über ihn und betrachtete lange sein Gesicht. Als er jedoch erkannte, daß dasselbe bleich und das Haar des Jünglings dunkel war, setzte er sich mit dem Ausdruck getäuschter Erwartung nieder und beschloß, den jungen Mann nicht in seinem Schlafe zu stören.

Während er so im Schweigen des amerikanischen Waldes dasaß, gedachte er der Nacht, da er unter den Feuern des nämlichen José, der jetzt sein Waffengenosse war, das ihm wieder entrissene Kind in dem Kahne gefunden hatte, worin der Leichnam der Mutter desselben lag.

Doch auch dies war Rosenholz bis jetzt noch unbekannt. Er wußte nicht daß José, der Schläfer, derselbe Grenzjäger war, an dessen Ungeschicklichkeit im Zielen er sich noch wohl erinnerte; denn noch nie hatte José dieses Vorfalls erwähnt, da er gern die Nacht aus seinem Leben hätte auslöschen mögen, wo er die Wacht in der Bucht übernommen hatte. Jedenfalls war das Zusammentreffen beider an diesem Orte schon ein höchst wunderbares, und hätte Rosenholz in diesem Augenblicke eine Ahnung davon gehabt, daß sein jetziger Kamerad in einer so nahen Beziehung mit dem Ereignis stünde, an welches er eben jetzt so lebhaft dachte, so würde er sicher auf einen zweiten nicht minder wunderbaren Zufall zuversichtlich gehofft haben. Indes mußte er jetzt wider Willen über eine Vermutung lächeln, welche den jungen, vor seinen Augen schlafenden Mexikaner in den Fabian verwandelte, nach dem seine Sehnsucht stand.

Schon fing die Frische der Nacht während dieser Betrachtungen Rosenholz' an wie ein Eismantel herabzufallen. Der Morgen nahte, der Nebel verdichtete

sich an den Gipfeln der Bäume und fiel als ein kalter Tau zur Erde. Indes war noch ungeachtet der vorgerückten Zeit alles still. Plötzlich schnaubte das Pferd, welches José an einen Baum gebunden hatte und die Gesträuche krachten unter Berührung des Halfterriemens, den es zu zerreißen trachtete, indem es einen Seitensprung machte. Offenbar hatte ein noch unsichtbarer Gegenstand es so in Schrecken gesetzt.

Mit lauschendem Ohr und spähendem Auge ging Rosenholz langsam vorwärts. Da er aber nichts sah, was seinen Verdacht erregte, setzte er sich wieder und fand Tiburcio erwacht. Dieser betrachtete wie träumend das Feuer, neben welchem er saß, und fragte Rosenholz nach der Ursache des Geräusches, welches ihn aufgeweckt hatte.

„Es ist nichts," antwortete Dieser, indem der leise Ton, mit welchem er dies sagte, seinen Worten widersprach, „das Pferd wird erschrocken sein, indem es ohne Zweifel einen Jaguar spürte, der sich an dem Orte umhertreibt, wo wir die Felle seiner Kameraden sowie das des Hammels, welchen wir verzehrt, gelassen haben. Doch erinnert mich dies daran, daß es Ihnen vielleicht nicht unangehm sein dürfte, den Rest, welchen ich für Sie aufgehoben zu essen."

Der Kanadier reichte Tiburcio zwei kalte Fleischnitten hin, die er auf eine Schicht Oregamokraut für ihn beiseite gelegt hatte. Tiburcio ließ sich den Braten trefflich schmecken, und nachdem er einen Schluck Branntwein zur Erwärmung des Magens genommen, kam er sich wie ein neuer Mensch vor.

Beim Anblick des kanadischen Jägers, der seine Wunde so sorgfältig verbunden, däuchte er sich nicht mehr so einsam und verlassen; ein geheimes Gefühl sagte ihm, daß er in dem wohlwollenden geraden Manne einen mächtigen und durch seine herkulische Stärke, sowie durch seine Unerschrockenheit und Geschicklichkeit furchtbaren, Freund gefunden. Auch Rosenholz lächelte froh beim Anblick Tiburcios und fühlte, wie sein Herz dem Jünglinge zuschlug.

„Hören Sie einmal, junger Mann," sprach er nach einer Weile, „die Indianer haben die Gewohnheit, die Gäste, welche sie aufnehmen, erst dann nach ihrem Namen und Stande zu fragen, wenn sie mit ihnen unter einem Dache gegessen haben. Sie sind hier an meinem Feuer, Sie haben meine Nahrung geteilt, darf ich Sie also jetzt wohl fragen, wer Sie sind, und was auf der Hacienda vorgegangen ist, daß man ihnen dort einen solchen Empfang bereitet hat?"

„Von Herzen gern!" entgegnete Tiburcio. „Aus Gründen, die Sie nicht weiter interessieren dürften, hatte ich meine Hütte verlassen, um mich nach der Hacienda del Venada zu begeben. Mitten auf dem Wege dahin erlag mein Pferd dem Durste und der Müdigkeit und es war der Leichnam desselben, der den Puma und die beiden Jaguare herbeizog, die Sie mit Ihrem Kameraden so kühn und geschickt erlegt haben."

„Hm," sagte der Kanadier, „es ist ein ziemlich trauriges Heldenstück, welches uns da gelungen ist, aber fahren sie fort! Was mag der Grund des Angriffs gewesen sein, gegen einen jungen Mann von ihrem Alter; denn ich wette, Sie sind nicht viel über zwanzig."

„Ich bin vierundzwanzig Jahre"! antwortete Tiburcio; „aber ich fahre in meiner Erzählung fort. Wirklich wäre es mir um ein Haar nicht besser gegangen, als meinem armen Pferde, und doch waren, als wir uns bei unsrem Nachtquartier an der Tränke fanden, kaum einige Stunden vergangen, seit die

Kavalkade mich vor Durst und Fieber dem Tode nahe gefunden hatte. Ich vermag mir deshalb nicht recht zu erklären, warum mich diese Leute nur gerettet haben, um später einen Versuch zu meiner Ermordung zu machen. Vielleicht, daß mein Leben zweien derselben unangenehm ist; vielleicht, daß ein Verdacht, welchen ich gegen einen derselben hege, nur zu wahr ist, und daß er, der davon etwas geahnt, es für gut gefunden hat, mich deshalb aus dem Wege zu räumen."

Tiburcio sah bei diesen Worten schweigend vor sich hin und verfiel in tiefes Nachdenken.

„Aber wie ist denn Ihr Name? Sie haben ihn mir ja noch nicht genannt!" fragte der Waldläufer nach einer Weile mit sichtbarem Anteile.

„Ich heiße Tiburcio Arellanos."

Der Kanadier konnte einen Seufzer nicht unterdrücken, als er diesen Namen hörte, der ihn aus seinen Träumen herausriß und ihn wider seinen Willen in die wirkliche Welt zurückführte.

„Sollte sich für Sie an diesen Namen irgend eine Erinnerung knüpfen?" fragte Tiburcio. „Mein Vater . . ." allein er hielt plötzlich inne, „Arellanos hat sich oft in Wüsten umhergetrieben, wo Sie ihn hätten treffen können, er war der berühmteste Gambusino eines Landes, welches deren so viele berühmte zählt."

„Ich höre diesen Namen zum erstenmale," antwortete Rosenholz; „Ihr Anblick allein . . . . erinnert mich an längst vergangene Dinge."

Der Jäger sprach nicht aus und schwieg; ebenso Tiburcio, der lebhafter an das ihm in der Hacienda Widerfahrene dachte und sich glücklich schätzte, die beiden Jäger gefunden zu haben. Er entschloß sich daher, sein Herz sofort dem Kanadier aufzuschließen:

„Sie sind ihres Handwerks ein Jäger, haben Sie gesagt, wenn ich nicht irre," fuhr Tiburcio fort; „dies ist ein wenig gewinnreiches und gefährliches Handwerk."

„Es ist kein Handwerk," erwiderte der Kanadier; es ist ein edles Geschäft für jeden und der Beruf meines Lebens. Meine Väter haben vor mir gejagt, und ich habe nach einer kurzen Unterbrechung mich wieder dem Berufe gewidmet, der von ihnen auf mich übergegangen war . . . . Unglücklicherweise habe ich keinen Sohn, der mein Nachfolger werden könnte, und doch darf ich ohne Anmaßung sagen, daß ein edles und tapferes Geschlecht mit mir erlöschen wird."

„Und ich bin, wie mein Vater, ein Goldsucher," sagte Tiburcio.

„Ja, Ihr gehört einem Stamme an, den Gott geschaffen, damit das von ihm dem Schoße der Erde anvertraute Gold für die Welt nicht verloren gehe."

„Mein Vater hat mir ein Geheimnis hinterlassen und dieses besteht in der Kenntnis eines Ortes, der nicht weit von hier und so reich an Gold ist, daß, wenn Sie und Ihr Gefährte sich mit mir verbinden wollten, ich Sie reicher machen könnte, als Sie sich träumen lassen dürften."

Tiburcio erwartete die Antwort des Kanadiers mit Ungeduld und hielt sich seiner Zustimmung fast schon für gewiß. Sein Staunen war daher nicht gering, als der Kanadier antwortete:

„Der Antrag, den Sie mir da machen, könnte ohne Zweifel einen Menschen verführen, der sein Herz in irgend einer Stadt gelassen hat. Ich habe aber kein Vaterland mehr. Der Wald und die Wüste sind jetzt meine Heimat geworden,

auch will ich keine andere mehr; wozu soll mir das Gold? — Ich habe niemand, dem es von Nutzen sein könnte. Nein, nein, mein junger Mann, ich danke Ihnen; ich mag es nicht haben," setzte er hinzu, indem er sein Gesicht auf seine beiden großen Hände stützte, als wollte er seinen Augen das verführerische Gemälde entrücken, das Tiburcio hervorgezaubert hatte.

„Das ist wohl noch nicht Ihr letztes Wort," antwortete Tiburcio; „man weist doch so nicht Schätze zurück, wenn man sich nur zu bücken braucht, um sie aufzulesen."

„Es ist mein unwiderruflicher Entschluß; ich gehöre mit Leib und Leben dem Unternehmen, bei dem ich meinen Gefährten, einem zehnjährigen Gefährten, helfend zur Seite stehen muß. Ich fühle, mein junger Mann, daß ich Sie durch meine Weigerung betrübe," setzte der Kanadier hinzu, indem er die Wolke von Traurigkeit auf Tiburcios Stirn bemerkte.

„Hören Sie, wackerer Jäger," entgegnete der junge Mensch, „ich mag Ihnen nicht verhehlen, daß Ihre Weigerung alle meine Hoffnungen vernichtet; aber glauben Sie mir, daß ich nicht meinetwegen den Verlust der Schätze bedaure, die wir nun anderen überlassen wollen . . ."

„Ich glaube Ihnen," antwortete Rosenholz, „die Habsucht schlägt ihren Sitz gewöhnlich nicht auf einer Stirn wie der Ihrigen auf. Aber ich weigere mich nicht gerade, Ihnen nützlich zu sein. Ich habe Grund zu glauben, daß José sich ebenfalls über einen der Männer, die Ihre Feinde sind, zu beklagen hat, und wir gemeinschaftliche Sache machen könnten."

„Während des Gesprächs schien das oft ausgesprochene Wort „Schätze" auf José einen magischen Einfluß zu üben; er wandte sich häufig um, gleich, als wäre er mit der Entscheidung seines Freundes nicht einverstanden.

„Dieser Don Estevan, von dem ich habe sprechen hören," fing der Kanadier wieder an, „ist ein Mann von ziemlich hoher Statur, nicht wahr? Er ist der Anführer des Reisetrupps, zu dem Sie gestern noch gehörten?"

„Er ist's," antwortete Tiburcio.

„Dies ist also der Name, den er hier angenommen hat?" ließ José hören, der sich aufrecht setzte, um sich an der Unterhaltung zu beteiligen.

„Sollten Sie ihn etwa kennen?" fragte der junge Mann.

„Ei freilich kenne ich ihn," antwortete José; er ist ein alter Bekannter von mir, mit dem ich noch wegen verschiedener Dinge Abrechnung halten muß, und dies ist der Grund, weshalb Sie mich in dieser Gegend gefunden haben. Wollen Sie ein weiteres wissen, so kann ich es Ihnen später erzählen; allein alles hat seine Zeit, und das Wichtigste ist vor der Hand das Schlafen, damit wir für alle Fälle parat sind."

„Halt, halt, José!" sprach der Kanadier gutmütig. „Es möchte scheinen, Du wolltest Deinen Beinamen rechtfertigen. Hör mich einen Augenblick an. Dieser junge Mensch hat uns den Antrag gemacht, ihn zu begleiten, um ein so reiches Goldlager aufzusuchen, daß man sich nur zu bücken braucht, um Hände voll Gold aufzulesen."

„Teufel!" rief José, „hoffentlich hast Du seinen Antrag angenommen?"

„Im Gegenteile, ich habe ihn zurückgewiesen."

„Du hast unrecht gehabt, Rosenholz; die Sache verlangt reiflichere Ueberlegung; aber wir wollen später darüber sprechen, für den Augenblick habe ich anderes zu thun."

Mit diesen Worten legte José sich wieder hin und bald zeigte sein Schnarchen, daß er wieder eingeschlafen war.

Tiburcio war erfreut, sich in seiner Hoffnung nicht ganz getäuscht zu sehen, und Rosenholz nahm wieder das Wort.

„Sie werden," sagte er, „in meinem Freunde José einen Mann finden, der bereit ist, wider diesen Don Estevan zu stehen, und daraus können Sie schließen, daß ich Ihnen gleichfalls helfen werde, denn seine Feinde sind auch die meinigen. Ich schätze mich daher glücklich, Ihnen mit einer guten Büchse dienen zu können, die ihr Ziel nie verfehlt."

Während der kanadische Jäger also sprach, schien er den Schaft seines langen Karabiners aufmerksam zu betrachten, und zum erstenmale bemerkte Tiburcio eine Menge wunderbarer Zeichen daran, die mit der Messerspitze eingeschnitten waren.

„Ah!" sagte Rosenholz, der den verwunderten Blick des Jünglings wahrnahm, „Sie zählen ohne Zweifel meine Kopfhäute?"

„Ihre Kopfhäute?" wiederholte Tiburcio erstaunt, da er die Sitten der Jäger nicht kannte.

„Gewiß!" antwortete der Kanadier. „Die heidnischen Indianer zählen ihre Opfer nach den Kopfhäuten, wir Waldläufer zählen unsere Trophäen, wie es Christen geziemt. Diese Einschnitte zeigen die Zahl der Feinde an, die ich auf dem Kriegspfade, wie die Indianer sagen, in ehrlicher Weise getötet habe."

„Aber ich sehe ja wenigstens zwanzig solcher Einschnitte," rief Tiburcio.

„Sie könnten doppelt so viel sagen, und dennoch würden Sie sich noch um einige verrechnen," sagte der Kanadier lächelnd. „Sehen Sie, diese einfachen Kreuze bezeichnen die Apachen, diese doppelten die Pawnees, diese dreifachen die Sioux, diese Sterne da bezeichnen die Raben, und," fuhr der Waldläufer fort, indem er eine Anzahl gleichlaufender Einschnitte zählte, „hier sind die Plattköpfe und Schwarzfüße*), die den Jagdgründen der Prärien auf ewig Lebewohl gesagt haben. Ich frage Sie, was ich mit all den Kopfhäuten hätte anfangen sollen. Ich überlasse sie der indianischen Eitelkeit."

Tiburcio hörte diesen Siegesgesang des ehrlichen Kanadiers mit vieler Ueberraschung.

„Wohlan!" sprach der Kanadier weiter, „habe ich unrecht gehabt, wenn ich Ihnen gesagt, daß Sie auf einen Freund rechnen könnten, der so viel wert wäre, wie jeder andere?" Damit streckte er Tiburcio seine Rechte hin mit einer Offenheit und Biederkeit, die beredeter sprachen als sein Mund. Im Gefühl seiner verzweifelten Lage dankte ihm der Jüngling auf das wärmste

„Eine geheime Vorahnung," setzte er hinzu, „sagte mir, daß das Licht, welches ich von der Hacienda aus im Walde glänzen sah, für mich ein freundschaftliches sein würde."

„Sie haben sich nicht getäuscht," sprach Rosenholz. „Aber verzeihen Sie einem alten Mann einige Fragen, die Ihnen vielleicht unbescheiden vorkommen. Sie sind noch jung und haben trotzdem keinen Vater mehr, bei dem Sie eine Zufluchtsstätte hätten?"

Bei dieser Frage überzog eine lebhafte Röte die Wangen Tiburcios, der einen Augenblick schwieg und dann sagte:

---

*) Indianische Völkerschaften.

„Warum sollte ich Ihnen nicht gestehen, daß ich, von allen Seiten von Feinden umringt, ganz allein auf dieser Welt bin und weder Vater noch Mutter habe."

„Beide sind also tot?" sprach Rosenholz mit vieler Teilnahme.

„Ich habe sie nie gekannt," versetzte der junge Mann mit leiser Stimme.

„Sie sagen, Sie haben sie nie gekannt! Sagen Sie das wirklich?" rief der Kanadier, der plötzlich aufstand, ein noch brennendes Stück Holz ergriff und damit Tiburcios Gesicht beleuchtete.

Zentnerschwer wog dieser Feuerbrand in der Hand des Riesen, so zitterte seine Hand, während er mit einer Stimme, die Tiburcio ebenfalls zittern machte rief:

„Aber Sie wissen doch wenigstens, in welchem Lande Sie geboren sind?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Tiburcio. „Warum aber diese Fragen? Welches Interesse können Sie an Ereignissen nehmen, die Ihnen fremd sein müssen, wie Sie auch diesem Lande fremd sind?"

„Fabian! Fabian! sprach Rosenholz, indem er den rauhen Ton seiner Stimme milderte, „was ist aus Dir geworden?"

„Fabian! ich kenne diesen Namen nicht . . . Fabian!" wiederholte Tiburcio, dessen Staunen sich verdoppelte, während der Kanadier die Augen gierig auf ihn heftete.

„O mein Gott! sprach Rosenholz traurig bei sich, „da dieser Name ihm nichts in das Gedächtnis zurückruft, so ist er es nicht. Warum habe ich auch einer so thörichten Hoffnung Raum gegeben? Und doch sind diese Züge so, wie sie bei zunehmendem Alter werden mußten. Aber verzeihen Sie mir, lieber Freund, ich bin ein Narr, — bin ein Mensch, der den Verstand verloren!" Und der Kanadier warf den Feuerbrand wieder in die Flamme, setzte sich an den Fuß des Baumes, den er verlassen, und kehrte dem Lichte den Rücken, so daß er ganz in dem dichten Schatten des stark belaubten Korkbaumes, an welchen er sich lehnte, begraben war.

Schon erleuchteten bläuliche Tinten die höchsten Wipfel des Waldes; der Tag konnte nicht mehr fern sein; allein unter dem Laubwerk war noch alles dunkel. Von dem benachbarten Meierhofe hörte man den Hahn krähen.

Tiburcio schwieg und gedachte beim Anblick des Jägers, dessen Worte ihm rätselhaft dünkten, des Riesen, dessen die Frau des Arellanos Erwähnung gethan hatte. Aber wie sollte er auf den Gedanken kommen, daß der Matrose sich in einen Jäger umgewandelt habe! — Er sah deshalb in den Fragen des Kanadiers noch immer nichts als eine wohlwollende, uneigennützige Neugierde; und in der That hatte der Waldläufer ihm noch nicht gesagt, daß er einen Sohn suche. Dieses einzige Wort würde alles erklärt haben, allein Rosenholz hatte es nicht ausgesprochen.

„Vielleicht," sagte Tiburcio, das Stillschweigen brechend, „sind unter meinen Erinnerungen aus einer längst entschwundenen Vergangenheit einige, die sich wieder auffrischen ließen, aber ach! Gott allein möchte dies thun!"

„Wie! Sie haben gar keine bestimmten Erinnerungen mehr?" fragte der Kanadier mit leiser Stimme und mit düsterer Miene, während er das Haupt senkte.

„Und doch," fuhr Tiburcio fort, „hat in der Stille der Nacht, wie diese ist, — hat in der Nacht, wo ich neben dem Leichname derjenigen wachte, die ich

für meine Mutter halte, ein zweifelhaftes Licht diese Dunkelheit erleuchtet, und da habe ich geglaubt, ich erinnere mich noch gewisser, höchst trauriger Szenen: allein es sind dies ohne Zweifel Träume, und zwar entsetzliche Träume."

Während Tiburcio so sprach, hob der Kanadier, der von neuen zu hoffen anfing, den Kopf langsam in die Höhe wie eine Eiche, die ein heftiger Windstoß gekrümmt hat. Er fuhr fort, Tiburcio mit der Hand ein Zeichen zu geben, daß er den Faden seiner Erinnerungen nicht unterbrechen solle.

„Es kommt mir vor," sagte dieser, — „als befinde ich mich wieder in einem großen Zimmer, das ein Wind, kälter als ich je einen gespürt, durchfuhr; es scheint mir, ich höre das Schluchzen einer Frau, eine rauhe und drohende Stimme, und sonst . . . sonst nichts."

Diese Worte täuschten abermals die Erinnerung des Kanadiers, denn man erinnert sich, daß er nur den Ausgang der Ereignisse von Elanchovi gesehen hatte.

„Es sind wahrscheinlich Träume," sprach er traurig; „allein fahren Sie fort! Fahren Sie fort! Ist das alles, was Ihnen im Gedächtnis geblieben? Erinnern Sie sich nicht mehr an das Rauschen des Meeres? Dies ist ein Schauspiel, das man nie vergißt, so jung man auch gewesen sein mag!"

„Ich habe das Meer zum erstenmale erst vor vier Jahren gesehen, — es war zu Guaymas," versetzte Tiburcio; „und doch muß ich, wenn ich gewissen Aufschlüssen Glauben schenken darf, die man mir gegeben, es zum erstenmale in meiner Kindheit gesehen haben."

„Wohlan!" sagte der Kanadier, — „knüpft sich an diese Erinnerung keine andere?"

„Keine!"

„Keine?" wiederholte der Kanadier, ähnlich einem fernen Echo; „keine?"

„Keine bestimmte wenigstens; allein es sind dies wohl, wie Sie sagen, und wie ich denke, Träume, die ich für Wirklichkeit halte."

„Ohne Zweifel," versetzte Rosenholz mit etwas bitterem Gefühle, „wo ist das Kind, das sich solcher Dinge noch erinnerte?"

„Und unter diesen Träumen," sprach Tiburcio, „sehe ich zu dieser Stunde ein gebräuntes, rauhes, aber gutmütiges Gesicht."

„Was für ein Gesicht?" fragte Rosenholz, sein Gesicht von neuem dem Lichte zuwendend, das dessen gespannte Muskeln beleuchtete, während seine Brust sich hob.

„Dieses Gesicht," erwiderte Tiburcio, „ist das eines Mannes, der mich gar sehr liebt; denn," setzte er hinzu, „ich erinnere mich jetzt dieses Mannes wieder."

„Aber Sie," sprach Rosenholz, während sich auf seinen Zügen große Angst malte, — „liebten Sie ihn auch?"

„Ach! er war mir so gut!"

Eine Thräne lief langsam über die bronzene Wange unseres Freundes Rosenholz herab, der sich wegwandte, um sie zu verbergen, und von neuem den Schatten suchend murmelte:

„Ach! auch er liebte mich so zärtlich!"

Dann sagte er mit fast gebrochener Stimme, und als wollte ihm dabei das Herz bersten: „Können Sie sich nicht vor allem anderen eines Umstandes erinnern, infolge dessen dieser Mann von Ihnen getrennt wurde? es war bei . . . ."

Mehr vermochte er nicht zu sagen. Den Kopf auf seine gewaltigen Hände stützend, erwartete er mit Zittern die Antwort auf seine Frage. Eine bange Pause der Ungewißheit folgte.

„Hören Sie!“ brach endlich Tiburcio das Schweigen, „Sie, der Sie der mich leitende Leuchtturm zu sein scheinen; — hören Sie, was mir jetzt einfällt. Eines Tages flossen Blutströme um mich her; der Boden zitterte unter meinen Füßen, — der Donner, oder vielleicht die Kanonen brüllten fürchterlich; ich war in ein schwarzes Zimmer eingeschlossen, wo ich mich gewaltig fürchtete. Der Mann, von dem ich Ihnen sagte, — der Mann, der mich liebte, kam zu mir . . .“

— „Warten Sie!“ fing er wieder an, „der Mann, von dem ich Ihnen gesagt, sprach zu mir: Knie nieder, mein Kind, und bete für Deine Mutter . . . Aber das weitere ist meinem Gedächtnis entfallen!“

Während dieser Zeit schien der Kanadier, dessen Körper durch den Schatten verhüllt war, von einem krampfhaften Zittern ergriffen zu sein. Er ließ ein Schluchzen hören. Tiburcio fuhr, als er die gebrochene Stimme des Kanadiers hörte, zusammen; letzterer aber rief:

„Und bete für Deine Mutter, die ich sterbend neben Dir gefunden habe!“

„Ja, ja,“ schrie Tiburcio aufspringend, „das sind die Worte! Aber wer sind Sie, daß Sie so alles wissen, was in jenem furchtbaren Augenblicke vorgegangen ist?“

Der Kanadier stand auf, ohne ein Wort zu sagen, kniete nieder und rief, sein männliches und rauhes Gesicht, über welches Thränen herabrollten, von neuem zeigend, in der Trunkenheit seines Herzens:

„Ach, mein Gott! Ich wußte wohl, daß Du ihn mir noch einmal zusenden würdest, wenn ihm ein Vater nötig wäre! Fabian! Fabian! Ich bin's . . . ich bin jener Mann . . .“

Hier unterbrach ihn plötzlich ein Schuß, dem ein das Gesträuch erleuchtender Blitz vorangegangen war, und es schlug neben Tiburcio eine Kugel pfeifend in den Boden.

José sprang, vom Schlafe aufgeschreckt, blitzschnell auf.

Siebentes Kapitel.

Die Verfolgung.

Lange schon hatte Cuchillo gelauert, bis er den verräterischen Schuß auf Fabian abfeuerte. Sobald er dies gethan, beeilte er sich, zu seinen Gefährten zurückzukommen. Er nahm sich nicht einmal so viel Zeit, um sich zu vergewissern, ob seine Kugel auch getroffen. Indessen konnte er, da die Furcht sein Auge trübte, nicht auf der Stelle den Ort wiederfinden, wo er sein Pferd angebunden hatte. Dies hätte ihm bald das Leben kosten können, wenn

Rosenholz samt seinen beiden Freunden über diesen plötzlichen Angriff nicht ein wenig betroffen gewesen wäre.

„Kameraden!“ rief José „ich möchte wohl wissen, für wen diese Kugel gemünzt gewesen; ob für mich oder Sie, junger Mann; denn ich habe Euer Gespräch gehört, und ich, der ich dieser Geschichte von Elanchovi nicht ganz fremd bin . . .“

„Der Geschichte von Elanchovi!“ rief der Kanadier, „wie! Du weißt —?“

„Aber es ist jetzt nicht der Augenblick davon zu sprechen. Später einmal, denn das ganze ist ein Geheimnis, daß ihr ohne mich wohl nicht enthüllen könnt! Du bist es, wie es scheint, der den jungen Grafen gefunden hat, für den Augenblick genügt das. Und jetzt, Rosenholz. vorwärts! Geh Du gerade nach der Seite hin, von wo der Schuß hergekommen; ich dagegen will mich mit diesem jungen Manne auf der entgegengesetzten Seite in den Hinterhalt legen, denn der Spitzbube, der den Schuß gethan, ist vielleicht im Begriff unsern Lagerplatz zu umgehen, und dann fällt er in unsere Hände!“

Mit diesen Worten stürzte José, der seinen Karabiner in der Hand hatte, mit Tiburcio, der mit seinem Messer bewaffnet war, nach einer Seite hin, während der große Kanadier, sich mit außerordentlicher Geschicklichkeit bückend, unter den niedrigsten Zweigen weg ebenso geschwind als geräuschlos in der Richtung hinglitt, die ihm José angegeben hatte.

Auf dem Lagerplatze blieb daher für den Augenblick nur das von José gefangene Pferd zurück und dieses verdoppelte, durch den Knall der losgelassenen Büchse erschreckt, seine Anstrengungen, den Lasso, der es festhielt, zu zerreißen. Es erwürgte sich beinahe dabei.

Unterdessen begann das erste Tageslicht durch die Zweige der Bäume zu dringen; die Helle des Feuers schwand nach und nach vor der Sonne, die im Begriff war, über den Horizont heraufzusteigen. Die Natur erwachte in der ganzen Pracht der tropischen Wälder.

Der Morgenwind brachte von ferne das Gewieher der Pferde und das Gebrüll der Stiere herüber, welche die aufgehende Sonne begrüßten. Die Winden mit ihren rosenfarbigen Glöckchen, die in allen Tönen des verschiedenartigsten Grüns schillernden Blätter funkelten unter dem Taue, womit die Nacht sie bedeckt hatte; die runzeligen Stämme der Bäume nahmen eine prächtige Goldfarbe an und zeigten hier und da an den engen Winkeln ihrer Zweige abgestreifte Schlangenbälge. Die nämliche Sonne enthüllte zugleich die Schrecken und die Pracht der wilden Natur.

„Bleiben wir hier,“ sprach José zu Fabian, — wie wir ihn fortan nennen wollen, — als sie nach einem schnellen Laufe das Dickicht erreicht hatten, in welchem sie sich verbergen konnten, ohne den engen Pfad aus den Augen zu verlieren, der nach der Brücke über den Wasserfall führte; „ich bin gewiß, der Spitzbube, der so schlecht zielt, kommt bald hier vorbei; ich hoffe ihm zu zeigen daß ich in der Handhabung des Karabiners einige Fortschritte gemacht habe, seitdem ich den Dienst des Königs von Spanien verließ und bei dem Kanadier in die Schule gegangen bin.“

Fabian und José machten hinter einem aus kleinen Sumachstauden bestehenden Gesträuche Halt.

„Wenden Sie gleich mir das Auge nicht vom Pfade weg, der sich unter die Bäume verliert, und drehen Sie den Kopf nicht um,“ sprach letzterer; „in Augen-

blicken der Gefahr reden wir, Rosenholz und ich, so miteinander, und hören Sie nun meine Worte aufmerksam an."

„Ich höre," antwortete Fabian, indem er that, was José verlangt hatte.

„Haben Sie aus ihrer Jugend keine bestimmteren Erinnerungen als die, welche Sie dem Kanadier mitgeteilt haben?" sagte der ehemalige Grenzwächter.

„Vergebens habe ich die Pflegemutter gefragt, sobald ich erfahren hatte, daß Marcos Arellanos nicht mein Vater sei; und obgleich dies schon lange her ist, so erinnerte ich mich doch selbst desjenigen nicht, der für mich in meiner ersten Kindheit g=sorgt hat."

Und der Mann, der sich so ihrer als eines hilflosen Kindes annahm, weiß ebensowenig wie Sie," setzte José hinzu; „ich aber kann Ihnen sagen, was Sie nicht wissen."

„So sprechen Sie doch, um Himmels Willen!" rief Fabian.

„St! nicht so laut!" sagte José. „Dieser Wald birgt ohne Zweifel, so öde er auch ist, die Feinde ihres Geschlechts: auch ist es ja wohl möglich, daß er sie nicht wieder erkannt hat; es ist mir ja anfänglich selbst so gegangen."

„Wer? von wem sprechen Sie?" rief Fabian lebhaft.

„Vom Mörder Ihrer Mutter, — von dem Manne der Ihre Titel, Ihre Ehren, Ihre Reichtümer und Ihren Namen gestohlen hat."

„So bin ich denn reich und von edlem Stande?" fragte Fabian.

„Sie sind es!" sprach José, indem er den Lauf seines Karabiners erfaßte und diesen rasch an seine Schulter drückte, da er glaubte, er hätte die goldene Quaste eines Hutes unter den Bäumen am Wege funkeln sehen. Es war aber nur ein Sonnenstrahl; und der Jäger ließ seine Waffe aufs neue auf seinen Knieen ruhen.

„Man hat Ihnen zwar das Blut nicht nehmen können, das in Ihren Adern rinnt, allein reich sind Sie nicht mehr."

„Was liegt mir daran!" sagte Fabian.

„Oh! es liegt viel daran! Ich kenne unter andern zwei Männer, die Ihnen das, was Sie verloren haben, entweder wieder verschaffen oder darüber zu Grunde gehen werden."

„Und meine Mutter?" fragte Fabian.

„Ach! die Erinnerung an Ihre Mutter und an Sie, Sennor Fabian, hat den Mann, von dem ich Ihnen sage, gar oft nicht schlafen lassen. Gar oft hat er in der Stille der Nächte, — hat er inmitten der Wälder, in der Stimme des Windes das Angstgeschrei wieder zu hören geglaubt, das eines Abends in sein Ohr drang, und das er damals für das Pfeifen des Windes hielt .... es war der letzte Schrei ihrer unglücklichen mit dem Tode ringenden Mutter."

„Von was für einen Menschen sprechen Sie da wieder?" fragte Fabian.

„Von einem Menschen, der, ohne es zu wissen, dem Mörder Ihrer Mutter Vorschub geleistet hat. Ach! Don Fabian," fuhr der Jäger lebhaft fort, „fluchen Sie ihm nicht! sein Gewissen hat ihm längst schon weit mehr gesagt, als Sie ihm sagen könnten, und jetzt ist er bereit, all sein Blut für Sie zu vergießen."

„Und Sie kennen den Mörder meiner Mutter?" rief Fabian mit feuer=sprühendem Auge.

„Sie kennen ihn auch; es ist der, welcher sich jetzt Don Estevan nennt, in Wahrheit aber kein anderer als Don Antonio von Mediana ist. Sie haben

mit ihm beim Hacendero, dessen Haus Sie vor kurzem verlassen, an einem und demselben Tische gesessen."

Wir wollen José die traurige Geschichte erzählen lassen, die wir bereits kennen, um den kanadischen Jäger wieder aufzusuchen.

Rosenholz dachte an die Gefahr, die dem jungen, ihm durch ein zweites Wunder wiedergeschenkten Manne, drohen könnte, und drang immer noch rasch vorwärts; allein vergebens ließ er sein geübtes Auge durch die lichten Stellen dieses unentwirrbaren Labyrinthes dicht neben einander stehender Baumstäume, ineinander verwickelter Lianen*) und dichten Laubes hinschweifen; es ließ sich kein Feind blicken. Sein Ohr lauschte jedem Geräusch, aber er hörte nur das Krachen der Gesträuche, die er mit seinen schweren Füßen zu Boden drückte, und die sich, sobald er vorüber war, wieder aufrichteten.

Er lief so einige Minuten fort; dann legte er sich auf den Boden hin und horchte. Nach einigen Sekunden vernahm er ein dumpfes Geräusch, ähnlich dem eines in entgegengesetzter Richtung fortgaloppierenden Pferdes.

„José hat sich nicht geirrt," rief er, indem er aufstand und wieder zurücklief. „Der Schlingel gewinnt mir mit Hilfe seines Pferdes den Vorsprung ab und umgeht unseren Lagerplatz; ich aber habe den Vorteil, daß mir eine gute amerikanische Büchse zu Gebote steht, und ein gleiches ist mit José der Fall."

Bei seinem raschen Laufe flogen die Bäume rechts und links an ihm vorbei; da er eine gerade Linie verfolgte, und der Feind eine krumme Linie beschrieb, so bemerkte er einen Augenblick, obwohl in einer großen Entfernung, ein falbes Lederwams, daß sich an einer Stelle, wo das Laub dünner stand, genau in der Höhe eines Reiters zeigte. Dieses fast unsichtbare Zeichen reichte für ihn hin, und er drückte, plötzlich stillestehend, seine Büchse ab. Das Lederwams verschwand; da aber Leuten dieser Art visieren gleichbedeutend mit treffen ist, so zweifelte der Kanadier keinen Augenblick, daß sein Feind am Boden läge.

Der durch den Schuß erzeugte weißliche Rauch wirbelte noch in der Höhe der niedrigsten Baumzweige, und schon war Rosenholz weit von dem Orte entfernt, wo er still gestanden hatte, um sein Gewehr abzuschießen. Einen Augenblick kam ihm der Gedanke, seinen Karabiner wieder zu laden, allein er fürchtete dadurch Zeit zu verlieren und verließ sich auf die Stärke seiner Glieder. Unaufhaltsam eilte er deshalb dahin und achtete keiner Vorsicht.

Indes kam es ihm vor, als hörte er ein Tier Gebüsche niederdrücken. Und in der That bemerkte er ein sich bäumendes Pferd, das ohne seinen Reiter von einer Seite nach der andern sprang und dessen Schrecken noch durch die Baumzweige, die es trafen, sowie durch die Steigbügel, die an seine Flanken schlugen, vermehrt wurde. Offenbar hatte daher die Kugel des Kanadiers den Reiter aus dem Sattel gehoben.

Plötzlich ließ sich ein eigentümliches Pfeifen hören: das Pferd stand stille, spitzte die Ohren, reckte den Kopf in die Höhe und blies die Nüstern auf; dann flog es dem Orte zu, woher der Ton kam. Rosenholz folgte dem Pferde, allein bald hatte dieses ihn weit hinter sich zurückgelassen, dann stand es wieder still.

Noch einige Sprünge, und Rosenholz langte an der Stelle an, wo er den abgeworfenen Reiter zu finden glaubte. Er hatte im Sinne, ihn ohne Mitleid

---

*) Schlingpflanzen.

aus der Welt zu schaffen, um Fabian vor neuen Angriffen zu sichern. Schon hörte er das Keuchen eines Verwundeten; dann sah er durch das Laub hindurch, wie das Pferd sich bückte und wieder aufsprang; dieses Mal aber saß der Reiter mit dem Lederwams wieder im Sattel, und in einem Augenblicke verschwanden Mann und Pferd in den Tiefen des Waldes.

Rosenholz lud seinen Karabiner wieder und drückte ab; allein es war zu spät, seine Beute entging ihm. Dann ahmte er dreimal das Kläffen des Schakals nach, um José zu benachrichtigen, daß etwas Außerordentliches vor sich gehe, und ging seufzend nach dem Orte hin, wo er das Pferd sich hatte bücken und wieder aufrichten sehen.

Das Gras war dort wie durch den Fall eines schweren Körpers zu Boden gedrückt; doch mußte der Reiter zu Boden gefallen sein, wie ein Sumachzweig bewies, der so hoch hing, daß ihn ein Reiter erreichen konnte; die Blätter desselben waren zerknittert, wie wenn eine unmächtige Hand daran eine Stütze zu finden gesucht hätte. Indes war weder auf dem Grase noch auf den untern Blättern eine Blutspur zu entdecken; in der Eile der Flucht war nur ein Karabiner zurückgelassen worden. Rosenholz bemächtigte sich desselben.

„Mein armer Fabian," sagte er bei sich, „hat so wenigstens eine leidlich gute Waffe gewonnen, denn ein Messer allein ist in unseren Wäldern nicht viel wert."

Durch diesen Fund über den geringen Erfolg seines Ganges ein wenig getröstet, ging Rosenholz nach dem Lagerplatze zurück. Unterwegs ließ sich im Walde ein neuer Schuß hören.

„Es ist der Karabiner Josés; ich kenne ihn. Sollte er etwa glücklicher gewesen sein, als ich?"

Und abermals fiel ein Schuß. Dieses Mal hallte er im Herzen des Kanadiers schmerzlich wieder: dieser Ton war für sein Ohr ein fremder. Voll grausamer Ungewißheit wegen dieses Schusses, der Den, welchen er eben erst wieder gefunden hatte, getroffen haben konnte, ging er eiligst nach dem nächtlichen Lager zurück. Ein neuer Schuß ließ sich hören, der seine Angst noch erhöhte. Auch dieses Mal war es nicht der wohlbekannte Ton des Karabiners Josés.

Indes ließ sich die Stimme desselben in der tiefen Stille hören, die auf die gefallenen Schüsse folgte. Es lag inmitten der Ruhe des Waldes etwas Unruhiges in der Betonung dieser Stimme, die abermals die Angst des Kanadiers steigert.

„So kommen Sie doch um Himmelswillen zurück, Don Fabian," rief José, wenn man . . ."

Ein dritter Schuß unterbrach hier seine Worte, und als das Echo den letzten widerhallenden Ton wiederholt hatte, lauschte der alte Jäger vergebens. Während eines Augenblicks setzte er seinen Lauf fort. Dann rief er mit einer Stimme, die im Walde furchtbar dröhnte:

„Holla, José, wo bist Du . . ."

„Hier, gerade vor Dir," antwortete die Stimme Josés; „wir sind hier, Don Fabian und ich."

Ein Ausruf der Freude entwand sich der Brust des Kanadiers, als er beide, die ihn zu erwarten schienen, erblickte. Er teilte ihnen das Geschehene mit.

„Der Teufel muß den Mann beschützen; denn auch ich habe auf ihn geschossen, ohne ihn zu treffen; allein es waren noch vier Reiter bei ihm, und in einem derselben habe ich den wieder erkannt, der sich Don Estevan nennt, aber niemand anders ist, als . . ."

„Ich habe bloß den Mann mit dem Lederwamse gesehen," fiel Rosenholz ein, „und hier ist der Karabiner, den er bei seinem Falle zurückgelassen. Aber bist Du nicht verwundet?" rief er lebhaft, zu Fabian gewandt.

„Nein, nein, mein Freund, mein Vater," antwortete Fabian, indem er sich in die Arme des Kanadiers warf, der ihn mit nassen Augen an sein Herz drückte und, gleich als ob er ihn zum erstenmale sähe, ausrief:"

„Ach wie groß ist er! wie schön ist er jetzt, der kleine Fabian!"

Dann fragte er mit Besorgnis das Kind, das er wiedergefunden, um die Ursache seiner Bläße und seines zerstörten Aussehens.

„José hat mir alles gesagt," antwortete Fabian; „ich weiß daß der Mörder meiner Mutter sich unter diesen Menschen befindet!"

„Ja," sagte José; aber bei der heiligen Jungfrau! wollen wir ihn denn entkommen lassen?"

„Da sei Gott für," antwortete Fabian.

Die drei Freunde ratschlagten nun in Eile und kamen zu dem Entschlusse, daß man so geschwind wie möglich eine hölzerne Brücke erreichen müsse, welche die Reisenden passieren mußten; denn dies war der einzige Weg, der nach Tubac führte.

Achtes Kapitel.

Am Waldbach.

Nachdem die Gefährten Cuchillos ihre Karabiner nochmals aus zu großer Ferne abgeschossen hatten, kam dieser herangeritten. Er war totenblaß. Die Kugel die ihm der Kanadier auf gut Glück nachgeschickt, hatte Cuchillo den Schädel so stark gestreift, daß der Reiter vom Pferde gestürzt war. Ohne Zweifel hätte ihn Rosenholz da getötet, wenn nicht sein Pferd so trefflich abgerichtet gewesen wäre. Als das edle Tier sah, daß sein Herr sich nicht in den Sattel schwingen konnte, bückte es sich vor ihm, und so gelang es Cuchillo, sich an seiner Mähne emporzurichten. Wie aber das Pferd fühlte, daß der Reiter wieder fest saß und die Füße in den Steigbügeln hatte, schlug es einen so starken Galopp ein, daß es seinen Herrn dem herbeieilenden Kanadier entführte.

Doch war dies nicht die einzige Gefahr, die dem Banditen drohte. Als er sich wieder mit seinen Gefährten vereinigt hatte, brauchte Don Estevan nicht erst zu fragen, um zu erfahren, daß Fabian noch einmal seinem Hasse entronnen sei. In seiner Erwartung getäuscht, fühlte der Spanier anfänglich eine stille Wut, die bald zum Ausbruche kam. Er trieb sein Pferd zu Cuchillo hin und rief mit einer Donnerstimme:

„Feiger und ungeschickter Schlingel!"

In seiner blinden Wut zog er eine seiner Pistolen heraus, ohne zu bedenken, daß Cuchillo allein die Gegend kannte, in welcher das Goldthal lag. Zum Glücke für den Banditen warf sich Pedro Diaz zwischen ihn und Don Estevan, dessen Wut sich allmählich legte.

„Und wer sind die Männer, die sich bei ihm befanden?" fragte der Spanier.

„Es sind die zwei Tigertöter," antwortete Baraja.

Nun ratschlagten Don Estevan und Pedro Diaz eine Weile, wobei sie sich von den übrigen entfernten und nur leise sprachen.

„Wir werden die Brücke am Wasserfall zerstören," sprach Diaz, „und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn sie vor uns nach Tubac kämen."

Die Reiter galoppierten davon. Auch Fabian und die beiden Jäger verloren keine Zeit. Das Pferd Josés war ein treffliches Mittel, die Flüchtlinge zu verfolgen und ihnen vielleicht den Weg abzuschneiden; es war nur die Frage, wer dasselbe besteigen und sich mit einem so gefährlichen Unternehmen befassen sollte. Denn es galt, sich der Flucht von fünf bewaffneten Männern allein zu widersetzen.

„Ich setze ihnen nach!" sprach Fabian.

Mit diesen Worten sprang er auf das Pferd zu, das erschreckt zurückwich; die Halfterleine ergreifend, woran es festgebunden war, warf er ihm sein Taschentuch über die Augen. Am ganzen Leibe zitternd, blieb das Pferd unbeweglich.

Fabian holte den Sattel Josés herbei und schnallte ihn fest, wie ein Mann, der sich auf dieses Geschäft versteht; sodann befestigte er über den Nüstern den Lasso dergestalt, daß er zu gleicher Zeit einen Zügel und einen Kapyzaun bildete, und ohne das Taschentuch zu entfernen, womit das Pferd verhangen war, war er schon im Begriff, sich in den Sattel zu schwingen, als auf ein Zeichen des Kanadiers José dies plötzlich zu hindern suchte.

„Sachte, sachte," sprach er, „wenn irgend jemand hier ein Recht hat, dieses Pferd zu besteigen so bin ich es, der es erbeutet — der es eingefangen!"

„Sehen Sie nicht," entgegnete Fabian ungeduldig, „daß dieses Pferd noch nicht das Zeichen seines Eigentümers trägt? — ein Beweis, daß es noch nicht geritten worden: wenn Ihnen Ihr Leben lieb ist und Ihnen an Ihren gesunden Gliedern etwas liegt, so werden Sie es nicht probieren."

„Darüber habe ich zu entscheiden," sagte José, der herankam um einen Fuß in den Steigbügel zu setzen. Kaum aber hatte das Pferd gespürt, wie eine Hand sich stark auf den Sattelknopf stützte und ein Fuß den Steigbügel berührte als ein Seitensprung José zehn Schritte weit wegschleuderte und halb betäubt zu Boden warf.

Noch hatte er sich nicht ganz wiederaufgerichtet, als Fabian sich in den Sattel schwang, ohne den Steigbügel zu berühren.

„Bleib da, Fabian! bleib da!" rief Rosenholz ängstlich; „willst Du allein in ihre Hände fallen?"

Aber schon hatte Fabian das Taschentuch von den Augen des Pferdes weggenommen, das, als es plötzlich wieder sehen konnte mit schnaubenden Nüstern drei ungeheure Sätze hintereinander machte, um sich der Last zu entledigen, die es zum erstenmale auf seinem Rücken fühlte; dann aber blieb es unbeweglich stehen und zitterte gleichsam aus Scham, als es sich so beherrscht fühlte:

Rosenholz benutzte diesen Augenblick, um den als Zügel dienenden Strick

zu ergreifen; allein es war schon zu spät, und so stark er auch war, so mußte sich doch das Pferd durch einen andern Satz von ihm zu befreien, worauf es erschrocken in blindem Ungestüm dahin raste. Der Kanadier konnte dem kühnen Reiter noch einige Augenblicke folgen; er konnte zu seinem Entsetzen sehen, wie Fabian gegen die Wut des Tieres ankämpfte und sich unter den Sattel bog, um das Anschlagen der Zweige zu verhindern; dann sah ihn Rosenholz nicht mehr.

„Sie werden ihn umbringen!" rief er mit schmerzerfüllter Stimme. „Fünf gegen einen! der Kampf ist allzu ungleich. Wir wollen so viel wie möglich in seiner Nähe bleiben, um das Kind zu schützen, das mir seit kurzer Zeit wiedergeschenkt ist."

Schon hatte Rosenholz seinen Karabiner auf die Schulter geworfen, in einem Nu hatten ihn einige Riesenschritte in der von Fabian genommenen Richtung so weit entfert, das José ihn nicht mehr hören konnte.

„Dieses Pferd ist nicht leicht zu lenken," rief José, der ihn nachfolgte. „Ich weiß gewiß, daß er nicht den geraden Weg verfolgen wird. Sei ohne Furcht; wir kommen vielleicht eben so bald an, wie er! Ach, Don Estevan! Dein böser Stern hat Dich unter diese Banditen geführt!"

Unterdessen flog Fabian mit furchtbarer Geschwindigkeit über die Unebenheiten des Bodens, über Waldströme, Schluchten und alte Baumstämme hin, die auf dem Boden umherlagen; seine Wut schien mit der des Tieres ganz im Einklange zu stehen. José hatte sich nicht getäuscht; ohne Zweifel würde er die, welche er verfolgte, bald eingeholt haben, wenn er sein ungestümes Pferd nach seinem Willen hätte lenken können. Allein erst nach ungeheuren Anstrengungen gelang es ihm, es wieder auf den schmalen Pfad zurückzubringen, der sich im Walde hinschlängelte, und auf welchem die Spur von fünf Reitern deutlich zu sehen war. Oft kam er plötzlich an eine Stelle zurück, an der er schon gewesen war, und verlor so wieder den gewonnenen Vorsprung. Indes fing, nachdem dieser Kampf eine Stunde gedauert hatte, das Pferd an zu fühlen, daß es einen Mann trage, der es zu beherrschen wisse; auch erschöpften sich seine Kräfte allmählich. Der Kappzaum, der durch die starke Hand des Reiters heftig angezogen wurde, drückte seine Nüstern zusammen, die nur noch einen pfeifenden Atem hören ließen; nach und nach verminderte sich des Tieres Geschwindigkeit, und endlich gehorchte es seinem Reiter. Mann und Pferd ruhten einen Augenblick aus, um wieder zu Atem zu kommen; der Schweiß rann von beiden herab, und die Flanken des Tieres dampften.

Fabian benutzte diese kurze Zeit, um sich zu orientieren; der Nebel, der seine Augen umschleierte, fing an sich zu zerstreuen, und die raschen Schläge seines Herzens hörten auf in seinen Ohren zu sausen: er konnte wieder sehen und hören.

Zerdrückte und zerknitterte Blätter, kleine, frisch abgerissene Zweige, Spuren von mehreren Pferdehufen im Grase oder im Sande zeigten Fabian auf das deutlichste, daß die Fliehenden an dem Orte, an welchem er sich befand, vorübergekommen wären. Plötzlich traf das ferne Geräusch eines Wasserfalles sein Ohr. Noch einen Augenblick und die Fliehenden kamen vor ihm auf der nahen Brücke an, die über das breite und tiefe Bett des brausenden Waldstromes führte; sie konnten, wenn sie ihre Anstrengungen vereinigten, die Brücke zerstören. Dann aber wurde jede Verfolgung unnütz, denn während der Zeit, die es

kosten mußte, eine Furt zu suchen, konnte Don Estevan die ungeheueren Ebenen erreichen, die sich bis nach Tubac ausdehnen.

Fabian gab daher seinem Pferde aufs neue die Sporen und galoppierte den Pfad entlang, dessen Biegungen ihm noch die flüchtigen Feinde verbargen. Schon fing das Brausen des Waldbachs an den lauten Galopp des Pferdes zu übertönen. Bald ließen sich inmitten desselben auch menschliche Stimmen vernehmen; noch einige Augenblicke, und er mußte sich mitten unter den Feinden, die er um jeden Preis einholen wollte, befinden.

Eine aus grob behauenen Baumstämmen bestehende Brücke verband an dieser Stelle die beiden steilen Ufer mit einander, zwischen denen ein Waldstrom dahinbrauste. Die beiden Enden dieser großen Balken, die so breit waren, daß ein Pferd darüber gehen konnte, ruhten auf dem nackten Felsen und waren sonst durch nichts festgehalten; einige starke Männer konnten daher diese Brücke zerstören und den Uebergang an dieser Stelle unmöglich machen. In dem Augenblicke, wo Fabian im Begriffe war, die Brücke zu erreichen, zogen vier von ihren Reitern angetriebene Pferde aus Leibeskräften an den Balken, die durch Lassos an ihren Sattelknöpfen befestigt waren. Die Balken setzten sich endlich in Bewegung trennten sich und stürzten in den Strom hinab, wobei das Wasser hoch aufspritzte.

Fabian stieß ein Wutgeschrei aus. Bei diesem Schrei wandte sich ein Mann um: es war Don Estevan. Er blickte Fabian höhnisch an, der mit zerrissenen Kleidern, mit blutendem Gesicht und entstellten Zügen sein Pferd wie ein Rasender anspornte, um über den Wasserfall zu setzen. Am Rande des Abgrundes angekommen, bäumte sich jedoch das Pferd und fuhr erschrocken zurück.

„Feuert auf ihn!“ schrie Don Estevan, „feuert auf ihn! sonst vereitelt dieser Rasende all unsere Pläne! Feuert, sage ich Euch!“

Schon richteten sich drei Karabiner auf Fabian, als sich hinter ihm eine Donnerstimme hören ließ. In diesem Augenblicke traten der Kanadier und José aus dem Dickicht heraus. Sie waren noch zeitig genug eingetroffen, um Fabian zu retten.

Beim Anblick der zwei gefürchteten Büchsen zögerten die Banditen. Fabian nahm mit seinem Pferde einen neuen Anlauf! allein es bäumte sich abermals und warf sich, von einem unüberwindlichen Schrecken beherrscht, heftig zurück.

„Feuert! Feuert!“ rief Don Estevan.

„Wehe Euch!“ sprach der Kanadier mit angstvoller Stimme: „wehe dem, der schießt; und Du, Fabian, gehe ums Himmelswillen diesen Banditen aus dem Wege!“

„Fabian?“ wiederholte Don Estevan beim Anblick des Jünglings erstaunt, der ohne auf die Bitten des Kanadiers zu achten, sein bald auf die linke, bald auf die rechte Seite springendes Pferd, dessen Flanken mit Schaum bespritzt war, von neuem anspornte, um über den Waldstrom zu setzen.

„Ja, Fabian!“ schrie José mit einer Stimme, die den Donner des Wasserfalls und das Geschrei der beiden Jäger übertönte, — „ja Fabian ist es, Don Antonio von Mediana, der von Ihnen Rechenschaft verlangt über das Blut seiner Mutter!“

Während diese Stimme sich mit dem Brausen des Waldstromes vermischte und wie eine furchtbare Vorbedeutung in den Ohren Medianas klang, den zum

erstenmale in seinem Leben der Schrecken festbannte, zog der ungestüme Jüngling sein Messer, ließ dessen Spitze sein Pferd fühlen und trieb es mit neuer Wut an. Jetzt sprang es pfeilschnell über den Abgrund weg und auf das entgegengesetzte Ufer.

Allein einer seiner Hinterfüße glitt auf dem feuchten Abhange aus. Einen Augenblick versuchte das Pferd das Gleichgewicht wieder zu gewinnen; der Felsen knirschte unter seinen Füßen, dann bogen sich seine Kniekehlen, und sein Auge erlosch; es ließ ein angstvolles Gewieher hören und stürzte mit seinem Reiter hinab.

Beim Zischen des Wassers, das über das Ufer hinausspritzte, entwand sich ein herzzerreißender Schrei der Brust des Kanadiers: von dem entgegengesetzten Ufer aber tönte ein Triumpfgeschrei. Bald aber übertobte alles die donnernde Stimme des Waldstromes, der sich über seiner doppelten Beute schloß.

Neuntes Kapiel.

Auf dem Weg nach dem Goldthal.

Es vierzehn Tage nach dem Verschwinden des Fabian de Mediana im Salto de Agua*) fanden in den Wüsten, die sich von dem Präsidio Tubac nach den amerikanischen Grenzen hin ausdehnen, folgende Auftritte statt.

Bevor wir die Personen schildern, welche dort handelnd auftreten, wollen wir den Schauplatz beschreiben, auf welchem sie wieder mit einander zusammentreffen werden.

Die ungeheuren Ebenen, die in dem vom Rio Gila und dessen Nebenflüssen am wenigsten bewässerten Teile Mexiko von den vereinigten Staaten trennen, sind fast nur durch die ziemlich unbestimmten Berichte der Jäger und Goldsucher bekannt. Der genannte Fluß, welcher in den entfernten Gebirgen des Norden entspringt, durchläuft eine ungeheuere Strecke sandigen Bodens, in der man weit und breit keinen Baum sieht. Die dürre Oede desselben wird nur durch die vom Regenwasser ausgehölten Schluchten unterbrochen; aber dieses Wasser befruchtet nicht, sondern verwüstet bloß.

Der steinige Boden zeigt dem Reisenden nur Abgründe von ausgetrockneten Strombetten, die ihn auf seinem Wege hindern, ohne ihm oder seinem Pferde irgend welche Nahrung zu bieten. Der Damhirsch und der Büffel fliehen diese Einöden, in denen nur ungern ein dürres sogleich wieder verdorrendes Gras zu wachsen scheint. Die Indianer selbst erscheinen hier nur dann, wenn der brennende Wind aufgehört hat, der während eines Teils des Jahres in diesen Wüsten weht.

---

*) Wasserfall.

Schon warf die Sonne, indem sie sich dem Westen zuneigte, schiefere Strahlen. Dünne, weiße Wolken zeigten sich, die einen rosigen Schimmer annahmen und anzeigten, daß die Sonne zwei Drittel ihres Laufes zurückgelegt hatte. An dem sich endlos ausdehnenden Himmelsgewölbe, dessen tiefes Blau hier und da unter Wolkengruppen verschwand, schwebte ein Adler ohne die Flügel zu rühren. Es war der einzige Bewohner der Lüfte, der sich über der Wüste zeigte. Von seiner Höhe herab konnte er menschliche Wesen entdecken, die auf dem Boden der Wüste zerstreut waren.

Gerade unter ihm dehnte sich eine Art Zirkus aus, der durch einen großen unregelmäßigen Hag von Nopalpflanzen*) mit scharfen und dornigen Spitzen gebildet war. Einige wenige Gebüsche von Eisenbäumchen vermischten ihr blasses Laub mit denselben.

An einem Ende wurde die Umzäunung durch einen nur wenige Fuß höheren, oben ganz flachen Hügel beherrscht. Rings herum dehnten sich kalkige Flächen, sandige Steppen, oder Reihen kleiner Hügel aus, die in diesem Sandmeere als feste Wellen erschienen.

Eine aus etwa sechzig Reitern bestehende Menschentruppe war hier abgestiegen. Die Flanken der Pferde dampften wie nach einem Eilmarsch. Man konnte ein verworrenes Geräusch von Menschenstimmen hören, daneben ein Wiehern von Pferden, ein Klirren von Waffen jeder Art. Lanzen mit Fähnchen, Musketen, Karabiner, doppelläufige Gewehre waren an den Sattelknöpfen befestigt. Von den Reitern besorgten einige ihre Pferde; andere lagen auf dem Sande unter dem kargen Schatten des Kaktus und verlangten nach einem ermüdenden Tagemarsche, während dessen die brennende Sonne der heißen Zone die Glieder, ganz wie die Kälte des Nordens steif gemacht hatte, vor allem auszuruhen.

In einiger Entfernung zeigten sich Saumtiere, die gleichfalls mit ihrer Last dem Orte zuschritten; hinter ihnen schwer beladene Wagen, die, zwanzig an der Zahl, eine krumme Linie bildeten und, von Maultieren gezogen, sich langsam näherten.

Was endlich das Auge keines dieser Menschen, sondern nur das des Adlers entdecken konnte, waren auf dem Wege, den die Reisenden zurückgelegt hatten, Leichname von Menschen und Tieren, die auf diesen dürren Ebenen zerstreut umherlagen und den blutigen Weg dieser Expedition von Abenteurern inmitten beständiger Kämpfe unter einem glühenden Himmel bezeichneten. Man hat wohl schon die Truppe der Goldsucher unter Don Estevans Befehlen erkannt.

Als die Maultiere mit den Wagen am Rastorte angelangt waren, trat eine augenblickliche Verwirrung ein. Indessen dauerte dieselbe nur einige Minuten. Bald waren die Wagen abgeladen, die Maultiere ausgespannt und die Pferde abgesattelt. Alsdann wurden die Wagen, Deichsel gegen Deichsel, durch eiserne Ketten mit einander verbunden; die Saum- und Pferdesättel wurden an einander geschichtet und füllten mit den Nopalpflanzen die leeren Räume zwischen den Rädern aus, so daß plötzlich eine furchtbare Barrikade entstand.

Im Innern des Lagers wurden die Tiere an die Wagen gebunden, und die Küchengeräte neben Reisigbündeln aufgestellt, die in den Wagen herbeigebracht worden waren. Dann wurde eine Feldschmiede aufgestellt, und bald

*) Eine Art Kaktus.

war die ganze Kolonie in voller Thätigkeit. Der Ambos hallte von Hammerschlägen wieder, die Hufeisen oder Radkränze formten.

Ein reichgekleideter Reiter, dessen Anzug aber durch den Staub und die Sonne gelitten hatte, saß allein noch mitten im Lager, daß sein Auge nach allen Seiten hin durchlief, auf einem Schweißfuchse. Es war der Herzog von Armada oder Don Antonio de Mediana, der Führer des Trupps. Auf seinem Zelte befestigten eben drei Männer eine Fahne, die im himmelblauen Felde sechs goldene Sterne samt dem Wahlspruche: „Ich werde wachen!" zeigte. Darauf trat der Führer nachdenkend in sein Zelt.

Zur Rechten des Lagers, nach Osten zu, aber weit hinter den Erhebungen der Hügel, erhob sich im Sande ein dichtes, aus Gummi- und Eisenbäumen bestehendes Gehölz. Ein anderer Reitertrupp hatte im Schatten dieses Gehölzes Halt gemacht. Weder Wagen, noch Saumtiere noch Verschanzungen waren hier zu sehen. Auch schien dieser Trupp doppelt so stark zu sein. An der kupfernen Gesichtsfarbe der Reiter, von denen die einen fast nackt, die andern mit Kleidungsstücken von Leder und wallenden Federbüschen aus Adlerfedern bedeckt waren, sowie an der bunten Bemalung ihrer Leiber und dem seltsamen und wilden Schmuck ihrer Pferde konnte man leicht einen kriegführenden Indianerstamm erkennen.

Zehn von diesen Söhnen der Wildnis, ohne Zweifel die Häuptlinge, saßen ernst um ein Feuer, das mehr rauchte, als brannte, und ließen unter sich die lange Pfeife umhergehen, die bei all ihren Beratungen eine große Rolle spielt. Die vollständige Rüstung eines jeden dieser Häuptlinge — ein lederner Schild mit einer Einfassung von Federn, ein langer Spieß, ein Tomahawk*) und ein Messer — lag neben ihm auf dem Sande. In einiger Entfernung von ihnen standen fünf Krieger, von denen jeder zwei Pferde an der Hand hielt. Letztere trugen seltsam aussehende Sättel, die mit ungegerbtem Leder behangen waren; das Kreuz der Pferde schmückten Fuchsfelle. Es waren die zehn Pferde der Häuptlinge, welche die fünf Krieger nur mit Mühe festhielten.

Während einer der Häuptlinge dem neben ihm Sitzenden die Pfeife überreichte, zeigte er mit den Fingern nach einem Punkte am Horizonte hin. Die Augen eines Europäers hätten hier nur ein gräuliches Wölkchen entdeckt, allein das Auge des Indianers nahm daselbst gar wohl eine kleine Rauchsäule wahr, die aus dem Lager der Weißen emporwirbelte.

In diesem Augenblicke brachte ein indianischer Bote eine ohne Zweifel wichtige Nachricht, denn sämtliche Reiter bildeten eine Gruppe um ihn her.

Nun entdeckte das Auge des Adlers zwischen dem Rastorte der Indianer und der Verschanzung der Weißen einen andern Reiter, der aber ganz allein und beiden Parteien entrückt war. Er ritt einen Apfelschimmel; er hielt, und sein Pferd schien mit gestrecktem Hals und offenen Nüstern so gut wie sein Reiter eine noch unsichtbare Spur zu suchen. Der Reiter trug die lederne Kleidung der Weißen; auch bezeichneten ihn seine obwohl bräunliche Gesichtsfarbe sowie sein dichter schwarzer Bart hinlänglich als einen zur weißen Rasse gehörenden Menschen.

Plötzlich galoppierte der Reiter — es war Cuchillo — wieder über die Wüste hin und ließ sein Pferd den Gipfel einer der Anhöhen der Ebene

*) Streitaxt.

ersteigen. Dort schien sein Auge von zwei Gegenständen betroffen zu sein, denn es wandte sich bald nach der Rauchsäule, die aus dem Lager der Abenteurer aufstieg, bald nach dem Lagerplatz der Indianer hin.

Aber die Indianer bemerkten ihn ebenfalls, denn plötzlich stieg ein lang anhaltendes Gebrüll, das dem von hundert Panthern gleichkam, zum Himmel empor, und der König der Lüfte verlor sich bald, durch diesen Lärm erschreckt, wie ein schwarzer Punkt in den Wolken.

Der Bandit floh mit verhängtem Zügel nach der Rauchsäule zu, als er die Indianer sich nacheilen sah, wie hungrige Wölfe, wenn sie einen Damhirsch verfolgen.

Endlich zeigte sich, noch ein wenig tiefer am Horizonte und an einem Punkt, der mit dem roten und dem weißen Lager ein Dreieck bildete, eine andere Menschengruppe inmitten eines leichten Nebels. Dieser war durch die Ausdünstungen eines ziemlich großen Flusses erzeugt, dessen Ufer von Bäumen beschattet wurden, und in seinem Laufe eine Art Inselchen bildete, daß durch sein üppiges Grün auffiel. Auf der Mitte desselben befanden sich die zuletzt erwähnten Personen. Ob es aber zwei, drei oder vier waren, ließ sich bei dem Nebel nicht unterscheiden. Indessen überschritt ihre Zahl wohl nicht die zuletzt angegebene.

Der beschriebene Teil der Wüste endigte an dem genannten Flusse. Dieser strömte von Osten nach Westen, teilte sich eine Stunde westlich von der Insel in zwei Arme und bildete ein großes Delta, dem eine Gebirgskette zur Grenze diente; allein ein dichter Nebel bedeckte diese Hügel, und Gottes Auge allein hätte diesen Dunstschleier durchdringen können, der immer lebhaftere violette und himmelblaue Farben darbot, jemehr die Sonne sich dem Horizonte zuneigte.

In diesem Delta, das einen Flächenraum von mehr denn einer Quadratmeile hat, liegt das Goldthal. Hier werden die verschiedenen Menschengruppen durch die mannigfachsten Beweggründe bewogen, sich treffen, wie die Wellen von entgegengesetzten Winden getrieben.

In Folge einer geschickten, von Pedro Diaz ausgeführten Bewegung hatte die Expedition, die nun nahe am Goldthale angekommen war, den Indianern die Richtung verbergen können, die sie seit zwei Tagen verfolgte. Allein der Gedanke, mit sechzig Genossen teilen zu müssen, war dem Banditen Cuchillo nichts weniger als angenehm; ihre Zahl mußte vermindert werden, deshalb trennte er sich unter dem Vorwande einer Rekognoszierung von seinen Kameraden. Voll Vertrauen auf die Geschwindigkeit seines Pferdes und auf seine Kenntnis dieser Wüsten wollte er die Indianer auf die Spur seiner Gefährten locken. Davon ahnte man im Lager natürlich nichts denn Cuchillo hatte diese schändliche Absicht klug verborgen; ja man hatte daselbst sogar für den Fall, daß ihm etwas zustoßen sollte, ein Feuer angezündet, dessen Rauchsäule ihm statt eines Führers dienen sollte.

Im Lager der Indianer war, wie gesagt, ein Bote mit wichtigen Nachrichten eingetroffen. Dieser war bis an das Ufer des Stromes vorgedrungen und hatte, unter den Weidenbäumen desselben verborgen, mitten auf einer kleinen Insel drei weiße Feinde erblickt.

Diese drei Männer konnten nach seiner Beschreibung niemand anders sein, als der Kanadier, José und Fabian, welche die abenteuerliche Fahrt mit ein-

ander unternommen hatten. In der That war es das Kleeblatt, das man wohl nicht ohne einige Befriedigung wieder zusammen finden wird.

Der Sturz Fabians war glücklicherweise nur für sein Pferd tötlich gewesen; der Reiter war wie durch ein Wunder gereitet, dem Lose entgangen, das ihn im Salto de Agua erwartete.

Die drei Freunde hatten die Verfolgung, welche durch den Sturz Fabians unterbrochen worden war, wieder aufgenommen, aber da sie denselben Weg zu Fuße zurückzulegen hatten, welchen jene zu Pferde machten, kamen sie erst an dem Tage in Tubac an, an dem die Expedition sich weiter bewegte, das heißt, sie hatten in Folge des Sturzes Fabians einen Tag verloren und fünf gebraucht, um etwa sechzig Meilen*) zurückzulegen.

Von nun an wurde es ihnen leichter, die Abenteurer-Kolonnen zu verfolgen, die durch die schwer beladenen Wagen in ihrem Marsche nicht wenig aufgehalten wurden; zehn Tagemärsche hatten daher die drei unerschrockenen Gefährten an denselben Ort geführt, an welchem der Zug jetzt Halt machte. Indessen war Don Antonio, umgeben von so vielen Leuten, eine Beute, deren man sich nicht leicht bemächtigen konnte.

Als der indianische Bote seinen Bericht geendet, ratschlagten die Häuptlinge von neuem über den zu fassenden Entschluß. Die Meinungen darüber waren geteilt. Der jüngste der Häuptlinge meinte, man müsse nach dem Gilaflusse gehen; ein anderer widersprach. Während diese entgegengesetzten Meinungen ausgesprochen wurden, erscholl plötzlich beim Anblicke Cuchillos das Gebrüll der Indianer; die apachischen Häuptlinge setzten daher ihre Beratung bis zu dem Augenblicke aus, wo die Krieger, die ihn verfolgt hatten mit der Nachricht zurückkamen, daß sie wieder die Spur der Weißen gefunden und ihr Lager erspäht hätten. Dann sprach einer der Häuptlinge, mit Namen der Schwarzvogel, ein Mann von hohem Wuchse und von dunklerer Gesichtsfarbe als die meisten seiner Landsleute, folgendermaßen:

„Ich habe gesagt, daß die von Mitternacht kommenden Männer nicht zu den von Mittag kommenden gehören können. Stets habe ich den Süden und Norden einander bekämpfen sehen, wie die Winde, die aus diesen zwei Himmelsgegenden blasen. Wir wollen an die drei Krieger auf der Insel einen Boten absenden, damit sie sich mit uns gegen die Krieger, welche die Wagen mitführen verbinden, und es wird der Indianer sich über den Tod der Weißen durch die Weißen freuen."

Allein dieser Bund, den die Klugheit und die Menschenkenntnis geboten, fand in dem Rate keine Unterstützung. Der Schwarzvogel mußte, da seine Ansicht von keinem der Häuptlinge geteilt wurde, nachgeben, und es wurde beschlossen, daß der größere Teil der Truppe auf das Lager zu maschieren, während der kleinere Teil nach der Insel abgehen sollte.

Eine Viertelstunde darauf gingen hundert Krieger in der Richtung des Lagers ab, während sich zwanzig andere bewährte Krieger nach dem Inselchen hin bewegten und vor Verlangen brannten, das Blut der drei Personen zu vergießen, denen es für den Augenblick eine Zufluchtsstätte darbot.

---

*) Englische Meilen, deren vier auf eine deutsche gehen.

Zehntes Kapitel.

Cuchillos Verrat.

Lassen wir einen Augenblick Fabian und seine zwei Gefährten allein auf dem Inselchen, wo sie eine Zufluchtsstätte gesucht haben, und wenden wir unsere Blicke den Abenteurern und ihrem Anführer zu.

Obgleich diese auf ihrem bisherigen Marsche vierzig Leute verloren hatten, so waren sie doch noch stark genug, um sich mit den Indianern zu messen. Indes war ihre Begeisterung nicht mehr so groß als an dem Tage, wo sie unter Kanonendonner und freudigem Zuruf der Einwohner des Presidio Tubac ausrückten.

Gleichwohl ließ Don Estevan keine Vorsichtsmaßregel außer acht. Er hatte diese Abenteurer diszipliniert und zum Gehorsam gezwungen; die Wagen, die er gekauft hatte, dienten als Transport- und Verteidigungsmittel.

Denoch lastete auf seiner Stirne eine Wolke des Unmuts; denn eine nur unvollkommen verharschte Wunde war in seinem Herzen wieder aufgebrochen. Obgleich er auf Mittel und Wege gedacht, seinen Neffen aus dem Wege zu räumen, lebte doch der Stolz seines Geschlechts wieder in ihm auf. Sobald er seinen Neffen tot wußte, bemächtigte sich seiner ein lebhaftes Mitgefühl mit dem Jünglinge, der, feurig und kühn, zur Ausführung seines Planes hätte mitwirken können. In dem Augenblicke, wo der letzte Mediana verschwunden war, beklagte er aus Stolz das unglückliche Ende des Erben seines Namens.

Indes war dies nicht die einzige Sorge, die seinen Geist beschäftigte. Das Ausbleiben Cuchillos war für ihn ebenfalls ein Grund zur Unruhe. Dieser hatte den ihn verfolgenden Indianern einen bedeutenden Vorsprung abgewonnen. So lange er sich vom Lager Don Antonios entfernt gesehen, hatte er seinem Pferde die Zügel schießen lassen; sobald er aber durch den Hag von Kaktus und Eisenbäumchen hindurch die Verschanzung seiner Genossen bemerkte, ritt er langsamer, um die Verfolger nicht zu entmutigen. Er war noch so weit vom Lager entfernt, daß er nicht von den daselbst ausgestellten Schildwachen bemerkt werden konnte, als er die Indianer beim Anblick der aus demselben emporwirbelnden Rauchsäule ihre Pferde anhalten sah. Nun ließ er sein Pferd ganz still stehen. Es gehörte zu seinem Plane, die Seinigen erst im letzten Augenblicke auf die ihnen drohende Gefahr aufmerksam zu machen, und er kannte die Gewohnheiten der Indianer hinlänglich, um dies gefährliche Spiel ganz kaltblütig zu spielen. Er wußte, daß die Wilden fast nie einen Angriff wagen, wenn sie nicht dem Feinde überlegen sind und schloß daraus, daß seine Verfolger von dem Angriff zurückkehren und ihre Waffengefährten herbeiholen würden.

Auch hatte er sich nicht getäuscht. Es dauerte nicht lange, so ritten die Rothäute nach dem Gehölze zurück, welches ihre Truppe besetzt hielt. Höchst

zufrieden über das Gelingen seiner List legte sich der Bandit hinter eine kleine Anhöhe und horchte aufmerksam um seine Flucht fortzusetzen, sobald seine geübten Sinne ihm die Wiederkehr der Gefahr anzeigen würden.

„Es wären morgen unser sechzig, die sich diese Schätze zu theilen hätten," sprach er bei sich „wenn ich die Sache nicht so angeordnet hätte, daß morgen bei Tagesanbruch ein starkes Viertel nicht mehr zu den Lebenden gezählt werden kann. Und dann werde ich, wenn diese roten und weißen Bestien einander aufreiben . . ."

Plötzlich unterbrach ein ferner Knall, ähnlich dem eines Karabiners, das Selbstgespräch Cuchillos. Das Geräusch schien von Norden herzukommen. Dies war die Richtung des Flusses, in dessen Mitte sich das Inselchen befand, das Rosenholz mit seinen beiden Genossen besetzt hielt.

„Es ist doch sonderbar, daß ein solcher Knall von dort unten kommt," sprach Cuchillos bei sich, indem er sein Auge nach Norden schweifen ließ, „denn das Lager der Weißen liegt östlich, und das der roten Krieger westlich."

Ein zweiter Schuß und nach einem kurzen Zwischenraum ein dritter ließ sich hören, worauf ein wohlgenährtes Flintenfeuer folgte. Einen Augenblick wurde es Cuchillo bange ums Herz; er glaubte schon, eine andere zahlreiche Partie von Weißen wolle sich seiner Schätze bemächtigen. Dann beschlich ihn wieder die Furcht, Don Antonio möchte aus seiner eigenen Truppe Leute ausgewählt und dieselben entsandt haben, um sich des Goldthals zu bemächtigen; allein bei näherer Ueberlegung fand er gar bald, wie grundlos seine Befürchtungen waren. Eine Partie Weißer hätte sich durch die hinterlassenen Spuren verraten, und doch hatte er während seines zweitägigen Umherirrens keine solche gesehen; auch war es sehr unwahrscheinlich, daß Don Antonio es gewagt, seine Truppen durch eine Teilung noch zu schwächen. Cuchillo faßte daher wieder Mut und zog endlich den Schluß, daß die Schüsse von amerikanischen Jägern ausgehen müßten, die auf dem Wege nach der amerikanischen Grenze von den Apachen überfallen wären.

Sogar vom Lager hatte man das erwähnte Flintenfeuer gehört. Jetzt war es Abend. Rote Wolken bezeichneten noch die feurige Spur der Sonne im Westen. Die Erde fing an, sich in der Frische der Nacht abzukühlen, und die lichte Mondsichel erglänzte am Himmel. Das Lager im Mondschein bot wirklich einen malerischen Anblick dar. Einige angezündete Feuer verbreiteten über den Boden einen rötlichen Schimmer. Im Falle eines Angriffs konnte diese Helle durch angezündete Reisbündel vermehrt werden. Gruppen von Abenteurern, die entweder auf dem Boden lagen, oder mit der Bereitung des Abendessens beschäftigt waren, befanden sich zwischen den Pferden und Saumtieren, die aus Trögen von Leinwand ihre Ration Mais fraßen. Die Sorglosigkeit und Entschlossenheit, die man beim Mondschein auf den dunklen Gesichtern der Männer las, bewiesen, daß sie sich ganz auf die Wachsamkeit des von ihnen gewählten Oberhauptes verließen. Jenseits der Verschanzung versilberten die Strahlen des großen Nachtgestirns auch die Ebene, wo die Nopalpflanzen gewaltige Schatten warfen.

Dicht neben dieser Verschanzung standen zwei Männer, welche sich miteinander unterhielten.

Einer der als Schildwachen aufgestellten Reiter kam vorüber. „Haben Sie nichts gesehen, nichts gehört?" rief ihn ein anderer der Männer an. „Habe

nichts gesehen," antwortete die Schildwache. „Habe nur geglaubt, ich höre ein Pferdegewieher von einem jener kleinen Thäler, die Ihr dort unten seht; aber ich werde mich unzweifelhaft getäuscht haben. Trotz alledem wundere ich mich doch, daß weder Cuchillo noch der Gambusino, welchen Don Estevan nach ihm ausgeschickt hat, zurückkehren."

Nach diesen Worten ging der Reiter wieder auf und ab, und der alte Hirt setzte sich wieder mit Baraja an den Platz, welchen sie zuvor eingenommen hatten.

„Es ist unklug," sagte der Hirt, „daß Don Estevan bei allen Vorsichtsmaßregeln, welche er seit unserem Abzuge von Tubac beobachtet hat, diese Rauchsäule den ganzen Nachmittag hat unterhalten lassen. An einem klaren Himmel wie dieser hier, ist das ein Zeichen, welches weithin sichtbar ist."

„Ich bin derselben Meinung," sagte Baraja, „aber Ihr wißt, daß Cuchillo ein Zeichen haben mußte, um sich zurecht finden zu können. Die Menschlichkeit und unser Vorteil gebieten dies."

„Die Menschlichkeit?" entgegnete der alte Hirt. „Gebe Gott, daß sie bei Cuchillo wohl angebracht ist! Doch muß ich Euch im Vertrauen sagen, daß ich gegen diesen Cuchillo einigen Verdacht hege und glaube, daß er einer der Führer ist, die statt zu Goldminen nur in Sümpfe leiten. Habt Ihr nichts von dem Gerücht gehört, das sich unter den Leuten unserer Expedition gebildet hat?"

„Welches?" fragte Baraja.

„Daß diese Expedition nicht so aufs Geratewohl hin wie die früheren unternommen ist, und daß Don Estevan in diesen unermeßlichen Einöden ein überaus reiches Goldlager kennt.

„Ohne Zweifel weiß er von einem solchen, aber er weiß nicht wo es liegt, und ich habe gute Gründe, zu glauben, daß Cuchillo darüber viel mehr weiß, als er sagen will, und sein Tod für uns ein unersetzlicher Verlust sein würde."

„Das bezweifle ich!" entgegnete der alte Hirt kopfschüttelnd, „das Gesicht Cuchillos ist eines von denen, über welches sich ein geübtes Auge nicht täuscht. Uebrigens wünsche ich sehr mich darüber zu täuschen."

„Bah! Ihr seht alles schwarz!" sagte Baraja.

„Ich mag Euch in der That so vorkommen," entgegnete der alte Hirte ruhig, „allein es ist mir, als ob mir eine innere Stimme zuruft, daß dieser Abend für mich und uns alle ein verhängnisvoller werden solle! Ach seht doch, diese Tiere hören abermals auf zu fressen, um zu horchen! Was ist dabei zu thun? — Ich werde mich, wenn Ihr nichts dawider habt, auf meinen Mantel legen und schlafen."

Wirklich that der alte Hirt sogleich, wie er gesagt hatte, ohne sich durch die drohenden Anzeichen, welche die Pferde gaben, im geringsten erschrecken zu lassen, Baraja versuchte ein Gleiches, allein seine Einbildungskraft war durch dies Gespräch mit dem alten Vaquero zu sehr aufgeregt, als daß er sogleich zu schlafen vermochte. Erst allmählich beruhigte ihn die in das Lager einkehrende Stille, und hier folgte ein jeder dem Beispiel des alten Hirten. Er fing an einzuschlafen, als plötzlich der Schall einiger jener fernen Schüsse an sein Ohr traf, die man während des Tages auch im Lager gehört hatte. Sogleich berührte er den neben ihm Schlafenden mit dem Ellenbogen.

„Man schießt dort unten noch!" sagte er.

Der Vaquero lauschte.

„Das ist richtig. Wenn es indes Cuchillo ist, welcher der Zielpunkt einiger indianischer Büchsen ist, so beruhigt Euch, Freund Baraja, und schlaft wohl! Schlaft, denn in den Steppen ist die Zeit zum Schlafen oft sehr kostbar, wiewohl man da jeden Tag in die Lage kommen kann, ewig einzuschlafen."

Darauf legte der alte Hirt sich wieder nieder, aber das dumpfe Schnauben der Lasttiere ließ ihn abermals den Kopf erheben. „Ach!" sagte er, „die roten Teufel schweifen nicht weit von hier umher!"

In diesem Augenblicke ließ sich das Wiehern, das aus der Tiefe der Ebene herüberscholl, begleitet von einem fernen Rufen vernehmen, und ein Reiter sprengte mit verhängtem Zügel herbei.

„Das ist Cuchillo!" rief der Vaquero beim Anblicke des Reiters, der im Galopp herangesprengt kam. „Möge sein Kommen kein Unglück für uns bedeuten!"

Wirklich war es der Bandit, welcher mit dem Schreckensruf: „Zu den Waffen, zu den Waffen! die Indianer sind da!" heransprengte und mit dem Pferde durch die von den Schildwachen in der Verschanzung gemachte Oeffnung stürzte.

In einem Augenblicke hatte dieser Ruf die Schlafenden erweckt und alles auf die Beine gebracht. Eine schreckliche Verwirrung beherrschte einige Minuten lang die Gemüter dieser unerschrockenen Männer, von denen sich die meisten bereits mit ihren furchtbaren Feinden gemessen; dann stürzten alle nach dem Orte, an welchem die Gewehre zusammengestellt waren und bewaffneten sich damit in aller Eile.

Auch die Pferde und Maultiere waren von ähnlichem Schrecken ergriffen, wie der alte Hirt dies gesagt hatte. Sie rissen bei der Witterung der Indianer an ihren Halftern wie bei der eines Bären oder Tigers; einen so erschreckenden Eindruck machten die Söhne der Steppe auf sie.

Bald jedoch legte sich die entstandene Unruhe, und ein jeder ging eilig nach seinem Posten, welchen ihm Don Estevan schon im voraus angewiesen hatte. In der That war dies auch sehr nötig, denn die Gefahr schien nah und dringend und konnte, wie die Hast Cuchillos bewies, schon in den nächsten Augenblicken hereinbrechen.

Ohne sich weiter aufzuhalten und auf die ihn bestürmenden Fragen eine Antwort zu erteilen, schritt der Bandit auf das Zelt Don Estevans zu, welcher mit Diaz herausgetreten war und ihn zu erwarten schien. Beim Nahen Cuchillos gingen beide wieder hinein in das Zelt, um daselbst seinen Bericht zu vernehmen.

Dieser Bericht war kurz und schien beiden Zuhörern sehr unwahrscheinlich. Doch äußerten sie sich darüber jetzt nicht weiter, sondern warfen einander nur einige bedeutsame Blicke zu, in denen sich ihr Einverständnis aussprach. Noch während sie Cuchillo anhörten trat Droche, ein Teilnehmer an der Expedition Don Estevans, welcher schon auf der Hacienda del Venado sich an den Zug angeschlossen hatte, in das Zelt und sagte, daß die Streifreiter der Indianer ganz nahe unten in der Ebene sich zeigten.

Diese Nachricht gestattete keinen Verzug mehr. Don Estevan und Pedro Diaz traten aus dem Zelte, welches Droche hinter ihnen abbrach, und Don Estevan gab den Befehl, eiligst die vor dem Lager aufgehäuften Reisbündel anzuzünden, damit man die anrückenden Feinde zählen könne.

Sogleich wurde dieser Befehl befolgt und einige Augenblicke später schien ein Licht, beinahe eben so hell wie das der Sonne, das ganze Lager in Brand zu setzen. In diesem Lichte sah man in der Ferne gleich langen schwarzen Schatten die Reiter der Indianer über die Ebene eilen und bald auftauchen, bald wieder verschwinden. Darauf richteten sich jetzt die Augen der Abenteurer, welche die Büchsen in der Hand, auf ihren Posten waren, während neben ihnen die Pferde gezäumt und gesattelt standen, um sogleich bei der Hand zu sein, wenn etwa ein Ausfall nötig würde. Dabei herrschte ein banges Schweigen im Lager. Auch die Steppe war jetzt wie dieses in Schweigen gehüllt. Der Mond beleuchtete nicht mehr die Bewegungen der indianischen Streifreiter, sondern diese waren plötzlich wieder verschwunden.

In dieser bangen Stille, welche auf einmal nach dem entstandenen Tumulte herrschte standen die beiden Männer wieder beisammen an deren Unterhaltung wir so eben schon teil genommen haben.

„Verlaßt Euch darauf," sagte der alte Hirt zu Baraja, „binnen einer Viertelstunde werden wir das Geheul dieser roten Teufel in unseren Ohren gellen hören . . ."

In diesem Augenblicke erfüllte ein Geheul, welches sich aus der Ferne hören ließ, die soeben ausgesprochene Verkündigung des Hirten.

„Deshalb," fuhr er fort, „gestattet mir, zuvor noch ein Wort mit Euch zu sprechen. Eine Stimme in meinem Innern sagt mir, daß meine Stunde nahe ist. Ich habe weder Frau noch Kinder, von denen ich mit Trauern zu scheiden hätte oder die mich beweinen müßten; aber ich habe einen alten Gefährten und kann an die Trennung von diesem nicht ohne Schmerz denken. Dieser alte Freund, mit welchem ich oft die Savannen*) durchstreift habe, ist mein Pferd. Ich schenke es Euch, Freund Baraja; behandelt es sanft, lebt es, wie ich es liebte, und es wird Euch auch lieben, wie es mich liebt. Es war der Gefährte jenes Tieres, welches von einem Tiger zerrissen wurde; von uns dreien wird es allein übrig bleiben."

Bei diesen Worten zeigte der Greis auf einen bejahrten, edlen Renner, der unter den gesattelten Pferden stand. Sein Hals war gebogen durch den am Sattelknopf befestigten Zügel, er kaute noch stolz an seinem Gebiß. Der Hirt ging auf ihn zu, streichelte mit der Hand seinen starken Rücken und kam dann ruhigen Blickes zurück.

„Hört," sagte er zu Baraja, „um Euch schon im voraus meinen Dank für die Fürsorge zu bezeigen, mit welcher Ihr Euch meines alten Freundes annehmen werdet, will ich Euch noch einen Vers aus einem Psalm lehren, der für Sterbende sich eignet . . ."

„Nun," fragte Baraja, verwundert, als der Greis plötzlich zu reden aufhörte.

Aber er wartete vergebens auf eine Antwort aus seinem Munde. Der alte Vaquero sprach kein Wort mehr. Ein Pfeil war zischend dahergekommen und hatte seine Kehle durchbohrt. Der Greis sank zu Boden, indem sein Blick auf seinem treuen Gefährten verweilte, welchen er nochmals sterbend Baraja anempfahl.

Der abgeschossene Pfeil schien das erste Zeichen des folgenden Angriffs zu

*) Mit Gras (nicht mit Wald) bewachsene Ebenen.

sein. In demselben Augenblicke, wo er daher flog, zeigten sich die am besten berittenen Krieger der Apachen in der vom Monde erleuchteten Ebene. Im roten Widerschein des Feuers erkannte man zuweilen ihre gräßlich rot bemalten Gesichter. Ihre langen Haare flatterten weithin im Winde, die Lederriemen womit ihr Anzug verziert war, umgaben bei dem raschen Galopp wie Schlangen ihren Körper, und ein durchdringendes, trotziges und herausforderndes Geschrei ertönte aus ihren Kehlen.

Bei diesen drohenden Anzeichen ließ Don Estevan, nachdem er seine Leute hinter der Wagenburg aufgestellt hatte, einen Teil derselben, deren Büchsen am weitesten trugen und deren Auge am geübtesten war, sich auf der Anhöhe postieren, von welcher sie durch das weitverbreitete Licht, das Ziel ihrer Kugeln deutlich erkennen konnten. Dann trat eine augenblickliche Waffenruhe ein, da die am weitesten vorgedrungenen Krieger der Apachen die nachfolgenden sicher erst über die Stellung der Feinde belehren mußten, ehe sie einen Angriff auf dieselben wagten.

Nun ertönte plötzlich aus hundert Kehlen zugleich das Kriegsgeschrei der Apachen mit schrecklichem Geheul; die Erde erzitterte unter den Hufen der Rosse, die in vollem Jagen mitten unter einem Regen von Kugeln, Steinen und Pfeilen auf die Mexikaner losstürmten. Von drei Seiten wurde das Lager durch eine verworrene Schar von Kriegern eingeschlossen. Unterdessen vernahm man durch dies Geheul den Knall wohlgezielter Schüsse von der Höhe herab, deren Blitze in langen Streifen durch die Nacht leuchteten. Pferde ohne Herren galoppierten durch die Ebene und Reiter strebten sich von der Last ihrer gestürzten Pferde zu befreien. Bald artete der Kampf zu einem Handgemenge Brust gegen Brust aus, indem die Indianer die Wagen zu stürmen suchten, hinter welchen die Mexikaner standen.

Eine hervorragende Gruppe bildeten in diesem Kampfesgetümmel drei Männer, Oroche, Pedro Diaz und Baraja. Sie standen fest an einander gelehnt, traten bald zurück, um den langen Speeren ihrer Feinde auszuweichen, bald sprangen sie vor um einen Stoß zu führen. Sie ermutigten sich dabei durch gegenseitigen Zuruf und warfen dabei zuweilen Blicke auf ihren Anführer, welcher überall bei der Hand war, wo es die Not erforderte.

Wie bereits erwähnt, hatte sich unter seinen Leuten das Gerücht verbreitet, er kenne eines der reichsten Goldlager im ganzen Staate; dies trug bei Leuten wie Oroche und Baraja nicht wenig dazu bei, ihren Mut und ihre Begeisterung im Kampfe zu erhöhen.

Indem der Kampf so zwischen beiden Parteien wütete, traf ein Schlag mit der Streitaxt Oroches Schädel, und es wäre sicher um ihn geschehen gewesen, wenn nicht sein dicker Filzhut die Wucht desselben vermindert hätte. Der Kämpfer sank schwer getroffen zu Erde. Während er, noch ganz betäubt, wieder aufzustehen suchte, stützte sich sein Gegner von der Wucht seines Schlages mit fortgerissen, mit einer Hand auf die Wagendeichsel, um das Gleichgewicht wieder zu gewinnen. Diaz ergriff den Indianer beim Arme und zog ihn, indem er sich an der Nabe des Rades festhielt mit unwiderstehlicher Gewalt zu sich; er hob ihn aus dem Sattel, und der Indianer stürzte in das Lager. Noch hatte er den Boden nicht berührt, als schon das Schwert des Mexikaners sein Haupt vom Rumpfe getrennt hatte.

Da die Schützen beim Kampfe, welchen Mann gegen Mann ausfocht, ent-

behrlich wurden, so kamen sie herab und mischten sich unter die Kämpfenden. Das trug wesentlich zum Gelingen des Kampfes mit bei, denn besonders auf der Seite, wo Cuchillo und Don Estevan stritten, fehlte es an Mannschaft. Zwar konnte der tapfere Anführer, dessen Blicke überall hinschweiften, gut für mehrere gerechnet werden, da er mehr als einen der Seinigen durch sein vortreffliches Doppelgewehr, welches er mit großer Geschicklichkeit handhabte, von dem drohenden Tode befreite; allein dennoch hätte er auf die Dauer wohl nicht der Ueberzahl der Feinde zu widerstehen vermocht, zumal da ihm Cuchillo nur eine schwache Hilfe leistete.

Dieser Feigling, welcher die Seinigen den Apachen verraten und den blutigen Kampf mit Absicht hervorgerufen hatte, war mehr auf seine eigene Verteidigung und Sicherheit, als auf den Angriff gegen die Feinde bedacht. Neben ihm stand sein gesatteltes Pferd, welches allen seinen Bewegungen, wie ein treuer Hund seinem Herrn folgte, und er schien mit prüfendem Auge zu berechnen, auf welche Seite sich die Wagschale des Kampfes neige, als er plötzlich wankte, zurückwich, wie wenn er tötlich verwundet sei, und in einiger Entfernung von den Wagen schwerfällig niederfiel.

Nur Don Estevan bemerkte dies und sagte kaltblütig: „Nun haben wir einen Feigling weniger!“ Das Pferd des Gefallenen aber lief zu ihm hin und gab durch Schnaufen seine Teilnahme zu erkennen. Einige Augenblicke blieb sein Herr unbeweglich liegen, dann hob er leise den Kopf empor und warf einen lauernden Blick um sich her; ein paar Sekunden später stand der anscheinend Tote wieder auf den Füßen wie ein Mann, der im Todeskampfe noch einmal seine Kräfte sammelt; dann drückte er scheinbar verwundet, die Hand auf seine Brust, als ob er das entfliehende Leben zurück zu halten suchte, machte schwankend noch einige Schritte und ließ sich dann ziemlich weit von der Stelle, wo er niedergesunken war, auf der dem Angriffe entgegengesetzen Seite, langsam auf die Erde gleiten.

Sein Pferd folgte ihm dahin und beschnobberte ihn abermals. Er aber rollte nach dem Punkte der Verschanzung hin, den die Indianer frei ließen, wartete daselbst einige Augenblicke, schlüpfte endlich durch die Wagenräder und befand sich außerhalb des Lagers.

Daselbst richtete er sich eben so schnell und sicher empor wie nur je in den Tagen seiner Kraft. Ein Lächeln düsterer Freude flog über sein Gesicht. Eiligst löste er die eisernen Ketten zweier Wagen und öffnete somit den Durchgang. Der Bandit pfiff, und sogleich kam sein Pferd durch die Oeffnung. Im Nu war er im Sattel, fast ohne die Bügel zu berühren. Sodann drückte er die Sporen in die Flanken des Pferdes, und beide verschwanden mit Blitzesschnelle in der Finsternis.

Währendes fielen auf beiden Seiten viele Krieger. Die halb verbrannten Reisbündel beleuchteten mit rötlichem Glanze die blutigen Spuren dieses Kampfes, und das Geheul erbitterter Feinde, das Sausen der Pfeile, die wiederholten Schüsse der Büchsen folgten einander ohne Unterbrechung. Die grauenvollen Gesichter der indianischen Reiter sahen im Feuerscheine noch gräßlicher aus und waren bald sichtbar, bald in der Finsternis der Nacht verschwunden.

Nur an einem Punkte hatten sie die Verschanzungen unter den beständigen Angriffen durchbrochen. Tot oder verwundet hatten die Verteidiger dieses Teils der Wagenlinie den Feinden weichen müssen, welche jeden Augenblick zahlreicher

und erbitterter aus der Erde hervorzuwachsen schienen. Dies war der Augenblick der Entscheidung; eine schreckliche Verwirrung herrschte, indem sich die Leiber unter einander mischten und die indianischen Haarbüsche oben flatterten. Aber sogleich schloß sich auch die durchbrochene Linie der Abenteurer wieder, indem sie den in das Lager eingedrungenen Apachen den Rückzug abschnitten.

Oroche, Baraja und Pedro Diaz, welche von ihrem Platze herbeieilten, sahen sich nun Stirn gegen Stirn ihren Feinden gegenüber und wollten, zerfetzt und mit Blut bedeckt, gemeinsam eine letzte Anstrengung versuchen.

Mitten unter der abgeschnittenen Schar, deren Speere und Tomahawks ohne Unterschied die erschreckten Pferde und Maultiere und die Männer trafen, strahlte ein Häuptling von hohen Wuchs, welchen die Seinigen, die „Pantherkatze" nannten, vor allen hervor. Dorthin rief Baraja den tapfern Diaz. Beim Nennen dieses Namens suchte der Häuptling den, welcher damit gemeint war. Seine Augen schienen Flammen zu sprühen, und er zog seine Lanze zurück, um Diaz zu durchbohren, der auf den Ruf Barajas herbeigeeilt kam. In diesem Augenblicke durchschnitt Oroches Messer die Sehnen seines Pferdes. Der Indianer stürzte mit seinem fallenden Pferde zur Erde und es entglitt ihm seine zurückgezogene Lanze. Diaz ergriff sie, und während der Apache sich auf ein Knie erhob und ein kurzes Schwert zückte, drang die Spitze der seiner Hand entfallenen Waffe in die nackte Brust und kam blutig zwischen den Schultern wieder heraus. Der Indianer hatte den Todesstoß erhalten, aber kein Schrei kam über seine Lippen, seine Augen verloren nichts von ihrem stolzen, drohenden Ausdruck, ein einziger Wunsch nur malte sich auf seinen schon entstellten Zügen.

„Die Pantherkatze hat zähes Leben!" sagte er, und mit einer Hand, welcher der nahe Tod noch nichts von ihrer Kraft geraubt, ergriff der indianische Häuptling entschlossen den Schaft der Lanze, der immer noch von Diaz festgehalten wurde. Ein letzter Kampf begann. Bei jeder Anstrengung des Apachen, seinen Feind an sich zu ziehen und zu erdrücken, drang das Eisen der Waffe auf seinem blutigen Wege weiter vor. Aber bald verließen ihn die Kräfte; die Lanze wurde heftig aus seinem Körper herausgerissen und blieb in Diaz Händen; der Indianer brach zusammen, warf noch einen letzten herausfordernden Blick auf seinen Gegner und rührte sich nicht mehr.

Nachdem einmal ihr Häuptling unter Diaz Händen gefallen war, teilten die übrigen Apachen bald dasselbe Los, während ihre Gefährten vergebens versuchten, die Linie der zusammengeketteten Wagen aufs neue zu durchbrechen. Nur ein einziger Indianer war innerhalb des Lagers noch auf dem Pferde. Dieser blickte eine Minute lang mit glühenden Augen wie ein Tiger in die Runde und stieß dann abermals sein Kriegsgeheul aus. Aber es verklang in dem wilden Geheul, welches außerhalb des Lagers erscholl. Da benutzte der Apache einen Augenblick der Verwirrung, wo die offene Bresche der Verschanzung fast frei war, setzte mit seinem Pferde hinüber und befand sich bei den Seinigen.

Diesen kühnen Reiter hatte Pedro Diaz vielleicht allein im Lager bemerkt, und er schien ihm eine Beute, deren Verlust er bei seinem unversöhnlichen Hasse gegen die Indianer nicht leicht verschmerzen konnte. Er schwang sich deshalb unverweilt auf sein Schlachtpferd, welches er der Freigebigkeit Don Augustin Penas verdankte, und jagte dem Entflohenen nach. An seiner Hand hing ein langer Degen, worauf die stolze spanische Devise zu lesen war:

Zieh ihn nicht ohne Grund,
Steck ihn nicht ohne Ehre wieder in seine Scheide

Die Klinge des Degens war von Blut gerötet. Der rechten Hand, die er in der Höhe der Augen ausgebreitet hielt, bediente er sich wie eines Schirmes gegen des Licht des Feuers und suchte dabei mit seinem Blick die ferne Finsternis zu durchdringen. Plötzlich bemerkte er am Ende des lichten Gürtels, den die dem Erlöschen nahen Feuer noch bildeten, einen indianischen Reiter.

Es war der Mann, den Diaz suchte. Der Indianer ließ in seiner Wut sein Pferd tausend verschiedene Bewegungen ausführen und stieß ein herausforderndes Geschrei aus. Der Abenteurer erinnerte sich der Worte, die der Hacendero zu ihm gesprochen hatte, als er ihm das Pferd schenkte: „Der Indianer, den Sie mit diesem Pferde verfolgen werden, muß auf den Flügeln des Windes reiten, wen Sie ihn nicht einholen, wie groß auch der Vorsprung sein mag, den er vor Ihnen hat.“ Diaz beschloß, diese Worte jetzt zu erproben.

Das edle Tier setzte, durch den Sporn angefeuert, über die von den Indianern über den Haufen geworfenen Verschanzungen und in einem Nu befanden sich die beiden Pferde und beiden Reiter neben einander. Der Indianer schwang seine Mordkeule, der Weiße drang mit seiner gerötеten Klinge auf ihn ein. Einige Sekunden lang konnte man einen merkwürdigen Kampf beobachten, bei welchem die beiden Reiter es einander an Kühnheit und Gewandtheit zuvorzuthun suchten. Beide behaupteten den Ruf, der die Mexikaner und Indianer für die ersten Reiter der Welt ausgiebt; die Streitaxkt des Apachen schlug den Degen des Mexikaners in Stücke, so daß dieselben weit wegflogen. Dann umschlangen die beiden Reiter einander, um den Versuch zu machen, ob sie einander nicht aus dem Sattel heben könnten; aber beide schienen mit dem Pferde, das sie ritten, verwachsen zu sein.

Endlich gelang es Diaz, sich von seinem Feinde los zu machen. Er ließ sein Pferd zurückhufen, ohne aufzuhören, den Indianer sich gegenüber zu behalten; als er aber einige Schritte von letzterem entfernt war, gab er dem Tiere ein paarmal die Sporen, und zwar so wütend, daß dasselbe, während es sich bäumte, einen Augenblick über dem Indianer und seinem Tiere zu schweben schin. In demselben Momente hob der Mexikaner, ohne daß sein Fuß dabei den Steigbügel verließ, das rechte Bein in die Höhe und zerschmetterte durch einen Stoß mit dessen großen, schweren, mit Eisen beschlagenen Steigbügel dem Indianer den Schädel, so daß derselbe von seinem Pferde tot, aber noch im Sattel sitzend, davon getragen wurde.

Diese letzte hervorragende Heldenthat war gleichsam das Ende des schon so lange dauernden Kampfes. Es flogen einige Pfeile um Diaz her, ohne ihn jedoch zu treffen, und seine Gefährten empfingen ihn mit einem Freudengeschrei, das dem Gebrülle der Apachen nichts nachgab.

Diaz ersetzte seinen zerbrochenen Degen durch einen andern und schöpfte wieder Atem. Es folgte nun, wie infolge einer gegenseitigen Verabredung ein Augenblick der Ruhe, der für beide Teile gleich erwünscht sein mußte. Man konnte Fragen an einander richten und sich wieder erkennen.

„Der arme Hirt!“ rief Baraja; „möge Gott seine Seele in Gnaden aufnehmen! Es ist ein Verlust für uns. Ich glaube, ich vermisse seine furchtbaren Geschichten . . .“

„Und was noch mehr zu bedauern,“ unterbrach ihn Oroche, „ist der Tod des erlauchten Cuchillo, des Führers der Expedition.“

„Ihre Gedanken sind noch ein bißchen verwirrt von dem Schlage, den

Sie mit der Mordkeule auf den Schädel bekommen haben," sagte Diaz seinerseits, indem er an seinem Steigbügel die Biegsamkeit des neuen Degens probierte, womit er sich versehen hatte. „Wäre der erlauchte Cuchillo, wie Sie ihn nennen, nicht gewesen, so würden wir heute Abend nicht zwanzig unserer tapferen Kameraden, so viele sind ihrer wenigstens, verloren haben, die wir morgen werden einscharren müssen. Cuchillo hat unrecht daran gethan, daß er einen Tag zu spät gestorben ist. Für ihn wage ich Gott nicht zu bitten, daß dieser seine Seele in Gnaden aufnehme!"

Unterdessen ratschlagten die Indianer unter sich. Diese letzte Heldenthat des Diaz, der Tod, den mehrere von den ihrigen im Lager der Weißen gefunden, sowie die mexikanischen Kugeln, welche viele kampfunfähig gemacht, hatten ihre Reihen gelichtet. Die Indianer beharren nie auf der Ausführung von Dingen, die sie einmal für unmöglich erkannt haben. Ein sonderbares Gemisch von Klugheit und Todesverachtung zeichnet diese außerordentliche Rasse aus. Die Klugheit riet ihnen zum Rückzuge; und so führten sie denn denselben ebenso rasch aus wie zuvor den Angriff. Allein die Abenteurer mußten eine andere Taktik befolgen. Es galt, einen Sieg zu nützen, dessen Gerücht bis in die Tiefe der Wüste dringen und von nun an ihren Marsch sichern mußte. Es wurde deshalb auch der von Don Estevan gegebene Befehl zur Verfolgung der Flüchlinge mit lautem Freudenrufe aufgenommen. Etwa zwanzig Reiter schwangen sich auf ihre Pferde. Petro Diaz war nicht unter den letzten. Bald verschwand er mit dem Degen in einer und dem Lasso samt dem Zügel in der andern Hand, und mit ihm entschwanden seine Gefährten den Augen der im Lager gebliebenen Mexikaner.

Letztere beschäftigten sich, obgleich sie alle mehr oder minder schwer verwundet waren, noch vor dem Schlafengehen damit, für den Fall eines neuen Angriffs ihre Verschanzungen an den Orten, wo sie durchbrochen worden waren, sorgfältig wieder auszubessern. Dann legte sich ein jeder, durch die Anstrengungen des Kampfes erschöpft, von Hunger und Durst gequält, und ohne das Innere des Lagers von den überall umherliegenden Leichnamen zu befreien, auf den mit Blut durchfeuchteten Boden hin, um einige Augenblicke auszuruhen. Bald beleuchteten inmitten der feierlichen Stille der Nacht der Mond, sowie das allmählich ersterbende Licht der Holzfeuer diejenigen, die nur einen kurzen Schlaf hielten, so gut wie die, welche nicht mehr aufwachen sollten und um die ersteren herumlagen.

Indessen stand etwa nach einer Stunde inmitten der augenblicklichen Stille, die auf das Getümmel und den Lärm des Gefechts gefolgt war, ein einziger Mann langsam auf. Mit einem Feuerbrande in der Hand besah er alle Leichname. Bald beleuchtete er die Malerei eines indianischen Leichnams, bald das blasse Gesicht eines dicht daneben gefallenen Weißen; bisweilen wurde er durch ein dumpfes Aechzen oder Röcheln des Todes zu einem verwundeten Abenteurer hingeführt; allein immer machte der nächtliche Beschauer eine Geberde der Unzufriedenheit.

Plötzlich zog inmitten der Todesstille eine schwache Stimme die Aufmerksamkeit des Suchers auf sich. In dem Halbdunkel, das ihn umgab, suchte er ausfindig zu machen, von welchem Punkte die Stimme ausginge, die ihn herbeirief. Endlich machte eine schwache Bewegung mit der Hand, die er unter den

vor ihm liegenden Todten bemerkte, seiner Ungewißheit ein Ende. Er näherte sich dem Sterbenden und erkannte ihn.

„Ah! sind Sie es, armer Hirt Benito," sprach der Mann, während sein Gesicht ein Gefühl tiefen Mitleidens ausdrückte.

„Ja," sprach der alte Hirt, „es ist der alte Benito, der in der Wüste stirbt, in der er fast immer gelebt hat . . . doch wer Sie sind, meine Augen sind verdunkelt, lebt Baraja noch?"

„Ich glaube" antwortete der Mann. „er setzt jetzt den Indianern nach und wird hoffentlich bald genug wieder hier sein, um Ihnen ein letztes Lebewohl zu sagen."

„Ich möchte es bezweifeln," antwortete Benito; „ich habe Baraja einen alten Gefährten, einen alten Freund vermacht; wer Sie auch sein mögen, legen Sie ihm meinen letzten Wunsch ans Herz; er soll ihn lieben wie mich . . ."

„Einen Bruder ohne Zweifel?"

„Noch mehr als das: — mein Pferd."

„Ich werde ihm Ihre letzten Herzenswünsche mitteilen; zweifeln Sie nicht daran!"

„Ich danke Ihnen!" erwiderte der Greis; „meine Atemzüge haben nun ein Ende. Die Indianer haben mich in meiner Jugend nicht ums Leben gebracht, als ich Gefangner war; sie haben mich in meinen alten Tagen getötet, ohne mich zu fangen, das . . ."

Hier hielt der Greis inne. Es war das letztemal, das er etwas verschwieg.

„Das hebt sich auf," setzte er hinzu mit so schwacher Stimme, das der Ton kaum bis zum Ohre des Mannes, der ihn anhörte, drang.

„Es war ein wackerer, treuer Diener," sprach der nächtliche Sucher bei sich. „Friede sei mit ihm!"

Indessen fuhr er fort, die daliegenden Todten zu besehen. Dann kam er mit sorgenbeladener Stirn und ermüdet von einer fruchtlosen Nachforschung gedankenvoll an den früheren Ort zurück. Es war Don Estevan, der Cuchillo unter den Todten gesucht, aber nicht gefunden hatte. Und nun schien die kalte und gleichförmige Unbeweglichkeit des Todes sich abermals über das ganze Lager verbreitet zu haben, als ob der letzte lebende Mensch sich niedergelegt hätte, um ebenfalls zu sterben.

Die Feuer verbreiteten kaum noch einen schwachen Schein, als ein Geräusch von Stimmen und Pferden die Rückkehr der Abenteurer anzeigte, die den Apachen nachgesetzt waren. Der nämliche Mann, der schon einmal aufgestanden war, ging ihnen entgegen und fragte sie verschiedenes. Während mehrere Reiter abstiegen, um sich durch die Verschwanzungen hindurch einen Weg zu bahnen, ging Pedro Diaz auf ihn zu. Blutiger Schweiß troff von seiner Stirn.

„Senor Estevan," sagt er zu ihm, „wir sind in unserer Verfolgung nicht glücklich gewesen. Kaum haben wir ein paar Flüchtlinge durchbohren können und dabei haben wir noch einen unserer Leute verloren. Indes bringe ich einen Gefangenen mit: wollen wir ihn ins Verhör nehmen?"

Mit diesen Worten machte Diaz seinen Lasso von dem Sattelknopfe los und deutete auf eine dunkle Masse hin, die durch einen Schleifknoten zusammengeschnürt war. Es war ein Indianer, welchen er durch die Steine und Brombeersträuchen der Ebene unbarmherig hingeschleppt und der bei jedem Schritte

einen Fetzen Fleisch gelassen hatte, so daß er beinahe nicht mehr einem Menschen glich.

„Er war gleichwohl noch vollkommen am Leben, als ich ihn gefunden habe," rief der Abenteurer: ‚aber diese Hunde von Indianern sind einmal so, daß dieser wahrscheinlich lieber drauf gegangen ist, um nur nicht sprechen zu müssen."

Ohne diesen grausamen Scherz eines Lächelns zu würdigen, gab Don Estevan dem Pedro Diaz ein Zeichen ihm zu folgen. Als die zuletzt Angekommen sich ebenfalls auf den Boden niedergelegt hatten, und es abermals still war, sprach Arechiza:

„Diaz, wir stehen nunmehr am Ziele der Expedition; wir werden morgen am Fuße jener Berge unser Lager aufschlagen: aber damit Erfolg unsere Bemühungen kröne, muß es dem Verrate unmöglich gemacht werden, dies zu verhindern. Sie kennen Cuchillo seit langer Zeit, aber noch nicht lange genug. Schon als ein blutjunger Mensch hat er ein Gewerbe daraus gemacht, diejenigen zu verraten, denen er am meisten ergeben schien. Ich weiß nicht, welches Laster bei ihm vorherrschend ist, aber sein Gesicht ist mir ein schwaches Spiegelbild seiner schwarzen Seele. Er hat das wichtige Geheimnis des Goldthals, wohin ich Euch führe, an mich verkauft, und es ist ihm gelungen, sich durch den Moro seines Gefährten zum alleinigen Besitzer zu machen. Ich habe daher Cuchillo immer überwacht; heute Abend hatte mich sein Verschwinden beunruhigt, allein es konnte ein Ergebnis eines in diesen Wüsten sich oft erneuernden Zufalls sein: der Angriff, der uns beinahe das Leben gekostet hätte, hat meinen Argwohn bestätigt. Die Apachen sind heute bloß seine Werkzeuge und Mitschuldigen gewesen."

„Auch mir," antwortete Diaz, „kam sein unschlüssiges Wesen verdächtig vor, allein es giebt ein ganz einfaches Mittel; man kann einen Kriegsrat versammlen, Cuchillo des Verrates überführen und ihn augenblicklich erschießen."

„Schon zu Anfang des Kampfes hatte ich ihm einen Posten in meiner Nähe überwiesen, um ihn so leichter überwachen zu können; er wußte nicht, was er thun sollte, bis ich ihn scheinbar tötlich verwundet zu Boden fallen sah; soeben habe ich die Toten gezählt und wieder gezählt, ohne von Cuchillo nur eine Spur finden zu können. Es ist daher durchaus notwendig, daß wir ihm unverweilt nachsetzen, und wir werden nicht lange zu suchen haben. Cuchillo kann nirgends anders sein, als auf dem Wege nach dem Goldthale; in dieser Richtung müssen wir ihn suchen. Ruhen Sie daher eine Stunde aus, denn Sie müssen müde sein. Empfehlen Sie unseren Soldaten, auf ihrer Hut zu sein und unsre Rückkehr abzuwarten, und dann nehmen Sie Oroche und Baraja mit, daß wir vier zusammen in der Richtung des Goldthals abgehen."

„Gewiß ist Cuchillo da," antwortete Diaz, „und ungeachtet des Vorsprungs, den er vor uns voraus hat, werden wir ihn auf dem Hinwege oder Rückwege gewiß finden.

„Wir werden ihn im Goldthale wiederfinden," sagte Don Estevan; „gleicht es der Schilderung, so ist es ein Ort, den ein Mensch, wie Cuchillo nicht leicht wieder verlassen kann, so wie er dort ist.

Diaz entfernte sich, um die Befehle seines Anführers auszuführen. Dieser ließ sein Zelt wieder aufrichten, damit selbst in seiner Abwesenheit sein Sternenbanner über dem Lager wehte; dann warf er sich auf sein Bett und schlief wie ein

Soldat, der nach einem an Strapazen reichen Tage das Schlachtfeld sich zu seinem Bette ausersieht. Eine Stunde darauf trat Diaz ein.

Don Estevan stand auf, denn er hatte sich in seinen Kleidern aufs Bett gelegt. Sein gesatteltes Pferd harrte sein. Droche und Baraja saßen bereits zu Pferde.

„Diaz," sagte Don Estevan halblaut, ehe er sich auf den Weg machte, „fragen Sie doch, ob der Bote, welchen ich entsandt, schon zurückgekommen ist."

Diaz wiederholte die Frage des Anführers bei einer der Schildwachen und brachte eine verneinende Antwort.

„Es ist nur zu gewiß, daß Gayferos — dies war der Name des Boten — ermordet worden," erwiderte Diaz. Während er dies sagte, war Don Estevan ebenfalls zu Pferde gestiegen, und es gingen nun, indes im Lager die Schildwachen allein auf den Beinen waren, alle vier im scharfen Trabe nach den Nebelbergen ab.

Elftes Kapitel.

Auf der schwimmenden Insel.

In derselben Tagesstunde, in welcher die Indianer sich um das Feuer ihres Rats versammelt hatten und sich über die Mittel berieten, das Lager der Goldsucher anzugreifen, müssen wir wieder die drei Männer aufsuchen, die wir, wie man uns vorwerfen kann, schon allzu lange vergessen haben.

Es war etwa vier Uhr Nachmittags. In der Wüste war noch alles still: der Nebel fing an langsam vom Flusse emporzusteigen, in dessen Mitte sich das Inselchen befand, das dem Jäger-Trio Rosenholz, Fabian und José als Zufluchtsstätte diente.

Große Weidenbäume und Zitterespen standen an den Ufern des Rio de Gila, einen Flintenschuß von der fraglichen Insel. Die Bäume standen so nahe am Wasser, daß ihre Wurzeln durch den Boden am Ufer hindurchdrangen und sich im Flusse tränkten. Auch war der freie Raum zwischen den Bäumen durch kräftig treibende Landweiden oder andere in einander verschlungene Pflanzen ausgefüllt. Fast dem Inselchen gegenüber aber befand sich ein ziemlich großer, von Vegetation entblößter Raum.

Dieser Weg war von den Haufen wilder Pferde oder von den Büffelherden gebahnt worden, die ihren Weg hierher zur Tränke zu nehmen pflegten. Man konnte daher von dem Inselchen aus über diesen freien Raum weg einen Blick auf die Ebene werfen.

Das Inselchen, auf dem sich die drei Jäger befanden, war ursprünglich durch Baumstämme gebildet worden, die sich mit ihren Wurzeln im Bette des Flusses festgesetzt hatten. Andere Bäume waren an dieses Hindernis angetrieben und von demselben aufgehalten worden; die einen hatten noch ihre Aeste und ihr Laub, die anderen waren schon seit langer Zeit verdorrt; und da ihre

Wurzeln sich mit einander verschlungen hatten, so hatte sich gleichsam eine Art rohen Flosses gebildet. Seitdem waren wohl viele Winter und Sommer verstrichen; denn trockenes Gras, welches durch das angeschwollene Wasser von den Ufern losgerissen und zwischen die Aeste gespült worden war, hatte die leeren Räume auf diesem Flosse nach und nach ausgefüllt. Ferner hatte der Staub, den der Wind vor sich hertreibt und in ferne Gegenden führt, dieses Gras mit einer Erdkruste bedeckt und bildete so auf dieser schwimmenden Insel eine Art festen Bodens.

An den Ufern des Inselchens waren Wasserpflanzen aufgeschossen. Kräftig treibendes junges Holz, sowie Schilfrohr und Pfeilkraut umgaben es mit einem grünen Saume, welcher mit den Baumstämmen oder den großen, von ihrer Rinde entblößten Aesten in wundersamer Weise verbunden war, und darüber erhoben sich Weidenstämme.

Dieses eigentümliche Floß konnte fünf bis sechs Fuß im Durchmesser haben, und ein liegender oder auch nur knieender Mensch verschwand, wie groß er sein mochte, gänzlich hinter dem durch das junge und die Weidenstämme gebildeten Vorhange.

Die Sonne neigte sich allgemach dem Horizonte zu, und schon verlängerte sich der von dem Blätter-, und Kräutersaume geworfene Schatten ein wenig auf dem Boden des Inselchens. Die angenehme Kühle, die dieser entstehende Schatten, sowie die Ausdünstungen des Flusses verbreiteten, hatten Fabian veranlaßt, sich hinzulegen und zu schlafen. Rosenholz schien diesen kurzen Schlaf, den sich der Jüngling nach den Mühen des langen Marsches und inmitten unaufhörlicher Gefahren gönnte, zu überwachen. José aber suchte sich abzukühlen, indem er die Beine in das Wasser tauchte.

„Sieh einmal," sagte der alte Jäger nach einer Weile zu diesem, „die Staubwolke, die dort an den Ufern des Flusses aufsteigt, es ist ein Haufen wilder Pferde, die saufen wollen, ehe sie ihre fernen Weiden wieder aufsuchen, um dort die Nacht zuzubringen. Dort kommen sie in all der stolzen Schönheit, die Gott den freien Tieren giebt; ihr Auge flammt, ihre Nüstern sind rot und geöffnet, ihre Mähne flattert im Winde. Ach! ich habe Lust, Fabian aufzuwecken, damit er sie sehen und bewundern kann. . . ."

„Laß ihn doch schlafen, Rosenholz!" sagte José.

„Es ist aber ein prachtvolles Schauspiel, welches ihm entgeht," antwortete der Kanadier. „Ach! wie freudig springen diese edlen Tiere in ihrem Freiheitsrausche umher!"

„Ja bis zu dem Augenblicke, wo die Indianer sie verfolgen, und sie dann vor Schrecken springen," sagte José.

„Siehst Du, jetzt sind sie so schnell davon geeilt, wie die Wolke, die der Wind jagt," fuhr der Kanadier fort. „Jetzt ändert sich die Szene, siehst Du dort den Hirsch, der von Zeit zu Zeit seine glänzenden Augen und sein schwarzes Maul in den Zwischenräumen der Bäume zeigt? Er muß etwas wittern, er horcht. Ah! da kommt er herbei um ebenfalls zu saufen. Er hat ein Geräusch gehört, er richtet den Kopf in die Höhe; sollte man nicht die Wasserfädchen, die aus seinem Maule herabtriefen, für flüssiges Gold halten, wenn man die Sonne so dieselben färben sieht? Nun aber darf mir das Kind nicht länger schlafen!"

„Laß ihn schlafen, sage ich Dir!"

Der Kanadier ließ den Kopf nachdenklich auf die Brust herabsinken und überließ sich traurigen Träumereien, während er einen verstohlenen Blick auf seinen schlafenden Sohn warf. José dagegen zog seine büffelledernen Halbstiefeln wieder an.

„He! was habe ich Dir gesagt? Hörst Du nicht das Gebrüll, fast sollte ich sagen, das Gebelle, das aus der Ferne zu unsern Ohren dringt? Der arme Hirsch!"

„Soll ich jetzt Fabian nicht aufwecken?" fragte der Kanadier mit triumphierender Miene.

„Ja, gewiß!" antwortete der Spanier.

Und der alte Jäger rüttelte den Jüngling sanft, nachdem er ihn bei seinem Namen genannt, um ihm jedes allzu plötzliche Aufwachen und jeden Schreck zu ersparen.

Mit dem Geweihe auf den Lenden, mit geschwollenem Halse, mit zurückgeworfenem Kopfe, um durch die offenen Nasenlöcher die für seine große Lunge nötige Luft leichter einatmen zu können, floh der Hirsch pfeilschnell über den endlosen Raum hin. Hinter ihm her war eine hungrige Meute von Wölfen zu bemerken; einige waren weiß, die meisten aber schwarz. Diese Tiere verfolgten den Hirsch mit der Geschwindigkeit von Kugeln, die auf einer Ebene hinrollen.

Der Hirsch hatte einen ungeheueren Vorsprung vor ihnen voraus; allein auf den Sand-Dünen, womit die Savanne bedeckt war, und die sich mit dem Horizonte vermischten, konnte das scharfe Auge eines Jägers andere als Schildwachen aufgestellte Wölfe unterscheiden, welche die Bemühungen ihrer Genossen, den Hirsch ihnen zuzutreiben beobachteten.

Das edle Tier schien sie aber nicht zu sehen oder doch ihre Anwesenheit nicht hoch anzuschlagen, denn es floh immer noch nach einer Seite hin.

In einer gewissen Entfernung von den ihm den Durchgang verschließenden Schildwachen angekommen, blieb es einen Augenblick stehen, um Atem zu schöpfen.

Und in der That fand sich der Hirsch in einen Kreis von Feinden eingeschlossen, der immer enger wurde. Plötzlich wandte er sich gegen die verfolgenden Wölfe um und machte einen letzten Versuch, über diese Gruppe von Feinden wegzukommen. Allein es gelang ihm nicht, über diese Masse heulender Köpfe wegzusetzen, und er fiel mitten unter seine Verfolger. Einige der letzten stürzten unter seinen Füßen zusammen; zwei bis drei beschrieben emporgeschleudert in der Luft einen Bogen. Dann ging das arme Tier mit einem Wolfe, der sich in seine Beine festgebissen, mit blutenden Flanken und weit hervorgestreckter Zunge den Ufern des Flußes zu, den drei Zuschauern dieser seltsamen Jagd gerade gegenüber.

„Das ist schön, das ist prächtig!" rief Fabian in die Hände klatschend, von jener Jagdlust hingerissen, die in fast aller Menschen Herzen der Stimme der Menschlichkeit Stillschweigen gebietet.

„Ist das nicht schön?" stimmte nun auch der alte Kanadier überglücklich ein in seiner Jägerfreude und ganz entzückt, Fabian so froh zu sehen. Du siehst hier nur die häßliche Seite der amerikanischen Einöden; wenn Du aber einmal mit José und mir am Ufer der großen Flüsse und der großen Seen des Nordens bist . . .

„Das Tier hat sich von seinem Feinde frei gemacht," fiel ihm Fabian ins Wort; „es springt gleich in den Fluß."

Das Wasser zischte und kochte, als der Hirsch in den Fluß sprang; dann sah man aus einer Masse Schaum den Kopf und das Geweih des Hirsches emportauchen, und ebenso die Köpfe der verfolgenden, vor Hunger und Gier heulenden Wölfe mit ihren blutigen Augen; die andern aber, die schüchterner gewesen waren und wie toll an dem Ufer auf und abrannten, ließen ein klägliches Gekläffe hören.

Der Hirsch war nun ganz nahe bei dem von den Zeugen seines Todeskampfes besetzten Inselchen, während die an dem Ufer zurückgebliebenen Wölfe ihr Gekläffe unterbrachen, um jählings zu fliehen.

„Ei, was ist das?" rief José; „woher kommt dieser panische Schrecken, der sie ergreift?"

José hatte diese Worte kaum gesprochen, als das sich ihm plötzlich darbietende Schauspiel seine Frage von selbst beantwortete.

„Bück Dich doch! bück Dich doch um Gotteswillen! Versteck Dich hinter das Gras!" sprach er, indem er ihm mit gutem Beispiele voranging; die Indianer jagen gleichfalls."

Und in der That zeigten sich andere, furchtbarere Jäger auf dem großen Kampfplatze, der in diesen herrenlosen Wüsteneien dem ersten besten geöffnet ist.

Etwa zwölf von den wilden Pferden; die der Kanadier und José hatten kommen sehen, um an dem Flusse zu saufen, galoppierten ganz bestürzt über die Ebene hin. Indianische Reiter, die auf Pferden ohne Sattel ritten, um dieselben um so leichter und flinker zu machen, sprengten hinter den erschrockenen Tieren her. Die Reiter waren auf ihren Pferden zusammengekauert, so daß ihnen die Knie fast bis an das Kinn reichten, wodurch den Tieren die Möglichkeit einer durchaus freien Bewegung gegeben werden sollte. Anfangs konnte man nur drei Indianer sehen, aber nach und nach tauchten etwa zwanzig am Horizonte auf. Die einen waren mit Spießen bewaffnet, die andern schwangen ihre Lassos aus geflochtenem Leder in der Luft, und alle stießen jenes Geschrei aus, womit sie ihre Freude oder ihr Leid bezeigen.

José warf einen fragenden Blick auf den Kanadier, gleich als wollte er an ihn die Frage stellen, ob er auf diesen unangenehmen Wechsel gezählt habe, um Fabian ihr abenteuerliches Leben lieb und wert zu machen. Zum erstenmale war unter solchen Umständen die Stirn des kühnen Jägers mit einer Totenblässe bedeckt. Ein düsterer, aber beredeter Blick war seine Antwort auf die stumme Frage des Spaniers.

„Dies bedeutet," dachte José, „daß eine allzu starke Liebe im Herzen eines Menschen ihn, wenn er auch noch so tapfer und unerschrocken ist, für denjenigen zittern läßt, den er mehr als sich selbst liebt, und es beweiset dies sonach, daß Abenteurer, wie wir, auf dieser Welt durch nichts gefesselt sein müssen. Da haben wir nun Rosenholz; es sinkt ihm der Mut, wie wenn er ein Weib wäre."

Indessen war es fast gewiß, das selbst das geübte Auge der Indianer das Geheimnis ihrer Zufluchtsstätte nicht durchdringen konnte. Die drei Jäger beobachteten daher, als der erste Schrecken vorüber war, die Bewegungen derselben mit kälterem Blute.

Einen Augenblick verfolgten die wilden Reiter noch die vor ihnen herfliehenden Pferde. Die zahllosen Hindernisse, womit diese dem Anscheine nach

so ebenen Flächen übersät sind, die Schluchten, die Hügel, die Kaktus-Pflanzen mit ihren scharfen Spitzen vermochten sie nicht aufzuhalten. Ohne ihren ungestümen Lauf zu mäßigen und ohne diese Hindernisse zu umgehen, setzten die indianischen Krieger mit einer Kühnheit darüber weg, der nichts Einhalt thun konnte. Selbst ein kühner Reiter, beobachtete Fabian mit wahrer Begeisterung die Reiterkunststücke dieser unerschrockenen Jäger; allein die Vorsichtsmaßregeln, welche die drei Jäger ergreifen mußten, um sich den Augen der Indianer zu verbergen, entzogen ihnen einen großen Teil des großartigen und zugleich furchtbaren Schauspiels einer indianischen Jagd, deren Ziel sie leicht selbst werden konnten.

Die ungeheuren Savannen, die soeben noch ganz öde gewesen waren, hatten sich plötzlich in eine Szene voller Verwirrung und Tumult verwandelt. Der in die Enge getriebene Hirsch fuhr, nachdem er sich genötigt gesehen, auf dem Ufer wieder festen Fuß zu fassen, fort, so geschwind wie der Wind zu fliehen, während die Wölfe, durch die gemachten Anstrengungen aufgeregt, ihn heulend verfolgten. Die wilden Pferde galoppierten vor den Indianern her, deren Geheul dem der Raubtiere nichts nachgab, und beschrieben große Kreise, um der Lanze oder dem Lasso zu entgehen. Zahlreiche Echos wiederholten das Heulen der Wölfe, sowie das verworrene entsetzliche Geheul der Apachen.

Beim Anblicke Fabians, der allen diesen wilden und geräuschvollen Bewegungen mit feurigem Auge folgte, ohne dem Anscheine nach sich wegen einer Gefahr zu beunruhigen, der er zum erstenmale Trotz bot, rief Rosenholz vergebens jenes Selbstvertrauen an, daß ihn aus drohenderen Gefahren gerettet hatte, als die ohne Zweifel nur wenig wahrscheinliche Gefahr ihrer Entdeckung war.

„Ah!“ fing er an, „das sind solche Szenen, wie die Städtebewohner sie nie sehen; so etwas kann man nur in der Wüste zu Gesicht bekommen.“

Allein seine Stimme zitterte wider seinen Willen, und er hielt inne; denn er fühlte, daß er ein Jahr von seinem Leben hingegeben hätte, wenn er seinem Kinde diesen Anblick hätte ersparen können. Seine Angst wurde noch durch etwas Anderes vermehrt, was ihn noch weit mehr beunruhigte.

Die Szene wurde, ohne gerade einen andern Anblick darzubieten noch feierlicher; ein neuer Spieler, dessen Rolle ebenso kurz als furchtbar sein sollte, war soeben aufgetreten. Es war ein Reiter, den die drei Freunde an seinem Kostüm als einen Weißen, als einen Christen erkannten.

Der Unglückliche war, bei einer der Schwenkungen der indianischen Jagd plötzlich endeckt, der Gegenstand einer ausschließlichen Verfolgung geworden. Die wilden Pferde, die Wölfe, der Hirsch waren in dem fernen Nebel verschwunden. Es waren nur noch die zwanzig indianischen Reiter übrig geblieben, die auf allen Punkten eines ungeheueren Halbkreises zerstreut waren, und in dessen Mittelpunkt befand sich der weiße Reiter. Einen Augenblick konnte man sehen, wie er allein unter so vielen Feinden, auf alle Punkte des Horizontes einen Blick der Verzweiflung und der höchsten Angst warf. Aber die Indianer waren allenthalben, nur nicht am Flusse. In dieser frei gebliebenen Richtung mußte er also fliehen, und plötzlich jagte er daher auf die dem Inselchen gegenüberstehenden Bäume zu.

Allein der Augenblick, während dessen er unschlüssig gewesen war, nach

welcher Seite er fliehen sollte, hatte hingereicht, um unter den Indianern ein gegenseitiges Näherrücken zu bewirken.

„Der Unglückliche ist verloren, was er auch anfangen mag," rief Rosenholz, „es ist zu spät, um über den Fluß zu setzen."

„Rosenholz, José," rief Fabian, „wollen wir einen Christen vor unsern Augen ermorden lassen, wenn wir ihn zu retten vermögen?"

José befragte Rosenholz mit einem Blicke.

„Ich stehe für Dein Leben, so wahr ein Gott im Himmel ist," sagte der Kanadier feierlich; „allein ich könnte es nicht, wenn wir nicht gedeckt wären, da wir bloß drei gegen zwanzig sind. Das Leben dreier Männer und hauptsächlich das Deinige, Fabian, ist kostbarer, als das eines einzigen Menschen; wir müssen daher diesen armen Teufel seinem Schicksale überlassen."

„Aber verschanzt, wie wir sind?" fuhr der edelmütige Fabian fort.

„Verschanzt, wie wir sind!" entgegnete Rosenholz; „heißest Du diese schwache Schutzwand, bestehend aus Weiden, Schilf und Pfeilkraut, eine Verschanzung? Glaubst Du, diese Blätter da seien kugelfest? Nein, und wenn die Indianer nur zwanzig Köpfe stark sind, so darf doch bloß eine Kugel aus unseren Karabinern einen roten Teufel zu Boden strecken, um hier alsbald hundert andere zu versammeln. Gott verzeihe mir meine Hartherzigkeit; allein sie ist notwendig."

Fabian bestand nicht länger auf seinem Verlangen, als Rosenholz den letztgenannten Grund geltend gemacht hatte. Auch war derselbe nur zu einleuchtend, und Fabian wußte nicht, daß die Hauptmasse der indianischen Truppe auf das Lager Don Estevans losgegangen war.

Während dieser Zeit floh der weiße Reiter wie ein Mensch, dem kein anderes Hilfsmittel mehr übrig bleibt, als die Geschwindigkeit seines Pferdes. Schon konnte man seine Gesichtszüge sehen, die durch den Schrecken ganz verstört waren. Er war nur noch zwanzig Schritte vom Flusse entfernt, als der Lasso eines Indianers ihn erfaßte, und der Unglückliche, mit Heftigkeit aus dem Sattel gehoben, das Gleichgewicht verlor und auf den Sand geschleudert wurde.

Zwölftes Kapitel.

Indianische Hetzjagd.

Nach dem Triumph- und Freudengeschrei, welches die Gefangennehmung des unglücklichen weißen Reiters bezeichnete, trat einen Augenblick eine tiefe Stille ein. Die drei Männer auf der Insel wechselten einen Blick der Bestürzung und des Mitleids.

„Gott sei gelobt!" sprach Fabian, „sie haben ihn doch nicht umgebracht."

Und in der That stand der Gefangene, obwohl infolge seines jähen Sturzes mit Quetschwunden bedeckt, wieder auf, worauf ihn einer der Apachen von dem Lasso befreite, in dem er noch steckte.

Rosenholz und José schüttelten den Kopf.

„Um so schlimmer ist es für ihn, denn er hätte jetzt ausgelitten," sagte der Spanier; „das Schweigen, das diese Indianer beobachten, ist ein Zeichen, daß jeder von ihnen sich sammelt, um an die Todesart zu denken, die sie ihm auferlegen wollen. Der Fang eines Weißen ist in ihren Augen von größerem Werte, als der des ganzen Pferdehaufens, dem sie nachsetzten."

Ohne abzusteigen, umringten die Indianer den Gefangenen, der bestürzt sich umsehend, allenthalben nur bronzene Gesichter mit unbeweglichen Muskeln erblickte. Dann fingen sie an untereinander zu ratschlagen.

Während dieser Zeit sprang ein Indianer, welcher der Anführer der Truppe zu sein schien, und den seine dunkle Gesichtsfarbe, sowie die schwarzen Federn seines Kopfputzes von den übrigen Kriegern auszeichneten von seinem Pferde herab, gleich als ob er diese wortlose Beratschlagung verschmähte, um etwas Ernsteres zu thun. Er warf den Zügel einem der Apachen zu, der ihn ehrerbietig empfing. Dann ging der Führer gerade auf die Insel zu. Auf dem dieser gegenüber liegenden Ufer angekommen, schien er auf dem Sande Spuren zu suchen.

Rosenholz klopfte das Herz gewaltig in seiner Brust, denn das was der Indianer that, verriet deutlich genug, daß ihm etwas nicht ganz richtig vorkam.

„Sollte etwa dieser Hund," sagte Rosenholz leise zu José, „das frische Fleisch riechen, wie der Wehrwolf in unseren Feenmärchen?"

„Wer weiß?" sprach der Spanier, sich eines Ausdrucks bedienend, womit man in seinem Vaterlande auf alles antwortet.

Allein der durch die Hufe der wilden Pferde, die an den Fluß gekommen waren, um dort zu saufen, tausendmal ausgehöhlte Sand zeigte den Augen des Indianers keine Menschenspur. Dann ging er am Flusse weiter hinauf, um seine Nachforschungen fortzusetzen.

„Der Teufelskerl hegt Verdacht," sprach Rosenholz, „und in diesem Falle wird er die Spur finden, die wir eine halbe Meile von hier zurückgelassen haben, als wir in das Flußbett getreten sind, um diese Insel zu erreichen. Ich habe es Dir doch gesagt, José," fuhr der Kanadier mit Bitterkeit fort, „wir hätten zwei Meilen weiter oben in dasselbe treten sollen; aber weder Fabian, noch Du haben es gewollt, und ich habe Euch wie ein Thor nachgegeben.

Während der wackere Kanadier diese Worte sprach, schlug er sich mit einer Kraft auf die Brust, die im stande gewesen wäre, die Brust eines gewöhnlichen Menschen einzuschlagen.

Die Beratschlagung über das Schicksal des Gefangenen war jetzt ohne Zweifel beendigt; denn plötzlich ließ sich infolge eines von einem Indianer ausgegangenen Vorschlags ein großes Freudengeschrei hören. Allein es mußte erst die Rückkehr und die Zustimmung des Anführers abgewartet werden. Und dieser war kein anderer als der Krieger, den wir bereits als „Schwarzvogel" kennen.

Letzterer hatte seine Nachforschungen an dem Ufer fortgesetzt und war den Gilafluß aufwärts gegangen. Bei der Stelle angekommen, wo Rosenholz mit seinen beiden Gefährten den Sand verlassen hatte, um in den Fluß zu treten und das Inselchen zu erreichen, das ihnen als Zufluchtsstätte diente, zweifelte er nicht länger an der Genauigkeit des Berichtes der Streifreiter und beschloß, Nutzen daraus zu ziehen.

Sobald der Schwarzvogel der Anwesenheit der drei weißen Krieger einmal gewiß war, kam er mit abgemessenen Schritten zu seiner Truppe zurück. Er hörte das Resultat der Beratschlagung der Indianer erst ganz an und antwortete einige Worte, wobei er seinen Kriegern mit der Hand ein Zeichen gab, daß sie warten sollten; sodann ging er immer mit demselben abgemessenen Schritte auf das Ufer des Flusses zu, nachdem er fünf von den Reitern mit leiser Stimme einen Befehl gegeben. Diese entfernten sich sogleich im Galopp, um den erhaltenen Auftrag auszuführen.

Die Wasserpflanzen zeigten ihr festliches Grün; die Luft bewegte die zarten Zweige des Weidenbaums an den Ufern des Inselchens, das allem Anscheine nach ebenso unbewohnt war, wie in den Tagen, wo der Fluß noch allein für die Vögel des Himmels, sowie für die Büffel und die wilden Pferde der Prärieen dahinfloß. Nur einen Indianer konnte diese scheinbare Ruhe nicht irre machen.

Der Schwarzvogel machte aus seiner Hand ein Sprachrohr und schrie in einer halb indianischen, halb spanischen Sprache:

„Die weißen Krieger aus Mitternacht können sich zeigen; der Schwarzvogel ist ihnen ein Freund, wie auch die Krieger, die er befehligt!"

Bei diesen Worten, die der Wind bis zu den Ohren des Kanadiers und seiner beiden Gefährten trug, packte Rosenholz den spanischen Jäger fest beim Arm. Er und José hatten den gemischten Dialekt des Indianers verstanden.

„Was wollen wir dem Hunde antworten?" sprach er.

„Nichts," antwortete José lakonisch.

Auch war der im Schilfe des Flusses murmelnde Wind die einzige Antwort, die der indianische Führer bekam.

Der Schwarzvogel aber fuhr also fort:

„Der Adler kann dem Auge eines Apachen seine Spur in den Lüften verbergen, und der Salm, der über die Wasserfälle hinaufgeht, läßt im Wasser des Flusses keine Furche zurück; aber ein Weißer, der über die Wüste geht, ist weder ein Adler, noch ein Salm."

„Und auch keine Gans," murmelte José der Schläfer; „und nur eine Gans könnte sich dadurch verraten, daß sie ihre Stimme probierte."

Der Indianer horchte von neuem; allein die Antwort des Spaniers war so leise gesprochen worden, daß sie nicht bis zu ihm hatte dringen können.

„Die weißen Krieger aus Mitternacht," hob der Schwarzvogel ganz getrost wieder an, „sind nur drei an der Zahl. Die weißen Krieger aus Mitternacht sind nur drei gegen zwanzig, und die roten Krieger geben ihr Ehrenwort, daß sie ihnen Freunde und Verbündete sein wollen."

„Ah!" sagte der Kanadier leise zu José, „zu welcher Treulosigkeit will uns der Indianer benützen?"

„Lassen wir ihn nur fortfahren, dann werden wir es vernehmen," antwortete José; „er ist noch nicht fertig, wenn ich mich nicht sehr täusche."

„Wenn die weißen Krieger die Absichten des Schwarzvogels erfahren, werden sie aus ihrem Verstecke hervorkommen," fuhr der apachische Häuptling fort; „sie sollen dieselben erfahren. Die weißen Männer aus Mittag, ihre Sprache, ihr Gott sind nicht die nämlichen. Die Apachen haben ein ganzes Lager von Kriegern aus Mittag in den Händen."

„Dann wird es den Goldsuchern schlecht gehen," sagte Rosenholz.

„Wenn die Krieger aus Mitternacht ihre langen Karabiner mit gezogenem Laufe denen der Indianer beigesellen wollen, so werden sie mit ihnen die Kopfhäute, die Schätze, die Pferde der Männer aus Mittag teilen, und es werden dann die Indianer und die Weißen um die Leichname ihrer Feinde herum tanzen."

Rosenholz und José sahen einander erstaunt an.

„Hört ihr den Heiden?" sprach Rosenholz, von Zorn übermannt.

Dann setzte er, sich eines der indianischen Sprache eigenen Bildes bedienend, hinzu:

„Er hält Jaguare für Schakale. Ach! wäre Fabian nicht da," endigte er ganz leise, „so würde die Kugel meines guten gezogenen Büchsenlaufes der Bote meiner Antwort sein."

Der Indianer aber ließ sich durch das Schweigen der drei Männer aus Mitternacht nicht beirren; er war ihrer Anwesenheit auf dem Inselchen gewiß.

„Der Büffel der Prärieen," hob er wieder an, „ist nicht leichter der Spur nach zu verfolgen als der Weiße. Die Spur des Büffels zeigt dem Indianer sein Alter, seine Fettigkeit oder Magerkeit, die Schnelligkeit seines Laufes, ja selbst den Tag, an dem er vorbeigekommen an. Sonach muß hinter dem Schilfe der schwimmenden Wiege ein Mann sein, stark wie ein Bison und größer als der längste Karabiner; bei ihm ist ein Krieger, der der Rasse nach halb dem Mittag und halb der Mitternacht angehört, sowie ein junger Krieger von der reinen Rasse des Mittags; aber der Bund der beiden letzteren mit dem ersteren zeigt an, daß sie die Feinde der Weißen aus Mittag sind, denn die Schwächeren suchen die Freundschaft der Stärkeren und halten es stets mit letzteren."

„Der Scharfsinn dieser Hunde ist doch bewundernswürdig," sagte Rosenholz zu José.

„Das ist Deine Meinung, weil sie Dir schmeichelt," entgegnete José, dessen Eigenliebe verletzt schien.

„Ich erwarte die Antwort der Weißen," fuhr der Schwarzvogel fort, indem er horchte. „Ich höre," sagte er dann weiter, „nur den brausenden Strom und den Wind, der zu mir spricht: „„Die Weißen bilden sich tausend Dinge ein, die falsch sind: sie glauben, der Indianer habe seine Augen hinten am Kopfe, die Spur des Bisons sei unsichtbar, das Schilf sei kugelfest."" Der Schwarzvogel lacht der Antwort des Windes."

„Ei schaut doch!" sagte José, „der Indianer spricht eine wahre Sprache, — spricht, wie es ihm ums Herz ist; es war nicht so dumm von ihm, daß er uns zu Verbündeten haben wollte."

„Ah!" rief der Kanadier schmerzerfüllt, „wären wir doch nur zwei Meilen weiter oben in den Fluß getreten!"

„Aus einem verschmähten Freunde," sprach hier der indianische Häuptling, „wird ein furchtbarer Feind."

Zu gleicher Zeit bedeutete der Schwarzvogel dem Gefangenen durch ein Zeichen, daß er zu ihm herankommen sollte. Dieser that, wie ihm geheißen. Der Häuptling zeigte ihm sodann die Insel mit dem Finger und deutete ganz besonders auf den freien Raum zwischen zwei Schilfbüscheln hin.

„Versteht es der Karabiner des weißen Gesichts, eine Kugel in den freien Raum zu werfen, der das hohe Gras dort unten trennt?"

Allein der Gefangene hatte bloß die wenigen mit dem indianischen Dialekte

vermischten spanischen Worte verstanden und blieb stumm und zitternd stehen. Alsdann sagte der Schwarzvogel einige Worte zu einem seiner Krieger, der dem Weißen den Karabiner in die Hand gab, dessen sie sich bemächtigt hatten, und nun gelang es ihm, durch Gesten dem Gefangenen verständlich zu machen, was er von ihm erwarte. Der unglückliche Goldsucher legte an; allein der Schrecken machte ihn am ganzen Liebe zittern, und der Karabiner schwankte in seiner Hand von der Rechten zur Linken und von oben nach unten.

„Der arme Kerl wird nicht einmal das Inselchen treffen," sprach José unbekümmert, „und wenn der Indianer kein besseres Mittel hat uns zum Sprechen zu bringen, so soll mich der Teufel holen wenn ich bis morgen auch nur ein Wort sage."

Der Weiße feuerte, und in der That schlug die seinem zitternden Karabiner entfahrene Kugel pfeifend ins Wasser, einige Zoll jenseits der Insel.

Der Schwarzvogel machte eine Bewegung der Verachtung, dann wandte er sich um und ließ sein Auge umher schweifen, offenbar um etwas zu suchen.

„Ja," sprach José, such Dir nur Pulver und Kugeln unter den Lanzen und Lassos Deiner Krieger!"

Während José mit dieser trostreichen Betrachtung zu Ende kam, erschienen die fünf Reiter, die auf den Befehl des indianischen Häuptlings sich entfernt hatten, auf ihren Pferden wieder; sie waren von Kopf bis zu Fuß bewaffnet und hatten entweder Karabiner oder von Pfeilen strotzende Köcher. Sie hatten wieder zu ihren Waffen gegriffen, die sie abgelegt, um die wilden Pferde desto leichter verfolgen zu können; und nun entfernten sich fünf andere Krieger.

„Die Sache fängt an bedenklich zu werden,' sprach Rosenholz traurig.

„Wenn wir sie angriffen, so lange sie nur fünfzehn Mann stark sind?" sagte José.

„Nein," antwortete der Kanadier; „bleiben wir stumm und verhalten wir uns ruhig! Noch zweifelt der Indianer, ob wir wirklich hier sind."

„Wie Du willst."

Und José fuhr fort, durch die Bäumstämme durchzusehen.

Der indianische Häuptling hatte nun selbst einen Karabiner ergriffen und ging von neuem aufs Ufer zu.

„Die Hände Schwarzvogels zittern nicht, wie unter dem Einflusse des Windes das verwelkte Gras," sprach der Indianer, der seinen Karabiner in die Höhe hob und den Lauf desselben auf die Insel hin richtete, der in seinen kräftigen Händen fest und unbeweglich ruhte. „Aber ehe der Indianer Feuer giebt," fuhr er fort, „wird er die Antwort der auf der Insel verborgenen Weißen erwarten; er wird bis auf Hundert zählen."

„Such Dir einen Platz hinter mir, Fabian!" sagte Rosenholz.

„Nein, ich bleibe hier," sprach Fabian entschlossen. „Ich bin jünger und an mir ist es daher, der Gefahr zu trotzen und Sie zu decken."

„Kind," sprach der Kanadier, „siehst Du nicht, daß mein Körper nach allen Seiten hin den Deinigen um sechs Zoll überragt? Wollte ich also Deinem Verlangen willfahren, so würden wir der Kugel des Indianers nur einen doppelten Zielpunkt darbieten."

Ohne auch nur ein einziges Schilfrohr in dem grünen Saume um das Inselchen her zittern zu machen, rückte der Kanadier vor und kniete vor Fabian hin.

„Lassen Sie es geschehen, Don Fabian," sprach José ruhig; „nie hat ein Mensch einen Schild gehabt, der edler war, als das Herz dieses Riesen, als dieses Herz, das nur Ihretwegen ängstlich schlägt."

Der indianische Häuptling horchte, während er den Karabiner in der Hand, fortzählte; allein mit Ausnahme des brausenden Wassers, welches das Schilfrohr zu seinen Füßen beugte, und des warmen Windes, der an den Ufern murmelte, herrschte weit und breit tiefe Stille.

Der Schwarzvogel drückte ab, und es flogen Pfeilkrautstücke in die Luft; da aber die drei Jäger hinter einander knieten, so boten sie keinen sehr großen Zielpunkt dar, und die Kugel pfiff in einiger Entfernung an ihnen vorüber.

Der Schwarzvogel ließ eine Minute verstreichen; dann rief er von neuem mit lauter Stimme:

„Der Indianer hat sich getäuscht; er sieht seinen Irrtum ein und wird die weißen Krieger anderswo suchen."

„Glaub das und sauf Wasser," sprach José, „der Hund ist seiner Sache gewisser denn je. Der Versucher wird uns endlich einige Augenblicke Ruhe lassen, bis er mit dem armen Teufel dort unten fertig ist, was nicht lange anstehen wird, denn die Hinrichtung eines Weißen ist ein Schauspiel, das ein Indianer sich nie bald genug verschaffen kann."

„Wäre es denn aber nicht am Platze, irgend etwas für den Unglücklichen zu thun, den eine furchtbare Marter erwartet!" rief Fabian.

Rosenholz zog seinen Gefährten mit einem Blicke zu Rate und antwortete dann Fabian:

„Wir stellen es nicht in Abrede; doch hoffe ich immer noch, es werde ein unerwarteter Umstand uns zu Hilfe kommen. Was auch José sagen mag, der Indianer kann noch einen Zweifel hegen, während er, wenn wir uns zeigen, nicht länger zweifeln wird."

Der Greis nahm eine Haltung an, in der ungemein viel Träumerisches lag.

Ein Bündnis mit diesen Teufeln eingehen, und wäre es auch gegen Don Estevan hieße sich einer schändlichen Feigheit schuldig machen. Was ist aber zu thun? . . . Was ist zu thun? . . ." setzte der Kanadier schmerzerfüllt hinzu.

Noch eine andere Furcht quälte ihn. Er hatte Fabian in Gefahr gesehen, als sein Blut unter dem Einflusse der wilden Leidenschaften kochte. Besaß aber Fabian die Kaltblütigkeit, besaß er den ruhigen Mut, der dem Tode trotzt, ohne sich von der Leidenschaft hinreißen zu lassen?

Plötzlich entschied der Kanadier.

„Hör mich, Fabian!" sprach er. „Kann ich mit Dir wie mit einem Manne sprechen? Werden die Worte, die Deine Ohren Deinem Herzen überantwortet werden, dasselbe nicht starr vor Schrecken machen?"

„Warum wollen Sie an meinem Mute zweifeln?" antwortete Fabian ganz einfach, wobei er einen sanften tadelnden Ton annahm. „Was Sie auch sagen mögen, ich werde es hören ohne zu erblassen; was Sie auch thun mögen, ich werde es gleichfalls thun, ohne zu zittern."

„Don Fabian spricht die Wahrheit, José!" rief der Kanadier. „Sieh doch wie stolz sein Auge die Einfachheit seiner Sprache Lügen straft!"

Und in der Freude seines Herzens drückte er Fabian an sich, worauf er mit einer gewissen Feierlichkeit also fortfuhr:

„Noch nie haben sich drei Männer in größerer Gefahr befunden als wir;

unsere Feinde sind siebenmal zahlreicher als wir. Wenn auch jeder von uns sechs von diesen Hunden zu Boden streckt, so sind sie immerhin noch fast ebenso zahlreich wie wir."

„Wir haben es schon einmal gethan," unterbrach ihn José.

„Wohlan! wir werden es noch einmal thun!" rief Fabian.

„Gut, Kind, gut!" versetzte Rosenholz; was aber auch geschehen mag, diese Teufel dürfen uns nicht lebendig in ihre Hände bekommen. Schau Fabian," setzte der Greis mit einer Stimme hinzu, der er noch mehr Festigkeit verleihen wollte, und während er ein langes, breites Messer mit hörnernem Griff aus der Scheide hervorzog, „wenn wir ohne Pulver, ohne Munition jenen preisgegeben und auf dem Punkte wären, ihnen in die Hände zu fallen, und wenn dieser Dolch in meiner Hand das einzige Rettungsmittel wäre, was würdest Du sagen?"

„Ich würde zu Ihnen sagen: „„Stoßen Sie zu, Vater, wir wollen mit einander sterben.""

„Ja, ja" rief der Kanadier mit einem Blicke unaussprechlicher Liebe den betrachtend, der ihn Vater nannte, es wäre dies abermals ein Mittel, uns nicht mehr von einander zu trennen."

Und er reichte Fabian seine vor Aufregung zitternde Hand hin.

Der Jüngling küßte die Hand ehrerbietig.

Das Auge des Kanadiers erglänzte vor stolzer Zärtlichkeit.

„Was nun auch geschehen mag" sprach er, „wir werden uns nicht mehr trennen. Gott wird das übrige thun: wir wollen diesen Unglücklichen zu retten suchen!"

„An die Arbeit also!" rief Fabian.

„Noch nicht, noch nicht, mein Kind; zuerst wollen wir sehen, was diese roten Teufel mit ihrem Gefangenen anzufangen gedenken."

Während dieses Zwiegespräches hatten die Indianer den Gefangenen fortgeführt, ihm dabei aber immer den freien Gebrauch seiner Glieder gestattet. Zwei Büchsenschüsse vom Ufer weg hatten sie grade Linie gebildet. Der Weiße stand in einiger Entfernung diesseits seiner in einer Linie aufgestellten Peiniger.

„Ich sehe schon, was sie thun wollen," sprach Rosenholz; „ich weiß es so gut, als ob ich bei der Beratung zugegen gewesen wäre. Sie wollen probieren, ob die Kniekehlen dieses Unglücklichen fester sind, als seine Hand. Diese Teufel wollen sich das Vergnügen einer Hetzjagd gönnen."

„Wieso?" fragte Fabian.

„Sie werden ihren Gefangenen einen kleinen Vorsprung gewinnen lassen, nachdem er auf ein gegebenes Zeichen die Flucht ergriffen hat. Dann werden die Indianer ihm nachrennen, mit dem Spieße und der Mordkeule in der Hand. Hat der Weiße gelenke Beine, so wird er vor ihnen am Flusse ankommen, und dann wollen wir ihm zurufen, er solle zu uns herüberschwimmen. Einige Schüsse aus unseren Karabiern werden ihn schützen, und so wird er mit heiler Haut auf die Insel gelangen. Das übrige ist unsere Sache. Wenn aber der Schrecken seine Beine lähmt, wie er soeben seine Hand zittern machte, dann wird der erste Indianer, der ihn erreicht, ihm mit seiner Mordkeule den Schädel zerschmettern oder ihn mit seinem Spieße durchstoßen. Auf jeden Fall aber werden wir unser möglichstes thun."

In diesem Augenblicke kehrten die fünf Indianer, die sich entfernt hatten,

wie die früheren, vom Kopf bis zu Fuß bewaffnet, zurück und vereinigten sich mit den übrigen.

Fabian warf, während er den Lauf seines Karabiners heftig an sich drückte, einen Blick tiefen Mitleidens auf den unglücklichen Weißen, der mit stierem Blick und entstellten Zügen in entsetzlicher Angst wartete, bis von dem indianischen Häuptlinge das Signal gegeben würde. Es war ein feierlicher Augenblick, denn die Menschenjagd sollte nun beginnen.

Auf dem Inselchen wie auf der Ebene wartete alles in ängstlicher Spannung auf diesen Augenblick, als der Schwarzvogel mit der Hand eine Bewegung machte, um den Anfang dieser abscheulichen Jagd noch einen Augenblick hinauszuschieben. Er deutete mit einem Finger auf die nackten Füße seiner Krieger, und dann zeigte er auf die saffianen Halbstiefeln, welche die Füße des Weißen beschützten.

Nun sah man den Weißen sich auf den Stand setzen und sich seiner Fußbekleidung langsam und zögernd entledigen; vielleicht wollte er noch einige Sekunden gewinnen,

„O die Hunde! O die Teufel!" rief Fabian.

Aber Rosenholz legte ihm die Hand auf den Mund.

„Schweig doch," sagte er, „nimm doch nicht dadurch, daß Du Deine Gegenwart zu bald verrätst, diesem Unglücklichen die letzte Hoffnung die ihm bleibt! Raube ihm doch nicht unsern Schutz, den wir ihm gewähren können, sobald er nur noch auf Schußweite von uns entfernt ist!"

Fabian sah ein, daß der Kanadier recht hatte, und schloß die Augen, um nicht das entsetzliche Schauspiel sehen zu müssen, das vor ihm aufgeführt werden sollte.

Endlich stand der Weiße zum zweitenmale aufrecht da, und die Indianer verschlangen ihn während sie schon einen Fuß vorgesetzt hatten, mit den Blicken. Der Schwarzvogel schlug seine beiden Hände gegen einander.

Das Geheul, welches auf dieses Signal folgte, läßt sich mit nichts Anderem vergleichen, als mit dem Gebrüll einer Meute von Jaguaren, die einer Anzahl von Damhirschen nachsetzen. Zwar schien der unglückliche Gefangene die Füße eines Hirsches zu haben; allein seine Verfolger waren jagenden Tigern ähnlich, hinter ihm her und sprangen ihm nach.

Dank dem Vorsprunge, den er vor ihnen vorausgehabt, durchlief der Gefangene, ohne daß ihm etwas zustieß, einen Teil der Entfernung, die ihn vom Ufer des Flusses trennte. Aber bald machten ihm die Kieselsteine, die seine Füße zerrissen sowie die scharfen Spitzen der Nopal-Pflanzen, welche dieselben durchdrangen, wanken. Indessen hatte er noch immer einen kleinen Vorsprung vor seinen Verfolgern, als einer der Indianer mit einem Satze ihn erreichte und mit seiner Lanze wütend nach ihm stieß. Er traf ihn indessen nicht; die Waffe drang zwischen dem Körper und den Armen des Unglücklichen hindurch, und der Indianer schlug, durch die Gewalt dieses verfehlten Stoßes das Gleichgewicht verlierend, auf den Sand hin.

Gayfors — wir müssen hier bemerken, daß dieser der Weiße ist — schien einen Augenblick unschlüssig zu sein, ob er die, der Hand des Indianers bei seinem Sturze entfallene Lanze aufheben solle. Der Instinkt der Selbsterhaltung aber ließ ihn seinen Lauf fortsetzen. Dieses Zögern wurde für ihn verderblich.

Die drei Jäger folgten ängstlich den verschiedenen Ereignissen dieses Kampfes, wo einer gegen zwanzig stand. Mit einemmale glänzte inmitten der Staubwolke, die durch diesen Lauf erregt worden war, eine Axt über dem Kopfe des unglücklichen Gayferos, der nun auch hinstürzte und in Folge des von ihm genommenen starken Anlaufs bis an das Ufer fortschoß.

Der Kanadier wollte Feuer geben; nur die Furcht, den zu tölen, den er beschützen wollte, hielt seinen Finger am Drücker zurück. Einen Augenblick, nur einen Augenblick zerriß der Wind den Staubschleier ein wenig. Rosenholz feuerte nun, aber zu spät; der Indianer, der durch die Kugel des Jägers zu Boden gestreckt ward, schwang die blutige Kopfhaut des unglücklichen Gefangenen, der verstümmelt am Ufer lag, in der Hand.

Auf diesen unerwarteten Schuß, den ein zu gleicher Zeit vom Kanadier und vom Spanier ausgehendes Kriegsgeschrei begleitete, antwortete das vereinte Geheul der Indianer. Die Apachen entfernten sich von dem, der nur noch ein Leichnam zu sein schien. Indessen sah man bald den Unglücklichen butbedeckt und mit bloßgelegtem Schädel sich vom Boden erheben, dann zwei Schritte fortstürzen und endlich, geblendet durch das in Strömen fließende Blut wieder zusammensinken.

Der kanadische Jäger bebte vor Zorn.

„Ah! rief er, wenn er noch einen Funken Leben hat, wenn er nur skalpiert ist, denn davon stirbt man noch nicht immer, — dann können wir ihn noch retten! Ich rufe Gott zum Zeugen an."

Dreizehntes Kapitel.

Gayferos Rettung aus den Händen der Indianer.

Während der Kanadier den edlen Schwur that, den ihm der Unwille entrissen hatte, schien es ihm, als ob eine flehende Stimme bis zu ihm dränge.

„Fleht nicht der unglückliche unseren Beistand an?" sprach er.

Zum erstenmale erhob er den Kopf über den durch Schilf gebildeten Saum. Beim Anblick der Fuchspelz-Mütze, die den Kopf des Riesen bedeckte, und der langen schweren Büchse, die seine Hand wie eine Weidengerte zu handhaben schien, erkannten die Apachen einen ihrer furchtbarsten Feinde aus Mitternacht, und alle wichen bei dieser plötzlichen Erscheinung starr vor Erstaunen zurück. Man darf nicht vergessen, daß mit Ausnahme des Schwarzvogels keiner der indianischen Krieger den Jäger der Gestalt nach kannte. Letzterer heftete einen festen und sicheren Blick auf das Ufer wo Gayferos lag, und von dem die Apachen zurückgewichen waren. Er bemerkte den unglücklichen Skalpierten, der mit geschwächter Stimme um Hilfe rief und nach dem Kanadier seine zitternden Hände ausstreckte.

Der Indianer, der ihn skalpiert hatte, hielt noch das Haar des weißen Kriegers in seinen durch den Tod krampfhaft zusammengepreßten Fingern.

„Rottenfeuer wid.r die Hunde!“ sprach er, „und vergesset nicht, daß sie uns nicht lebend greifen dürfen.“

Während Rosenholz diese Worte sagte, ging er ganz entschlossen ins Wasser hinein. Jeder andere Mensch würde bis zum Kopfe von demselben bedeckt gewesen sein; aber der Kanadier ragte nach mit der ganzen Schulter über dasselbe empor. Seine Büchse erhielt die Feinde im Respekt.

„Schießen Sie erst nach mir,“ sagte José zu Fabian, „ich habe eine sicherere Hand als Sie, und meine Kentuckier-Büchse trägt noch einmal so weit als ihre Lütticher Flinte. Auf jeden Fall aber machen Sie es wie ich und schlagen Sie an! Sobald einer dieser Hunde sich rührt, müssen Sie mir die Sorge überlassen, ihm die Lust, uns zu schaden, zu vertreiben.“

Der Spanier ließ sein funkelndes Auge über die Feinde hinschweifen, die sich entfernt hielten, und bedrohte mit dem Laufe seiner Büchse jeden einzelnen Apachen, — bereit, beim geringsten Zeichen einer Feindseligkeit von ihrer Seite Feuer zu geben.

Während dieser Zeit ging der Kanadier immer vorwärts, und das Wasser nahm allmählich um ihn her ab, als ein Indianer sein Gewehr anschlug, um auf den kühnen Jäger zu feuern. Aber ein Schuß verhinderte ihn daran, und der Indianer ließ nicht nur seine Waffe auf den Sand fallen, sondern stürzte selbst auf das Gesicht hin.

„Nun ist es an Ihnen, Don Fabian!“ sprach José, sich auf den Boden werfend, um, der amerikanischen Gewohnheit in solchen Fällen gemäß, auf dem Rücken liegend seine Büchse wieder zu laden.

Auch Fabian drückte jetzt ab; aber sein Schuß war nicht so sicher, und die Tragweite seines Gewehrs nicht so beträchtlich, deshalb ließ der Indianer, den er aufs Korn genommen hatte, nur einen Wutschrei hören, ohne zu Boden zu stürzen. Einige Pfeile umflogen den Kanadier, aber Rosenholz bückte sich entweder oder wies sie mit der Hand ab, und in dem Augenblicke, wo er mit einer Kaltblütigkeit, die sich mit nichts vergleichen ließ, den Fuß auf das Ufer setzte, hatte José seine Büchse wieder geladen und war bereit ein zweites Mal Feuer zu geben. Die Indianer wußten einen Augenblick nicht, was sie thun sollten, und der Jäger benutzte ihn, um den Körper des Gayferos aufzuheben.

Der Unglückliche hatte, an die Schultern seines Retters festgeklammert, noch so viel Geistesgegenwart, die Arme des Kanadiers zu ihren Bewegungen frei zu lassen. Rossenholz aber ging mit seiner Bürde auf dem Rücken wieder in das Wasser, — dieses Mal jedoch rückwärts. Nur einmal ließ sich die Büchse des Kanadiers hören, und ein Indianer antwortete mit einem Todesschrei auf den Knall. Zuletzt setzte dieser Rückzug des Löwen, der durch das Feuer Fabians und Josés unterstützt war, die Feinde in Erstaunen, und einige Minuten darauf legte der siegreiche Rosenholz den armen, fast ohnmächtigen Gayferos auf der Insel nieder.

„Nun wären drei von diesen Hunden kampfunfähig gemacht!“ sprach der Riese.

„Wir werden einen Waffenstillstand von einigen Minuten haben. Wohlan, Fabian, siehst Du nun die Vorteile eines guten Rottenfeuers? Die Spitzbuben haben vor der Hand genug. Dein Anfang ist so übel nicht, und ich kann Dich versichern, daß Du ein recht ordentlicher Schütze werden wirst, wenn Du gleich uns eine Kentuckier-Büchse hast.“

Der augenblickliche Sieg, den sie davongetragen, schien die düsteren Gedanken des Kanadiers verscheucht zu haben. Sich zu Gayferos wendend, der ein dumpfes Gestöhne hören ließ, sagte er:

„Wir sind ein bischen zu spät gekommen, um die Haut Ihres Schädels zu retten, mein Junge; aber trösten Sie sich — die Sache hat nicht gar viel zu bedeuten. Ich habe eine Menge Freunde, die ganz in demselben Falle waren, wie Sie, und sich nicht so übel befinden; man erspart damit nur einen Haarkräusler: das ist alles. Vor der Hand sind sie noch am Leben, und das ist die Hauptsache: wir wollen jetzt Sorge tragen, daß diese Rettung eine gewisse wird.

Einige Fetzen von den Kleidern Gayferos wurden dazu benutzt, um über dem entblößten Schädel eine rohe Kompresse von zerdrückten und stark mit Wasser genäßten Weidenblättern festzuhalten. Nachdem dieser erste Verband angelegt war, wurde das Gesicht des Mexikaners durch Waschen von dem Blute befreit, das über dasselbe herabgelaufen war, und es war bald von der gräßlichen Wunde nichts mehr zu sehen.

„Siehst Du," sprach der Kanadier, der sich immer noch in dem Gedanken gefiel, daß er seinen Fabian würde bei sich behalten können, „Du mußt die Gewohnheiten der Wüste und die indianischen Sitten kennen lernen. Die Spitzbuben, die nun auf Kosten von dreien ihrer Leute wissen, mit welchem Holz wir uns wärmen, haben sich zurückgezogen, um den Versuch zu machen, ob sie nicht durch List das zustande bringen könnten, was sie mit Gewalt nicht zuwege zu bringen vermochten. Sieh doch nur, wie nach einem solchen Lärm alles so still ist."

Und in der That hatte die Wüste wieder ihre düstere Unbeweglichkeit angenommen. Die Blätter der Zitterespen murmelten bewegt durch den Abendwind, und unter den Strahlen der dem Untergange nahen Sonne fingen die Wasser des Flusses an die lebhaftesten Farben anzunehmen. Jenseits der engen Aussicht, die der freie Raum zwischen den Bäumen gestattete, zeigte die vor einem Augenblicke noch so geräuschvolle Ebene nichts mehr als eine ruhige Sandfläche, ähnlich der eines Sees.

„Nun, was ist Deine Meinung, José? Sie sind jetzt nur noch siebzehn Mann stark," sagte der Kanadier in triumphierendem Tone.

„Wenn sie nur siebzehn Mann stark sind," entgegnete José, „dann könnten wir, meiner Seele, mit ihnen noch fertig werden; wenn sie aber Verstärkung erhalten . . ."

„Wir müssen es darauf ankommen lassen, obschon das Wagnis nicht anders als ein furchtbares genannt werden kann, indessen steht unser Leben jetzt in der Hand Gottes!" versetzte Rosenholz, der in so trauriger Weise auf seine Befürchtungen in betreff Fabians zurückgeführt wurde. „Ei, sagen Sie uns doch, Freund," fuhr er sich zu Gayferos wendend, fort, „gehören Sie nicht zu dem Lager Don Estevans?"

„Sie kennen also den Mann?" sprach der Verwundete mit schwacher Stimme.

„Ohne Zweifel. Und wie kommt es, daß Sie sich von Ihrem Lager so weit entfernt haben?"

Der Verwundete erzählte, wie er sich auf den Befehl Don Estevans aufgemacht, um den verirrten Führer aufzusuchen, und wie, nachdem er sich selbst

verirrt, sein böser Stern es gewollt habe, daß er von den Indianern bemerkt worden, die damit beschäftigt gewesen, wilde Pferde einzufangen.

„Wie nennen Sie diesen Führer?" fragte Fabian.

„Cuchillo."

Fabian warf Rosenholz einen schlauen Blick zu.

„Ja," meinte der Jäger, „höchst wahrscheinlich ist der Argwohn, den Du gegen diesen in einer weißen Haut steckenden Teufel hegst, nicht ganz unbegründet, und nach allem Vermuten führt die Expedition ins Goldthal; aber, mein Kind, sind wir nicht ganz nahe dabei, wenn wir diesen Spitzbuben von Indianern entrinnen? Haben wir aber einmal dort Posto gefaßt, so werden wir leicht mit ihnen fertig, und sollten ihrer auch hundert sein."

Dies war Fabin leise ins Ohr gesagt worden.

„Noch ein Wort," sagte der Kanadier wieder zu dem Verwundeten, „und dann wollen wir Sie ruhen lassen: wieviel Leute hat Don Estevan bei sich?"

„Etwa sechzig," antwortete Gayferos.

Nachdem er so erfahren, was er hatte wissen wollen, kühlte der Kanadier zum zweitenmale den brennenden und entzündeten Schädel des Verwundeten ab, wobei er sich abermals frischen Wassers bediente; dann fiel der Unglückliche, augenblicklich erleichert und durch die heftigen Gemütsbewegungen und den großen Blutverlust geschwächt, in einen fast todähnlichen Schlaf.

„Jetzt wollen wir an unsere Angelegenheiten denken," sprach der Kanadier, „vorerst uns aber eine Verschanzung bauen, die den Kugeln oder den Pfeilen mehr Widerstand zu leisten vermag, als dieser sich stets bewegende Blätter und Schilfsaum. Habt Ihr gezählt, wie viele Karabiner diese Indianer haben?"

„Sieben, wenn ich mich nicht täusche," antwortete José.

„Demnach sind zehn unter ihnen minder zu fürchten. Die Spitzbuben können uns noch links von diesem Flosse angreifen, wenn sie dem Laufe des Wassers folgen. Wir dürfen uns also nur auf einen Angriff von beiden Ufern aus gefaßt machen, denn wahrscheinlich machen sie nur einen Umweg, um über den Fluß zu gehen und uns zwischen zwei Feuer zu nehmen."

Die dem Ufer, an dem die indianischen Krieger sich gezeigt hatten, entgegengesetzte Seite war durch ungeheure Wurzeln, die wie spanische Reiter oder wie Pallisaden einer Verschanzung in die Höhe standen, hinlänglich geschützt, allein die Seite, auf welcher der Angriff wahrscheinlich erneuert werden sollte, war bloß durch eine dichte, aber wenig haltbare Einfassung von Schilf und jungen Weiden bedeckt.

Dank der außerordentlichen Kraft seiner Arme konnte der Kanadier, unterstützt von José, an den beiden Enden des Inselchens, die gerade in der Richtung des Stromes lagen, einige große, dürre Aeste sowie Baumstäme, die erst seit kürzerer Zeit angeflößt worden waren, ausreißen. In einigen Minuten hatten die zwei gewandten Jäger die schwächste und am meisten bedrohte Seite durch eine rohe, aber feste Verschanzung geschützt, die den Verteidigern des Inselchens mehr als eine tötliche Wunde ersparen konnte.

„Siehst Du, Fabian," sagte Rosenholz, „Du bist jetzt hinter diesen Baumstämmen so geschützt, wie in einer aus lauter Steinen ausgeführten Festung. Du wirst also einzig und allein den Kugeln ausgesetzt sein, die von den am Ufer stehenden Bäumen herab zu uns herüber kommen könnten, allein ich werde es

schon zu machen wissen, daß keiner dieser leibhaftigen Teufel die Spitze derselben erreichen kann."

Der Kanadier rieb sich die Hände aus lauter Freude darüber, daß er zwischen Fabian und den Tod eine hinreichende Schranke gestellt, und dann wies er dem Jünglinge seinen Posten hinter dem am besten verschanzten Orte an.

„Hast Du schon bemerkt," fragte Rosenholz seinen Freund José, „wie bei jeder Anstrengung, die wir machten, um einen Ast zu zerbrechen oder ein Stück Holz loszureißen, die Insel bis auf den Grund erzitterte?"

„Ja," sagte José, „man hätte glauben können, sie wollte sich vom Grunde losreißen."

Aber die zwei Jäger fühlten jetzt, daß der Augenblick der Gefahr herannahte, und daß der Waffenstillstand zu Ende ging, um einem langen und mörderischen Kampfe Platz zu machen.

Der Kanadier befahl seinen beiden Gefährten, ihre Munition so viel wie möglich zu sparen. Dann gab er Fabian die zum besseren Treffen nötigen Anleitungen. Nachdem dies geschehen, drückte er mit seiner zitternden Hand die des Spaniers, der ihm durch einen stillen Druck antwortete; und endlich drückte er Fabian mit unruhiger Zärtlichkeit, wie an dem Tage, als er auf der See während des Kampfes von ihm getrennt worden war, an sein Herz. Nachdem der menschlichen Schwäche dieser Tribut gezollt war, stellten sich die drei Verteidiger der Insel ganz ruhig und mit einer Kaltblütigkeit, die von keinem Indianer hätte übertroffen werden können, auf ihren Posten.

Es verstrichen einige Augenblicke, während welcher das gedrückte Atmen des Verwundeten, sowie das Schlagen des Wassers gegen das im Strome liegende Floß das einzige Geräusch war, welches das tiefe Schweigen der Natur zu der Stunde, wo die Sonne im Begriff ist zu verschwinden, störte.

Die Oberfläche des Flusses, die Gipfel der am Ufer stehenden Zitterespen, das Ufer selbst mit seinem Schilfe, — nichts entging der aufmerksamen Prüfung der Jäger, denn die Nacht mit ihren vielen Fallstricken rückte rasch heran.

„Wir sind nun in der Stunde, wo die Teufel der Nacht ihre Schlingen legen werden," sprach Rosenholz ernst, — „die Stunde, wo diese menschlichen Jaguare umherstreichen und ihre Beute suchen."

Niemand antwortete auf diese Worte des Kanadiers, die mehr ein laut ausgesprochener Gedanke waren, als eine Warnung, daß sie sich in acht nehmen sollten.

Unterdessen wurde es allmählich dunkler. Die am Ufer stehenden Gesträuche begannen die phantastischen Formen anzunehmen, die das ungewisse Licht der Dämmerung den Gegenständen auf dem Lande verleiht. Das Grün der Bäume ging in kalte, schwarze Töne über; aber die Gewohnheit hatte den beiden Jägern das scharfe Auge des Indianers verliehen, und bei der Wachsamkeit, die sie an den Tag legten, wäre nichts imstande gewesen, ihre geübten Sinne irre zu führen.

„José," hob der Jäger mit leiserer Stimme wieder an, gleich als ob die erwartete Gefahr sich plötzlich zeigte, „kommt es Dir nicht auch so vor, als habe der Strauch dort" — bei diesen Worten deutete er mit einem Finger durch das Schilf hindurch auf einen Weidenbusch — „eine andere Gestalt angenommen und sich vergrößert?"

„Ja," antwortete der Spanier, „der Busch hat nicht mehr die nämliche Form."

„Laß einmal sehen, Fabian," fuhr der kanadische Jäger fort, „kommt es Dir bei dem scharfen Blicke, den Du hast, und den ich in Deinem Alter hatte, nicht vor, als ob dieser Weidenbusch an seinem linken Ende seine Blätter nicht mehr so in die Höhe richtete, wie man es bei denen sieht, die der Saft der Wurzeln noch nährt?"

Der Jüngling drückte ein wenig das Schilf auf die Seite und betrachtete den von Rosenholz angegebenen Punkt mit aufmerksamen Auge.

„Ich möchte darauf schwören," sagte er, „aber . . ."

Hier schwieg er, um sein Auge weiter schweifen zu lassen.

„Wohlan," fragte der Kanadier, „siehst Du noch etwas Anderes, ja oder nein?"

„Ich sehe dort unten," versetzte Fabian, „zwischen jenem Weidenbaume weg, einen Strauch, der vor einer Stunde gewiß noch nicht dort war."

„Ah!" sagte der Kanadier, „so geht es, wenn man fern von den großen Städten lebt: man merkt sich die kleinsten Dinge in einer Landschaft, und sie werden oft kostbare Anzeichen; Du bist geschaffen, um ein Jägerleben zu führen, Fabian."

José schlug in der Richtung des angegebenen Busches an.

„José braucht man nicht mit dem Holzschlägel zu winken," sprach Rosenholz; „er weiß so gut wie ich, daß die Indianer ihre Zeit dazu benutzt haben, um diese Zweige abzuhauen und sich daraus einen tragbaren Schirm zu machen; allein dies heißt in Wahrheit die Weißen doch gar zu sehr verachten, von denen zwei sie vielleicht mit Listen bekannt machen könnten, die sie noch nicht kennen Laß diesen Busch da Fabian," fuhr der Kanadier zu José gewandt fort, „dies wird für ihn ein leichterer Zielpunkt sein; schieß Du selbst aber auf die Zweige, deren Blätter zu verwelken anfangen. Hinter ihnen steckt der Indianer. In der Mitte, in der Mitte, Fabian!" endigte er lebhaft.

Es wurden zu gleicher Zeit zwei Schüsse von der Insel so abgefeuert, daß es nur einer zu sein schien. Der künstliche Busch sank zusammen, nicht ohne daß die beiden Jäger einen roten Körper bemerkt hätten, welcher hinter den Blättern zappelte, und die zu dem andern Weidenbusche hinzugefügten Zweige bewegten sich krampfhaft.

José, Fabian und Rosenholz hatten sich auf den Rücken geworfen. Die beiden ersteren luden ihre Gewehre, während der dritte bereit war, von dem seinigen Gebrauch zu machen.

Es schlugen nun mit einemmale über den Köpfen der Jäger Kugeln ein, so, daß Blätter und dünne Zweige um sie her flogen, während das Kriegsgeschrei der überraschten Indianer ihnen die Ohren zerriß.

„Wenn ich mich nicht täusche, so sind es ihrer jetzt nur noch fünfzehn," sprach der Kanadier, indem er ein dünnes Zweiglein in fünf Stücke brach und diese in den Boden steckte; „es ist gut, wenn wir ihre Toten zählen."

Rosenholz verließ seine Stellung, um auf den Boden hinzuknieen. Die Sonne warf ihre letzten Strahlen auf die Gipfel der Bäume und tauchte dieselbe in wundervolle Tinten.

„Aufgepaßt, Kinder!" sprach er, „ich sehe wie die Blätter einer Zitterespe sich bewegen, und gewiß ist es nicht der Wind, der sie so bewegt. Ohne Zweifel

ist es einer von den Schlingeln, der auf den Gipfel hinaufsteigt, oder schon hinaufgestiegen ist."

Eine Kugel, die einen der das Floß bildenden Stämme durchlöcherte, bewies, daß der Jäger nicht falsch geraten hatte.

„Der Teufel! wir müssen die Sache pfiffiger angreifen und die Indianer zwingen, sich mehr bloß zu stellen."

Mit diesen Worten nahm er die seinen Kopf bedeckende Mütze ab und zog sein Wams aus, um beide Kleidungsstücke durch die freien Räume zwischen den Aesten hindurch den Augen der Feinde ein wenig auszusetzen.. Fabian sah seinem Thun aufmerksam zu.

„Hätte ich nun," sprach Rosenholz, „einen weißen Soldaten vor mir, so würde ich mich geradezu neben meinem Wamse aufstellen, denn der Soldat würde darauf zielen; wenn ich es aber mit einem Indianer zu thun habe, dann muß ich mich hinter dasselbe stellen, denn der rote Krieger verfällt nicht in den Irrtum des Soldaten sondern schießt neben seine Kleider. Leg Dich hin, Fabian, und auch Du, José laß mich jetzt machen, in einer Minute werdet Ihr links und rechts von der Zielscheibe, die ich ihnen darbiete, Kugeln vorbeipfeifen hören.

Der Kanadier kniete von neuem hinter seinem Wamse nieder, bereit, auf die Zitterespe zu feuern. Er hatte sich in seinen Vermutungen nicht getäuscht. Ehe noch eine Minute verstrichen war, zerhackten die indianischen Kugeln die Blätter auf beiden Seiten des Wamses und der Mütze, ohne aber den Kanadier und seine Gefährten zu treffen, die links und rechts beiseite gegangen waren.

Der Jäger schoß auf einer der Gabeln der Zitterespe, wo sich eine rote Färbung zeigte, die für jedes andere Auge der der Blätter im Herbste ähnlich war, und noch war der Schuß nicht verhallt, als ein Indianer von Ast zu Ast rollte, wie eine Frucht, die von einem Hagelkorn getroffen worden.

Ein wütendes Geheul war die Antwort auf diesen geschickten Schuß des Kanadiers, welches so entsetzlich hallte, daß man eiserne Muskeln haben mußte, um bei diesen ohrenzerreißenden Tönen nicht vor Schrecken zu beben. Der Verwundete selbst, den die bisherigen Schüsse nicht aufzuwecken vermocht hatten, schüttelte einen Augenblick seinen Schlaf ab, um mit zitternder Stimme zu murmeln:

„Virgen de los dolores*)! Sollte man nicht glauben, es heule ein Haufen Tiger in der Finsternis? Heilige Jungfrau, erbarme Dich meiner!"

„Danken Sie ihr lieber," unterbrach ihn der Kanadier, „die Spitzbuben könnten mit ihrem Rottengeheul einen Neuling täuschen wie Sie sind, nicht aber einen alten Waldläufer. Sie haben abends in den Wäldern Schakale gehört, die heulten und einander antworteten, als ob es ihrer hundert wären, und doch sind es ihrer oft nur drei bis vier. Die Indianer ahmen die Schakale nach nnd ich wollte eine Wette darauf eingehen, daß sie jetzt hinter diesen Bäumen nicht über zwölf Mann stark sind. Ah! könnte ich es so weit bringen, daß sie durch das Wasser herüberkämen, so würde auch nicht einer von ihnen übrig bleiben, um ihre Niederlage in seinem Dorfe zu melden."

Gleich als ob ihm plötzlich ein Gedanke durch den Kopf gefahren wäre, ließ Rosenholz seine beiden Gefährten sich auf den Rücken legen. Der erhabene

*) Jungfrau der Schmerzen.

Rand des Inselchens und die Baumstämme schützten sie hinlänglich, so lange sie auf dem Boden lagen.

„So lange wir so daliegen, sind wir in Sicherheit," fuhr er fort, „es handelt sich nur darum, daß wir auf die Gipfel der Bäume achten; nur von dort können sie uns treffen. Wir wollen erst dann schießen, wenn wir einige auf die Weidenbäume hinaufklettern sehen; sonst aber wollen wir uns mausetot stellen. Die Spitzbuben werden nicht ohne unsere Kopfhäute heimgehen wollen, und darum werden sie sich entschließen, zu uns herüber zu kommen.

Dieser Entschluß schien dem Jäger vom Himmel eingegeben worden zu sein, denn kaum hatten sie sich auf den Boden gelegt, als ein Kugel- und Pfeil-Hagel die Schilfeinfassung durchlöcherte und zerhackte; auch die Aeste hinter denen sie sich eine Minute vorher befunden hatten, wurden zerrissen. Indessen traf sie kein Pfeil und keine Kugel in ihrem geraden Laufe. Plötzlich riß der Kanadier sein Wams und seine Mütze weg, gleich als ob er selbst unter den Schüssen seiner Feinde gefallen wäre, und es herrschte nach diesem scheinbar mörderischen Feuer auf dem Inselchen die tiefste Stille.

Auf diese Stille folgte ein wildes Triumphgeschrei, das erst einen Augenblick darauf durch ein neues allgemeines Feuern unterbrochen wurde. Aber auch diesmal blieb das Inselchen so düster und stumm wie der Tod.

„Steigt nicht noch einer dieser Hunde auf den Weidenbaum dort hinauf?" fragte José.

„Ja; beantworten wir aber sein Feuer nicht und rühren wir uns nicht, gleich als wären wir tot. Wir wollen es in Gottes Namen wagen Dann wird er herabsteigen und zu seinen Genossen sagen, er habe die Leichname der vier blassen Gesichter auf dem Boden liegen sehen."

Ungeachtet der Gefahr, die mit dieser Kriegslist verbunden war, wurde der Vorschlag des Kanadiers angenommen, und es blieb jeder unbeweglich liegen, nicht ohne Angst alle Bewegungen des Indianers beobachtend. Nur mit äußerster Behutsamkeit hißte sich der rote Krieger von Ast zu Ast, bis er endlich die nötige Höhe erreicht hatte, um das Innere des schwimmenden Inselchens zu beherrschen.

Es war noch so weit Tag, daß man auf der Insel keine Bewegungen des Indianers verlor, wenn ihn das Laub nicht ganz verbarg. Als er endlich die gewünschte Höhe erreicht hatte, beugte er sich heraus. Der Anblick der auf dem Boden der Insel Liegenden schien ihn nicht zu überraschen. Indessen vermutete er vielleicht doch eine List, denn mit einer Kühnheit, die das Beispiel eines seiner auf demselben Baume getöteten Kameraden nicht entmutigen konnte, zeigte sich der Apache mit dem ganzen Körper und schlug in der Richtung der Insel an; sein Auge schien gleich dem der Schlange seine Feinde bezaubern zu wollen. Plötzlich hob er den Lauf seiner Waffe noch einmal in die Höhe und zielte abermals; dann wiederholte er dieselbe Bewegung verschiedene Male hinter einander, aber die Jäger rührten sich so wenig, als ob sie wahre Leichname gewesen wären. Da stieß der Indianer einen Triumphschrei aus.

„Aha! der Hai beißt an!" sprach Rosenholz.

„Ich werde diese Hundeseele wieder erkennen," sprach José seinerseits, „und wenn ich dem Kerl nicht einen ebenso unbehaglichen Augenblick bereite wie er mir, so wird die Schuld nur daran liegen, daß die Kugel, die er zu uns herüberschickt, mich daran hindert."

„Es ist der Schwarzvogel," antwortete Rosenholz; „er ist zu gleicher Zeit tapfer und klug wie ein Häuptling."

Der Indianer richtete den Lauf seines Gewehrs abermals auf die Körper, die dem Anscheine nach leblos dalagen; dabei zielte er mit eben so viel Ruhe, wie der Schütze, der an einem Kirchweihfeste den ersten Preis zu gewinnen sucht, und endlich beschloß er zu feuern. In demselben Augenblicke traf ein Splitter, der von einem Baumstamme, zwei Linien vom Kopfe des Spaniers entfernt losgerissen wurde, die Stirne des letzteren und verletzte dieselbe.

José rührte sich eben so wenig wie das abgestorbene Holz, gegen das er sich lehnte, und begnügte sich damit, daß er sagte:

„Vermaledeite Rothaut! Ich werde bald genug mit Dir abrechnen!"

Einige Blutstropfen waren dem Kanadier ins Gesicht gespritzt.

„Ist jemand verwundet?" fragte er mit bebender Stimme.

„Ein leichter Riß, weiter nichts!" antwortete José.

„Gott sei gelobt!"

Der Indianer stieß einen neuen Schrei der Freude aus und stieg von seinem Baume herab. Die drei Jäger atmeten wieder frei.

Indessen war der Erfolg ihrer List noch nicht vollständig. Es mußten den Indianern noch verschiedene Zweifel bleiben, dem eine lange feierliche Stille folgte auf den Schuß des Apachen.

Die Sonne ging unter; eine kurze Dämmerung verbreitete über die ganze Natur eine matte Farbe: die Nacht kam heran, und der Mond glänzte auf dem Flusse, ohne daß die roten Krieger ein Lebenszeichen von sich gegeben hätten.

„Sie möchten gar zu gern unsere Kopfhäute haben; allein sie trauen noch nicht recht!" sprach José, indem er ein Gähnen der Langeweile unterdrückte.

„Geduld", antwortete der Kanadier, „die Indianer sind wie die Geier, die den Leichnam eines Menschen erst dann zu zerhacken wagen, wenn derselbe anfängt in Fäulnis überzugehen, — sich am Ende aber dennoch dazu entschließen. Die Apachen werden es wie die Geier machen. Und jetzt wollen wir uns wieder auf unsere Posten hinter dem Schilf stellen."

Die Jäger stützten sich langsam wieder auf die Kniee und fingen von neuem an, die Bewegungen der Apachen zu überwachen. Einen Augenblick schien das ihnen gegenüber liegende Ufer noch verödet; indessen ließ sich bald ein Indianer blicken, obwohl unter Anwendung aller möglichen Vorsicht, um vorerst die Geduld des Feindes auf die Probe zu setzen, im Fall hinter seiner Unbeweglichkeit irgend eine List stecken sollte; dann trat ein anderer Krieger zu ihm heran, und beide gingen nun mit wachsendem Vertrauen auf das Wasser zu; endlich zählte der Kanadier nicht weniger als zehn Krieger, deren bemalte Haut der Mond beleuchtete.

„Die Indianer werden, wenn ich sie recht kenne, hinter einander durch den Fluß waten," sagte Rosenholz; „Du Fabian, nimmst den ersten aufs Korn; José zielt auf die Mitte und ich will dem vorletzten sein Theil geben. Auf solche Weise können sie, da sie durch Lücken getrennt sind, uns nicht auf einmal borden, und wir werden dann leichter mit ihnen fertig. Es wird ein Kampf Mann gegen Mann sein; Fabian, mein Kind, während José und ich sie mit dem Messer in der Hand erwarten, brauchst Du bloß unsere Büchsen wieder zu laden und uns dieselben zu überreichen; Dir jedoch verbiete ich beim Geiste Deiner Mutter, Dich mit blanker Waffe mit diesen Hunden zu messen!"

Während der Kanadier mit Einteilung dieser verschiedenen Verhaltungsbefehle fertig wurde, ging ein Krieger von hohem Wuchse in den Fluß hinein, und der Mond beleuchtete na tund nach noch neun Indianer. Alle wateten mit so vieler Vorsicht fort, daß ein Geräusch ihre Schritte verriet. Man hätte glauben können, es seien die Schatten aus dem Lande der Geister zurückgekommener und aus dem Wasser einherschleichender Krieger.

Vierzehntes Kapitel.

Der Angriff der Indianer.

Der Tod schien den Augen der Indianer inmitten der Stille über der Insel zu schweben, denn die Jäger hielten sogar ihren Atem zurück, und doch näherten sich die Apachen nur mit unendlicher Vorsicht. Der erste in der Reihe war an einer Stelle angekommen, wo das Wasser anfing, tiefer zu werden. Es war der Schwarzvogel; der letzte Indianer verließ kaum das entgegengesetzte Ufer. Es war nun der Augenblick da, die Befehle des Kanadiers auszuführen.

Eben wollte Fabian zum großen Bedauern Josés auf den Führer der Indianerreihe feuern, als der Schwarzvogel, sei es, daß er einige Gefahr ahnte, oder daß ein auf den Gewehrlauf eines der Jäger gefallener Mondstrahl ihn warnte, plötzlich untertauchte.

„Feuer!" rief Rosenholz.

Zu gleicher Zeit stürzte der die Reihe schließende Indianer im Wasser zusammen, um nicht wieder aufzustehen; zwei andere, die Fabian und der Spanier aufs Korn genommen hatten, zappelten noch einige Augenblicke im Wasser, das sie aber regungslos mit fortriß.

José und der Kanadier hatten ihre Karabiner rasch hinter sich geworfen, damit sie der Verabredung gemäß von Fabian wieder geladen würden. Sie selbst standen diesmal aufrecht am Rande der Insel, mit vorgestelltem Beine und mit dem Messer in der Hand, um nun Mann gegen Mann zu kämpfen.

„Die Apachen sind noch sieben an der Zahl," rief mit einer Donnerstimme der Kanadier, der vor Begierde brannte, ihnen den Garaus zu machen, und dessen Widerwillen beim Anblick der Indianer neu erwachte. „Werden sie es wagen, die Kopfhäute zweier Weißen zu holen."

Aber das Verschwinden ihres Führers, so wie der Tod dreier der ihrigen hatten die Indianer außer Fassung gebracht; sie flohen zwar nicht, blieben aber unentschlossen und unbeweglich wie schwarze, durch das mondbeglänzte Wasser des Flusses halbbedeckte Felsen.

„Können die roten Krieger nur Leichname skalpieren?" setzte José mit verächtlichem Lachen hinzu.

„Sind die Apachen wie die Geier, die bloß Tote zerhacken? So kommt

doch heran, Ihr Hunde, Ihr Geier, Ihr feigen Weiber!" brüllte der Spanier beim Anblicke der Feinde, die jetzt rasch ans Ufer zurückgingen.

Plötzlich bemerkte er in einiger Entfernung einen schwarzen, auf dem Rücken schwimmenden Körper; allein funkelnde und noch schwarze Augen bewiesen, daß es kein Leichnam war, obgleich die ausgestreckten Arme und die Unbeweglichkeit des Körpers es hätten glauben lassen können.

„Don Fabian, um Himmelswillen, meinen Karabiner her! Es ist der Schwarzvogel, der sich tot stellt und sich von der Strömung forttragen läßt!"

José nahm den Karabiner aus den Händen Fabians und zielte auf den schwimmenden Körper allein mit Ausnahme der Augen des Kriegers, die in ihren Höhlen wie feurige Kohlen brannten, bewegte sich auch nicht eine seiner Muskeln.

José senkte seinen Karabiner.

„Ich habe mich geirrt," sprach er laut; „die Weißen verschießen ihr Pulver nicht unnütz wie die Indianer, und feuern nicht auf Leichname."

Der Körper schwamm immer noch auf dem Rücken mit weit auseinander stehenden Beinen und gekreuzten Armen; die Strömung trieb ihn sanft dem Ufer zu.

José nahm seine Büchse und zielte abermals, und zwar noch sorgfältiger als das erste Mal; dann ließ er den Schaft seines Karabiners von neuem auf den Boden fallen, und als der Spanier glaubte, daß der indianische Häuptling Angst ausgestanden, feuerte er, worauf der Leichnam zu schwimmen aufhörte.

„Du hättest besser gethan wenn Du ihn getötet hättest," antwortete Rosenholz. „Ah!" rief er mit dem Fuße auf den Boden stampfend, „was ist jetzt zu thun? Ich hoffte, das es uns gelingen würde, diese Teufel einen nach dem andern zu töten, und nun ist alles wieder von vorn anzufangen. Wir können nicht durch den Fluß waten, um sie anzugreifen."

„Und doch wäre dies das Klügste."

„So lange ich Fabian bei mir habe, werde ich mich nie dazu entschließen," antwortete Rosenholz mit leiser Stimme; sonst wäre ich schon auf das andere Ufer geflohen; denn Du kennst die Indianer zu gut, um nicht zu wissen, daß sie, gleich hungrigen Wölfen, dort nur Rache schnauben."

Der Spanier zuckte mit kaltem Gleichmut die Achseln; er kannte ebenso gut wie der Kanadier die unbezwingliche Rachsucht der Indianer.

„Du hast wohl recht," antwortete er; allein wir müssen uns zum Fliehen oder zum Dableiben entschließen."

„Wären mir zwei allein, so würden wir gewiß keine Minute brauchen, um die andere Seite des Flusses zu erreichen. Zwar würden uns die sieben indianischen Reiter einholen, allein wir zwei würden sie meistern, da wir schon Schwierigeres ausgeführt haben."

„Das wäre besser, als hier blockiert zu bleiben, — wie Füchse, die man in ihrem Loche durch Rauch ersticken kann."

Ganz einverstanden!" antwortete Rosenholz in Gedanken versunken; „aber Fabian und der unglückliche Skalpierte, den wir nicht so den Quälern überlassen können, von denen er bereitts so grausam verstümmelt worden! Warten wir wenigstens, um unsern Fluchtversuch auszuführen, bis der untergehende Mond der Nacht ihre gewöhnliche Finsternis wieder schenkt."

Und der Greis ließ seinen Kopf mit einem Ausdruck der Entmutigung, der auf den Spanier einen traurigen und peinlichen Eindruck machte, auf die

Knie herabsinken. Dann warf er einen ängstlichen Blick auf den Himmel, allein der Mond glitt wie immer nur langsam über die sternenbesäete Azurfläche hin.

„Es sei," sprach José indem er neben seinem Genossen Platz nahm. Aber siehe da! Es stecken hier fünf Stücke Holz im Boden, — es sind fünf tote Apachen; fügen wir noch drei andere hinzu, so sind es ihrer acht. Es müßten daher noch zwölf am Leben sein. Warum haben wir nun aber bloß zehn im Flusse gezählt? Ich glaube mich nicht zu täuschen, wenn ich annehme, daß der Schwarzvogel die zwei, welche fehlten, abgeschickt hat, um Verstärkung zu holen."

„Das ist möglich," versetzte Rosenholz. „Es sind zwei fürchterliche Gegensätze: hier bleiben oder fliehen zu müssen."

Als indessen die drei Jäger ein frugales, aus an der Sonne gedörtem Fleische und ein wenig aus grobem Maismehl bestehendes Mahl beendigt hatten, fielen die Mondstrahlen schon schiefer auf den kleinen Wirbel im Wasser; schon hatten sich die Schatten über einen Teil des Gipfels der Bäume gelagert.

Es war seit dem Versuch der Indianer über eine Stunde verflossen, und obgleich kein Geräusch die Stille der Nacht störte, so horchte doch José, der weniger in Gedanken versunken war als Rosenholz, bisweilen mit einem an Unruhe streifenden Gefühle.

„Will denn dieser vermaledeite Mond nie untergehen?" sagte er. „Ich bin unruhig, es scheint mir, ich höre das Wasser gleichsam nnter unseren Füßen hin- und herschlagen, und dieses Geräusch ist nicht das der Wirbel des Flusses; auch kommen die Büffel nicht um diese Stunde der Nacht an das Wasser um da zu saufen."

Mit diesen Worten stand der Spanier auf und neigte sich, um sowohl den Fluß hinauf als denselben hinab, das heißt rechts und links in der ganzen Ausdehnung seines Laufes hin zu sehen; allein sowohl stromab- als stromaufwärts breiteten Nebelsäulen, die wirbelnd emporstiegen, in ganz kurzer Entfernung vor dem Auge des Jägers einen undurchdringlichen Schleier aus. Die Kühle der amerikanischen Nächte, welche auf die glühende Hitze des Tages folgt, verdickt so die Ausdünstungen der Erde und des durch die Sonne erhitzten Wassers zu dicken Wolken.

„Ich sehe nichts als den Nebel" sprach José ärgerlich.

Indessen erstarb nach und nach das unbestimmte Geräusch, das bis zu dem Ohre des spanischen Jägers gedrungen war, und es wurde in der Luft wieder ruhig und still. Es verstrich abermals eine lange Weile; der Mond senkte sich immer mehr; manche der wandelnden Sternbilder standen nicht mehr im Mittelpunkte des Himmels; die Natur schlummerte unter ihrem weißen Baldachin, als die Verteidiger der Insel mit einemmale zusammenfuhren und einander bestürzt ansahen.

Auf beiden Ufern hatte sich zu gleicher Zeit ein so gewaltiges so durchdringendes, so lange anhaltendes Geheul erhoben, daß, als es wieder still wurde, die Echos der beiden Ufer noch fortheulten.

Nun war es aus mit der Flucht! Die Indianer hielten die Insel von beiden Seiten umschlossen. Die beiden Jäger waren zu erfahren, um daran zu zweifeln.

„Der Mond kann nun untergehn!" rief José, indem er die Fäuste wütend ballte. „Ah! ich sagte es doch, daß ich den beiden Abgesendeten und dem Ge-

räusche, daß ich hörte, nicht traute; es waren Indianer, die auf das andere Ufer hinüber gingen. Wer weiß nun, von wie vielen Feinden wir umringt sind!"

„Was liegt daran," antwortete der Kanadier mit düsterer Miene, „ob hundert Geier unsere Leichname zerhacken, wenn wir zu leben aufgehört haben, oder ob hundert Indianer um dieselben her heulen!"

„Du hast recht! Unter solchen Umständen liegt nichts daran, ob die Zahl größer oder kleiner ist; aber es wird ein Tag des Triumphes für die Indianer sein!"

„Du wirst doch nicht Deinen Todesgesang anstimmen wollen, wie die Indianer, die, wenn sie an den Pfahl gebunden sind, die Kopfhäute aufzählen, die sie ihren Opfern abgeschunden haben?"

„Und warum denn nicht? Es ist das eine sehr löbliche Gewohnheit, man stirbt leichter als ein Held, wenn man sich erinnert, daß man als ein Mann gelebt hat."

„Denken wir lieber daran, wie wir es anzufangen haben, um als Christen zu sterben," antwortete Rosenholz.

Dann zog er Fabian zu sich hin und sprach weiter:

„Ich kann mir nicht genau Rechenschaft von dem geben, mein vielgeliebtes Kind, was ich in meinen Träumen Dir zudachte. Ich bin halb wild und halb gebildet, und meine Träume gestalten sich darnach."

„Bald", fuhr er fort, „wollte ich Dir die Herrlichkeiten der Welt, Deine Ehren, Deine Titel zurückgeben und noch alle Schätze des Goldthales denselben beifügen; bald sah ich für Dich nichts Besseres als die Herrlichkeiten der Wüste, die den Menschen beim Schlafen einwiegen und beim Erwachen wieder begrüßen; was ich aber sagen kann, ist, daß der Gedanke, der mein Herz beherrschte, der war, Dich nie zu verlassen. Müssen wir uns denn nun im Tode vereinigen? Mußt Du noch so jung, so tapfer, so schön, ein und dasselbe Schicksal erleiden mit einem Manne, den man morgen in dieser Welt entbehren könnte?"

„Wer auf dieser Welt würde mich lieben, wenn Sie nicht mehr da wären" antwortete Fabian mit einer Stimme, der das Verzweiflungsvolle dieser Lage nichts von der gewohnten Sanftheit und Festigkeit nahm. „Ehe ich Sie wieder fand, hatte sich die Erde über allem, was ich liebte, geschlossen, und das einzige lebende Wesen, welches mir das ersetzen konnte, waren Sie. Was sollte mich noch in dieser Welt fesseln?"

„Die Zukunft, mein Kind, die Zukunft, in welche die Jugend sich stürzen strebt, wie ein vom Durst gequälter Hirsch das Wasser eines Sees sucht . . ."

Hier unterbrachen Schüsse, deren Knall durch die Entfernung gedämpft wurde, die trüben Betrachtungen des alten Jägers. Es war die Stunde, um welche die Indianer das Lager Don Estevans angriffen. Sie deuteten auf einen erbitterten Kampf zwischen den Weißen und den Indianern hin. Der Leser kennt den Ausgang desselben. Eine starke Stimme die sich auf dem den Jägern gegenüberliegenden Ufern hören ließ, vermischte sich mit diesen wiederholten Schüssen.

„Mögen die Weißen ihre Ohren öffnen " sprach die Stimme.

„Es ist abermals der spitzbübische Schwarzvogel," bemerkte José, der die Stimme des von ihm verwundeten Häuptlings wieder erkannte.

Und in der That hielten ihn zwei Krieger auf ihren Armen.

„Wozu sollen wir die Ohren öffnen?“ schrie José mit einer Stentorstimme, indem er sich eines Gemisches von spanischen und apachischen Wörtern bediente; die Weißen lachen der Drohung des Schwarzvogels und verachten seine Versprechungen.“

„Gut!“ antwortete der Indianer, „die Weißen sind tapfer, und sie werden ihre ganze Tapferkeit von nöten haben. Die Weißen aus Mittag werden in diesem Augenblicke angegriffen, warum stehen die Männer aus Mitternacht nicht auch wider sie?“

„Weil Du da bist, Pechvogel, weil die Löwen nicht mit Schakalen jagen; weil die Schakale nur heulen können, während der Löwe zerreißt und verschlingt. Nimm dieses Kompliment hin, Du Schlingel! es ist die feinste indianische Redeblume,“ setzte José in erbittertem Tone hinzu.

„Es ist gut!“ antwortete der Häuptling. „Die Weißen machen es wie die besiegten Indianer. Aber der Adler lacht der Schimpfworte des Spottvogels, der alle Stimmen nachahmt, und der Adler verschmäht es, mit dem Spottvogel zu sprechen.“

„Mit wem will er denn sprechen?“ rief José, den dieser Vergleich nicht sanfter stimmte.

„Er will mit dem Riesen sprechen, mit seinem Bruder, mit dem Adler aus dem Schneegebirge, der es verschmäht, die Sprache der andern Vögel nachzuäffen.“

„Was willst du von ihm?“ ließ sich die Stimme des Kanadiers vernehmen.

„Der Indianer möchte hören, wie der Krieger aus Mitternacht ihn um sein Leben bittet,“ versetzte der Häuptling.

„Ich habe eine entgegengesetzte Bitte an Dich zu richten,“ sprach Rosenholz.

„Ich höre,“ erwiderte der Indianer.

„Wenn Du bei der Ehre eines Kriegers, bei den Gebeinen Deiner Väter schwörst, daß Du meinen drei Gefährten das Leben lassen willst, so gehe ich allein und ohne Waffen zu Dir hinüber und bringe Dir meine Kopfhaut. Dies wird ihm Lust machen!“ setzte der arme Rosenholz leiser hinzu.

„Bist Du toll, Rosenholz?“ rief José; gleich einem verwundeten Tiger aufspringend.

Fabian stürzte auf den Kanadier zu.

„Sobald Sie einen Schritt thun, um zu den Indianern hinüber zu gehn, erdolche ich mich,“ sagte der Jüngling mit vieler Wärme.

Dem rauhen Jäger ging bei den Lauten dieser zwei Stimmen, die er so sehr liebte, das Herz auf. Der Indianer schwieg, wahrscheinlich um sich zu besinnen.

Nachdem das Schweigen einen Augenblick gedauert hatte, hob der Indianer an:

„Der Schwarzvogel verlangt, daß der Weiße aus Mitternacht ihn um sein Leben bitte, und der Weiße aus Mitternacht verlangt von ihm den Tod. Sie können einander nicht verstehen. Mein Wille ist der; der Mann aus Mitternacht soll seine Gefährten verlassen, und dann schwöre ich ihm bei der Ehre eines Kriegers, bei den Gebeinen meiner Väter, daß ihm, aber nur ihm allein nichts geschehen soll. Die drei andern müssen aber sterben.“

Rosenholz verschmähete es, auf dieses Anerbieten zu antworten, da es noch schimpflicher war als das erste, welches, wie unsere Leser wissen, darin bestand, daß der Häuptling sich mit den Jägern verbinden wollte, um gemeinschaftlich gegen die Mexikaner zu ziehen. Der indianische Häuptling wartete daher vergebens auf die Annahme oder Zurückweisung der Vorschläge, die er dem Kanadier gemacht. Dann fuhr er also fort:

„Die Weißen werden nun, bis ihre Todesstunde herannaht, die Stimme eines Häuptlings zum letztenmale hören. Meine Krieger haben das Inselchen, wie den Fluß von vier Seiten umschlossen. Es ist indianisches Blut geflossen, dasselbe schreit um Rache! Das Blut der Weißen soll nun auch fließen. Aber der Indianer will dieses Blut nicht, so lange es durch die Aufregung des Kampfes erhitzt ist, er will es nur dann, wenn es durch den Schrecken eiskalt geworden und durch den Hunger geschwächt ist. Er wird die Weißen lebendig fangen; und wenn er sie in seinen Klauen hält, nicht mehr als Krieger sondern als hungrige Hunde, die um einen dürren Büffelknochen heulen, dann wird der Indianer sehen, was Menschen in ihren Eingeweiden haben, die durch die Entbehrung und die Furcht zum Vieh herabgesunken sind. Der Indianer wird aus ihrer Haut einen Sattel für sein Schlachtpferd machen, und jeden ihrer Kopfhäute wird er an seinen Steigbügeln und auf dem Rücken seines Pferdes wie eine Trophäe seiner Rache befestigen. Meine Krieger werden die Insel vierzehn Tage und, wenn es nötig ist, eben so viele Nächte umschlossen halten, um sich der weißen Männer zu bemächtigen."

Nach diesen Drohungen verschwand der Häuptling hinter den Bäumen und ließ sich nicht mehr hören. José aber wollte nicht, daß der Indianer sie für eingeschüchtert halte, und schrie so gelassen, als der in ihm kochende Zorn es zuließ:

„Hund, der Du nichts als bellen kannst, die Weißen verachten Deine eitlen Reden, so trotzig dieselben auch sein mögen; schon der Anblick des Skeletts der Weißen würde Deinen Schlaf stören."

Aber die Wut erstickte die Stimme Josés, und in Ermangelung der Worte, die er nicht mehr aussprechen konnte machte er eine verächtliche Miene.

Ein schallendes Gelächter begleitete diese Antwort Josés, der in seiner Freude, daß ihm das letzte Wort geblieben, sich ganz erleichtert wieder setzte. Rosenholz erblickte in den Drohungen des Indianers nur eine Zurückweisung seines heroischen Opfers.

„Ah!" sagte der edelmütige Greis seufzend, „hättet Ihr mich machen lassen, so hätte ich alles zur allgemeinen Zufriedenheit geregelt. Nun ist es zu spät; sprechen wir daher nicht mehr davon!"

Der Mond war um diese Zeit untergegangen; das ferne Krachen des Flintenfeuers hatte aufgehört; die Stille, die Finsternis, die überall herrschte, ließ die drei Freunde noch lebhafter fühlen, wie leicht es ihnen ohne diesen Zuzug von Indianern gewesen wäre, das entgegengesetzte Ufer zu erreichen und sogar den verstümmelten Goldsucher in ihren Armen mit fortzunehmen. Dieser, der für alles, was um ihn her vorging, tot war, verharrte noch immer in seinem fieberhaften Zustande."

„Wir haben also," sprach José, indem er zuerst das unheimliche Schweigen brach, das auf der Insel herrschte, vierzehn Tage vor uns. Zwar haben wir einen sehr großen Ueberfluß an Lebensmitteln; ich weiß aber schon, was wir

thun können, um unserer Not abzuhelfen; wir fischen um etwas zu beißen zu haben und uns zu zerstreuen.

Aber die Scherze Josés waren nicht imstande, die sorgenvolle Stirn des Kanadiers zu entrunzeln.

„Wir wollen jetzt nur die wenigen Stunden nützlich anwenden, die uns bis Tagesanbruch b eiben!" sprach Rosenholz.

„Wozu?" fragte José.

„Zum entfliehen! wozu denn sonst?"

„Und wie das angreifen?"

„Ah!" da liegt der Hase im Pfeffer!" antwortete Rosenholz. „Das eben ist das Schwierige. Du kannst wohl schwimmen, Fabian?"

„Hätte ich mich sonst aus den reißenden Fluten des Salto de Agua gerettet?"

„Du hast recht! Ich glaube, die Furcht verwirrt mir den Kopf! Wohlan! es ist uns vielleicht nicht unmöglich, mitten durch die Insel ein Loch zu graben und uns durch diese Oeffnung hindurch der Strömung zu überlassen. Es ist nun so dunkel, daß die Indianer, wenn sie uns nicht in den Fluß tauchen sehen, uns einen von ihnen entfernten Ort erreichen lassen. Halt, ich will es probieren, ehe wir es zusammen wagen."

Mit diesen Worten riß der Kanadier nicht ohne einige Mühe einen Weidenstamm aus dem natürlichen Fosse, das ihnen als Zufluchtsort diente; das knorrige Ende dieses Stammes glich so ziemlich einem menschlichen Kopfe. Der alte Jäger legte das Stück Holz ganz behutsam auf die Oberfläche des Flusses, und bald schwamm die schwarze Masse langsam vorwärts. Die Freunde folgten ihr einige Minuten lang auf ihrem stillen Wege mit vielem Interesse, und erst, als sie in der Dunkelheit verschwunden war, nahm der Kanadier wieder das Wort.

„Ihr sehet," sprach er, daß ein geschickter und kluger Schwimmer ebensowenig bemerkt werden würde wie dieser Baum. Es hat sich auch nicht ein Indianer gerührt."

„Das ist wahr," sprach José; „all in wer versichert uns, daß das Auge der Apa en einen Menschen nicht von einem Holzstücke zu unterscheiden vermag? Und dann ist unter uns einer, der nicht schwimmen kann."

„Wer denn?"

Der Spani r deutete mit dem Finger auf den Verwundeten, der, obwohl sch afend, auf seinem Schmerzens'ager doch ächzte, gleich als ob sein Schutzengel ihm sagte, daß es sich darum handle, ihn ganz allein seinen Feinden zu überlasse 1.

„Was liegt daran?" sprach Rosenholz mit einigem Zögern; ist das Leben dieses Menschen das des letzten Sprossen der Mediana wert?"

„Nein," antwortete der Spanier; „aber ich, der ich soeben fast der Ansicht war, daß wir diesen Unglücklichen seinem Schicksale überlassen sollten, glaube nun, daß dies eine Feigh it wäre."

„Di ser Mensch," setzte Fabian hinzu, „hat vielleicht Kinder, die ebenfalls ihren Vater beweinen würden, wie ich in einem ähnlichen Falle den meinen beweinen würde."

„Es wäre eine schlechte Handlung, sie würde uns Unglück bringen, Rosenholz!" fuhr der Spanier fort.

Die abergläubische Zärtlichkeit des Kanadiers beruhigte sich plötzlich bei diesen Worten seines Kameraden, und er hörte auf, seinen Vorschlag ferner geltend zu machen. Indessen sprach er:

„Wohlan! Fabian! folg dem Dir offen stehenden Wege, da Du ein guter Schwimmer bist; ich bleibe mit José hier, um diesen Menschen zu beschützen, und wenn wir hier umkommen, so sterben wir mit dem süßen Gedanken, unsere Pflicht gethan und Dir zur Flucht verholfen zu haben."

Fabian schüttelte verneinend den Kopf.

„Ich wiederhole," sprach er, „daß ich ohne Euch zwei nicht leben mag, ich bleibe daher bei Euch."

„Was ist aber zu thun?" fragte der Kanadier schmerzerfüllt.

„Laßt uns suchen, — laßt uns nachdenken!" antworteten Fabian und José zu gleicher Zeit.

Unglücklicherweise war es einer jener Fälle, wo alle menschlichen Anschläge sich als unmöglich erweisen; es war eine jener verzweifelten Lagen, woraus sie bloß ein Arm retten konnte, der stärker als der des Menschen war. Vergebens wurde die Nacht unter dem Einflusse des dicker werdenden Nebels dunkler; der feste Entschluß, den Verwundeten nicht seinem Schicksale zu überlassen, stellte der Flucht der drei Jäger ein unübersteigliches Hindernis entgegen. Bald warfen Feuer, die von den Indianern überall auf beiden Ufern angezündet wurden, ein rötliches Licht auf das Wasser, und dies erleuchtete bis auf eine ziemlich große Entfernung den ganzen Lauf des Flusses.

Bei dieser Helle wurde auch das letzte vom Kanadier vorgeschlagene Rettungsmittel unmöglich, selbst wenn sie zu demselben hätten greifen wollen; allein es dachte keiner mehr daran. Wären die Feuer nicht gewesen, deren Widerschein den Fluß färbte, so hätte man bei der vollständigen Stille, die auf beiden Ufern herrschte, glauben können, dieselben seien durchaus von Menschen verlassen; denn kein Feind ließ sich blicken, und keine menschliche Stimme störte die Stille der Nacht.

Indessen verdichteten sich die aus dem Flusse aufsteigenden Dünste allmählich und umschlossen das Inselchen immer mehr. Die Ufer des Flusses schienen immer weiter in die Ferne zu rücken, bis sie verschwanden, und bald glänzten inmitten der Nebelwirbel die Feuer nur noch wie ein ungewisser und blasser Schein, während das Dunstbild der im Nebel begrabenen Bäume darüber schwebte.

Fünfzehntes Kapitel.

Die Botschaft des Läufers.

Werfen wir nun einen Blick auf das von dem Schwarzvogel besetzte Flußufer.

Die Feuer, welche die Indianer auf beiden Ufern angezündet hatten, um das Wasser zu beleuchten, verbreiteten ein so lebhaftes und soweit hin sich erstreckendes Licht, daß die Feinde, die sich enge blockiert hielten, keinen Fluchtversuch machen konnten. Bei jedem Feuer war ein Indianer als Schildwache aufgestellt. Derselbe mußte es unterhalten und durfte keine der Bewegungen unbeachtet lassen, die auf der Insel stattfanden. Am Fuße eines Baumes sitzend und sich an diesen lehnend, verriet der Schwarzvogel, dem José durch seine Kugel die Schulter zerschmettert hatte, welche nur durch Riemen zusammengehalten wurde, in seinem Gesicht nichts als einen Blutdurst, der seiner Befriedigung sicher ist; von Schmerz aber gab er durchaus nichts zu erkennen.

Sein feuriges Auge heftete sich unabläßig auf die düstere Masse der Insel, wo, wie er glaubte, die drei Männer, nach deren Blut er so sehr dürstete, in entsetzlicher Angst schwebten.

Während der ersten Stunden der Nacht konnten die Indianer leicht sehen, was vorging; je dicker aber der Nebelschleier um das Inselchen her wurde, um so kleiner wurde der Lichtgürtel, den die Feuer auf den Fluß warfen. Bald wurden die Dünste so stark, daß die Wachenden das entgegengesetzte Ufer nicht mehr sehen konnten; dann hörten auch die Feuer auf, dort zu glänzen, und am Ende verschwand das Inselchen selbst im Nebel.

Der indianische Häuptling fühlte, daß es durchaus notwendig sei, die Aufmerksamkeit zu verdoppeln. Er rief zwei Krieger zu sich her, auf deren Treue er rechnen konnte. Den einen wies er an, über den Fluß zu waten, den andern, an dem Ufer auf und ab zu gehen, an dem er sich befand, um den Schildwachen auf beiden Ufern die gleichen Befehle zu geben und ihnen die gleichen Drohungen zu überbringen.

„Geht," sagte der Häuptling zu den zwei Kriegern, „und sagt den Leuten, die mit der Bewachung dieser Christen beauftragt sind, daß von den Söhnen des Waldes jeder vier Ohren haben müsse, um die Augen zu ersetzen, die der Nebel blendet. Sagt ihnen, daß in dem Falle, der Schlaf ihre Ohren taub machen sollte, die Mordkeule des Schwarzvogels sie in das Land der Geister befördern wird, wo sie dann ewig schlafen können!"

Die beiden Boten entfernten sich, um den ihnen gewordenen Auftrag auszurichten, und kamen bald zurück, um dem roten Häuptling zu versichern, daß er auf die genaue Vollziehung seiner Befehle rechnen könne.

In der That verdoppelten die Schildwachen ihre Wachsamkeit, da sie zu gleicher Zeit durch ihren Haß gegen die Weißen und durch die Hoffnung auf

eine Belohnung angefeuert wurden. Auch fürchteten sie, wenn der Schlaf sie überraschte, zwar nicht den Tod, denn ein Indianer kennt keine Todesfurcht, oder doch nur selten, — aber doch ein Aufwachen auf den Jagdgründen des Geisterlandes, wo nach dem Glauben der Indianer der Krieger, den der Schlaf übermannt hat, vor Scham nicht aufblicken darf.

Es giebt fast kein nächtliches Geräusch, das dem wunderbaren Gehör der Indianer entgeht, wie auf der anderen Seite ihrem durchdringenden Auge nur wenige Dinge entgehen können; allein bei dieser Gelegenheit machte der Nebel die Luft minder tönend und entzog zu gleicher Zeit dem Auge die umgebenden Gegenstände. Nur die gespannteste Aufmerksamkeit konnte die durch den Nebel und die Dunkelheit der Nacht beeinträchtigte Schärfe der Sinne einigermaßen wieder ersetzen.

Mit geschlossenen Augen, aber offenen Ohren standen die indianischen Krieger unbeweglich an ihren Feuern und suchten, während die ganze Natur in Schlaf versunken war, munter zu bleiben; von Zeit zu Zeit warf jeder einen Baumast in das Feuer, um dasselbe zu unterhalten, und nahm dann alsbald seine ruhige und aufmerksame Haltung wieder an.

So verfloß eine geraume Zeit, während welcher sowohl an beiden Ufern, als auf der Insel das einzige Geräusch, das sich in der Nacht hören ließ, das geschwächte Tosen eines entfernten Wasserfalls im Flusse, sowie das Murmeln des vom Wasser in seinem Laufe gebeugten Schilfes war.

Der indianische Häuptling befand sich auf dem linken Ufer. Die Nachtluft, die seine Schmerzen vermehrte, erregte den Groll seines Herzens noch mehr. Das Licht des Feuers neben dem Baume, an den er sich lehnte, beleuchtete seine Züge, die infolge des erlittenen Blutverlustes unter ihrer schwärzlichen Haut bleicher geworden waren.

Sein Gesicht, mit scheußlichen Malereien bedeckt und durch den Schmerz verzerrt, den er nicht zeigen wollte, sowie seine feurigen Augen ließen ihn wie eines der blutdürstigen Götzenbilder aus den barbarischen Zeiten erscheinen.

Indessen senkten sich, ungeachtet der Herrschaft des Indianers über seine Sinne, seine schweren Augenlider, und es umschleierten sich seine Augen, bis er unwillkürlich vom Schlafe übermannt ward.

Nach einigen Augenblicken schlief er so fest, daß er das dürre Holz nicht unter einem Mokassin krachen hörte und nicht sah, wie ein zu seinem Stamme gehörender Indianer auf ihn zu kam.

Unbeweglich und kerzengrade wie der Schaft eines Bambusrohres wartete ein apachischer, mit Blut bedeckter Läufer, dessen Nasenlöcher weit offen standen, und der keuchte wie ein Mensch, der lange und schnell gelaufen ist, zwei Schritte vor dem schlafenden Indianer, bis der gefürchtete Häuptling, vor dem er stand, die Augen öffnen und ihn fragen würde.

Indessen beschloß der Läufer, als er sah, wie der Kopf des Häuptlings sich nach und nach auf die Brust herabsenkte, seine Anwesenheit kund zu thun. Mit hohler Kehlstimme sprach er folgende Worte:

„Wenn der Schwarzvogel die Augen öffnet wird er aus meinem Munde eine Botschaft hören, die den Schlaf weit von ihm wegjagen wird."

Der Indianer zog bei den Tönen, die seine Ohren trafen, die Augenlider in die Höhe und seine Willenskraft reichte hin, um den Schlaf plötzlich zu verscheuchen, dem er erlegen war. Sich schämend, daß ein Häuptling gleich einem

niedern Krieger schlafend gefunden worden, glaubte der Indianer sich entschuldigen zu müssen.

„Der Schwarzvogel hat viel Blut verloren; er hat soviel verloren, daß die nächste Sonne es nicht auf der Erde trocknet, und sein Körper ist schwächer als sein Wille."

Der Schwarzvogel fuhr dann also fort:

„Ohne Zweifel hast Du mir etwas sehr Wichtiges zu melden, da die Pantherkatze den schnellsten ihrer Läufer gewählt hat, um mir die Botschaft zu überbringen."

„Die Pantherkatze läßt nichts mehr melden," antwortete der Indianer, „der Spieß eines Weißen ist in ihre Brust gedrungen, und der Häuptling jagt jetzt mit seinen Vätern im Lande der Geister."

„Was thut es? Er ist als Sieger gestorben; er hat, ehe er gestorben ist, gesehen. wie die weißen Hunde auf der Ebene nach allen Seiten hin flohen," versetzte der Schwarzvogel.

„Er ist als Besiegter gestorben; es sind im Gegenteil die Unsrigen, welche fliehen mußten, nachdem sie ihren Anführer und fünfzig berühmte Krieger verloren hatten."

Es fehlte nicht viel, so wäre der Schwarzvogel ungeachtet des brennenden Schmerzes seiner Wunde und trotz der Selbstbeherrschung, die von einem indianischen Häup'ling verlangt wird, bei dieser unerwarteten Nachricht aufgesprungen. Indessen wußte er sich zu beherrschen.

Er antwortete, obwohl seine Lippen zitterten, ernst:

„Und wer schickt Dich denn zu mir, Unglücksbote?"

„Krieger, die einen Anführer nötig haben, um ihre Niederlage wieder gut zu machen. Der Schwarzvogel war bis jetzt bloß das Haupt eines Stammes; jetzt ist er aber das Haupt eines ganzen Volkes."

In den schwarzen Augen des Indianers glänzte ein befriedigter Stolz. Einerseits nahm seine Gewalt zu, andererseits bewies die Niederlage von der er eben Nachricht erhalten, die Klugheit des Rates, den er gegeben und den die anderen Häuptlinge verworfen hatten.

Hätten sich die Büchsen aus Mitternacht mit denen unserer Krieger vereinigt, so würden die Weißen aus Mittag nicht Sieger geblieben sein."

Und da er sich in diesem Augenblicke der beleidigenden Weise erinnerte, in der die beiden Jäger ihre Vorschläge zurückgewiesen, so vermischte sich ein Blitz des Hasses mit denen, die der Stolz in seinen Augen leuchten ließ. Dann fuhr er. mit dem Finger auf seine Wunde deutend, also fort:

„Was kann ein verwundeter Häuptling thun? Seine Beine versagen ihm den Dienst; kaum wird er sich im Sattel seines Pferdes halten können."

„Man wird ihn festbinden," antwortete der Indianer. „Ein Häuptling ist zu gleicher Zeit Kopf und Arm: ist der Arm unmächtig, so handelt der Kopf; der Anblick des Blutes ihres Anführers belebt die Krieger immer. Das Feuer des Rates ist seit der Niederlage von neuem angezündet worden; man erwartet den Schwarzvogel, damit er seine Stimme hören lasse; sein Schlachtpferd ist bereit, machen wir uns also auf den Weg!"

„Nein!" antwortete der Schwarzvogel; „nein, meine Krieger halten an diesen beiden Ufern die weißen Krieger umschlossen, die ich zu Verbündeten zu haben wünschte; jetzt sind es Feinde; die Kugel eines derselben hat auf sechs

Monate den Arm gelähmt, der im Kampfe so thätig war, und würde man mir auch jetzt den Oberbefehl über zehn Völker antragen, so würde ich ihn doch ausschlagen um hier die Stunde abzupassen, wo das Blut, nach dem ich dürste, vor meinen Augen fließen wird."

Der Schwarzvogel erzählte hier kurz die Gefangennehmung des Gayferos, dessen Befreiung durch den Kanadier, die Verwerfung seiner Vorschläge und endlich den Schwur, den er gethan, daß er sich rächen wolle.

Der Bote hatte ihn ernst angehört.

Er fühlte die ganze Wichtigkeit eines neuen Kampfes mit den Goldsuchern in dem Augenblicke, wo diese in ihrem Siegesrausche sich vor einem so plötzlichen Angriffe mehr gesichert glauben mußten. Er schlug daher dem Schwarzvogel vor, er solle sich bei seiner Blockade durch einen von ihm selbst gewählten Anführer ersetzen lassen.

Der Indianer war unerschütterlich.

Indessen gab sich der Läufer noch nicht überwunden.

„Es ist gut," sprach er; „der Augenblick ist nicht mehr ferne, wo die Sonne wieder leuchten wird, ich werde bis Tagesanbruch warten, um den Apachen zu melden, daß der Schwarzvogel die Verfolgung seiner Rache der Ehre der ganzen Nation vorzieht. Unsere Krieger werden dann weniger Zeit haben, den Verlust des Tapfersten zu bedauern."

„Meinethalben," sprach der Indianer in um so ernsterem Tone, je angenehmer diese geschickte Schmeichelei seinen Stolz kitzelte: „aber ein Läufer muß nach einer Schlacht, auf die ein langer und schneller Lauf gefolgt ist, ausruhen. Während dieser Zeit werde ich den Bericht über die Schlacht anhören, in der die Pantherkatze das Leben verloren.

Der Bote setzte sich an das Feuer mit übereinandergeschlagenen Beinen, mit einem Ellenbogen auf dem Kniee und mit dem Kopfe in der hohlen Hand. Nach einigen Minuten der Ruhe, während welcher die Aufregung seines stürmisch schlagenden Herzens sich legte, brach der Indianer das Schweigen und lieferte einen umständlichen Bericht über den durch sein Volk ausgeführten Angriff auf das Lager der Weißen. Er vergaß keine Thatsache, die geeignet war, den Haß des Schwarzvogels gegen die Mexikaner noch zu erhöhen.

Als der Läufer mit seinem Berichte zu Ende war, legte er sich neben das Feuer hin und schlief ein, oder schien wenigstens zu schlafen. Dieses Mal aber erhielten die wilden und einander widersprechenden Leidenschaften, die in dem Herzen des Schwarzvogels tobten, den Häuptling wach, ohne das es ihm irgend welche Anstrengung kostete, über den Schlaf Herr zu werden.

Auf dem Ufer, auf welchem Schwarzvogel biwakierte, wurde es so ruhig, wie auf der in Nebel begrabenen Insel.

Etwa nach einer Stunde erhob sich der Läufer zur Hälfte von seinem Rasenbette, entfernte den Teil seines aus einer Büffelhaut bestehenden Mantels, den er über seinen Kopf hingezogen hatte, um sich vor dem Nebel zu schützen, und bemerkte den Schwarzvogel, der ganz dieselbe Haltung bewahrt und die Augen weit offen hatte.

„Die Stille der Nacht hat zu meinen Ohren gesprochen," sprach er, „und ich habe gedacht, ein so berühmter Häuptling wie der Schwarzvogel müsse bei Sonnenaufgang seine Feinde in seiner Gewalt haben und ihren Todesgesang hören."

„Meine Krieger können auf dem Wasser nicht wie auf dem Kriegspfade laufen," antwortete der Häuptling: „die Männer aus Mitternacht gleichen nicht denen aus Mittag, in deren Händen ein Karabiner nur ein hohles Schilfrohr ist."

„Das Blut, das der Schwarzvogel verlor, hat die Helle seines Geistes getrübt und seine Augen umdüstert. Wenn er es mir erlauben will, so werde ich für ihn handeln, und seine Rache wird dann morgen vollständig sein."

„Thu es," antwortete der Häuptling; „woher auch die Rache kommen mag, sie wird mir willkommen sein wie ein Gast an meinem Herde."

„Gut! bald werde ich die drei Jäger, sowie denjenigen, dessen Kopfhaut sie Euch lassen mußten, hierher bringen."

Mit diesen Worten stand der Läufer auf und verschwand bald im Nebel vor den immer noch nach dem Inselchen hin gerichteten Augen des Schwarzvogels.

Sechzehntes Kapitel.

Die Flucht.

Von Feinden umringt, welche die am Ufer stehenden Bäume den Schüssen der drei Jäger entrückten, durften letztere nicht hoffen, daß es ihnen wie am vorhergehenden Abende gelingen würde, die Wut der Wilden dadurch zu erregen, daß sie einige derselben durch ihre Kugel niederstreckten. Rosenholz und der Spanier kannten die unversöhnliche Hartnäckigkeit der Indianer zu gut, um sich der Hoffnung zu überlassen, daß der Schwarzvogel, einer unnützen Blockade müde, seinen Kriegern nicht verbieten würde, ihre Angriffe zu erwidern und sie unter einem mörderischen Flintenfeuer zu begraben.

Dieser Soldatentod auf dem Schlachtfelde wäre dem Hasse des apachischen Häuptlings als zu gelinde erschienen. Er wollte seine Feinde lebendig fangen, — wollte sie durch den Hunger an Leib und Seele abgeschwächt haben.

Unter dem Eindrucke dieser traurigen Gedanken sprachen die drei Jäger nicht mehr und ergaben sich lieber in ihr Schicksal, als daß sie daran gedacht hätten, einen Fluchtversuch zu machen, bei welchem sie den unglücklichen Verwundeten hätten zurücklassen müssen. Fabian sah dem Tode ebenso gefaßt entgegen, wie seine beiden Gefährten; seine getäuschten Hoffnungen, die tiefe Entmutigung, die sich seiner bemächtigt, ließen ihn einen Tod mit den Waffen in der Hand dem schimpflichen und langsamen Tode vorziehen, der sie alle am Marter-Pfahle der Indianer erwartete.

Er entschloß sich zuerst, die Todesstille zu unterbrechen, die inmitten des nächtlichen Nebels über der Insel schwebte.

Die tiefe Ruhe auf dem Flusse und an seinen Ufern war in den Augen des erfahrenen Kanadiers und seines spanischen Genossen nur ein um so gewisseres Anzeichen von der durch nichts zu besiegenden Entschlossenheit seiner

Feinde; Fabian aber erschien sie als ein beruhigendes Anzeichen, — als eine Gunst des Himmels, die man benützen müssen.

„Alles um uns her schläft jetzt," sagte er, „nicht allein die Indianer an dem Ufer, sondern alles, was in dem Walde, und was in der Wüste lebt; selbst der Fluß scheint seinen Lauf zu verzögern. Seht doch, das Licht der Feuer verlischt in weiter Ferne. Wäre der Augenblick nicht günstig, um an das eine oder das andere der beiden Ufer zu gehen?"

„Die Indianer schlafen?" fiel José bitter ein, „ja wie dieses Wasser, das stille zu stehen scheint, nichtsdestoweniger aber seinen Lauf bis zu den unbekannten Abgründen fortsetzt, in die es sich verliert. Sie werden in dem Flusse noch keine drei Schritt gemacht haben, bevor sie die Indianer sich gleichfalls in denselben stürzen sehen werden, um sie zu verfolgen, — wie Sie erst vor einigen Stunden die Wölfe hinter dem Hirsch sich haben in dasselbe stürzen sehen. Hast Du nichts Besseres vorzuschlagen, Rosenholz?"

„Nein," antwortete der Kanadier kurz, während seine Hand still die Fabians suchte.

Und dann deutete er mit der andern auf den Verwundeten, der fortfuhr, sich unruhig hin und her zu bewegen, ohne daß er auf seinem Schmerzenslager aufgehört hätte zu schlafen.

Diese Bewegung beantwortete alle Einwürfe Fabians.

„Bliebe uns nun auch keine andere Wahl," antwortete letzterer, „so hätten wir doch die, ehrenvoll und neben einander, wie es unser Wunsch ist, zu sterben. Bleiben wir Sieger, so können wir diesem Unglücklichen zu Hilfe kommen, der nur noch uns zu Beschützern hat. Unterliegen wir, — wird uns dann Gott selbst bei unserem Erscheinen vor seinem Richterstuhle vorwerfen können, daß wir das Leben des Menschen geopfert, den er unserer Obhut anvertraut, wenn wir unser eigenes Leben in die Schanze geschlagen haben?"

„Nein, gewiß nicht," sprach Rosenholz; „aber bauen wir noch auf den Gott, der uns so wunderbar wieder zusammengeführt; was heute nicht geschieht, kann morgen geschehn; die Lebensmittel gehn uns noch nicht so bald aus. Auf irgend einem Punkte ans Ufer schwimmen, hieße einem gewissen Tode entgegen gehn, da die Zahl der Indianer wahrscheinlich sich jetzt schon verdreifacht hat. Das Sterben selbst wäre eine Kleinigkeit, denn der Tod ist stets ein letztes Hilfsmittel, über das wir verfügen können, so lange wir ein Messer in Händen haben. Aber vielleicht würden wir gefangen, und ich schaudere und bebe bei dem Gedanken an die fürchterlichen Qualen, die in solchem Falle für uns in Bereitschaft gehalten werden. O, vielgeliebter Fabian, diese Indianer verlängern wenigstens durch ihre Absicht, uns nur lebendig in ihre Gewalt zu bekommen, das Glück bei Dir zu sein, noch um einige Tage für mich!"

Es herrschte in der bestürzten Gruppe abermals ein düsteres Schweigen. Der Gedanke, noch bei seinem Kinde bleiben zu dürfen, war für den Kanadier die dem Schuldigen vor der Hinrichtung gewährte Frist; aber bald zerrte Rosenholz gleich dem Verurteilten, der bei dem Gedanken an den verhängnisvollen, dieser Frist folgenden Augenblick, an den eisernen Stangen seines Gefängnisses voller Wut rüttelt, krampfhaft an einem der Stämme des Inselchens. Unter seinem gewaltigen Arme zitterte die Insel, gleich als würde sie aus dem Grunde gerissen.

„Ah, die Hunde! die Teufel!" rief in demselben Augenblicke der Spanier, der einen Wutschrei nicht unterdrücken konnte. „Seht doch!"

Allmählich drang ein rötlicher Schein durch den über den Fluß gebreiteten Dunstschleier und schien, wie der Widerschein einer sich ausbreitenden Feuersbrunst zunehmend, näher zu kommen.

Und, o Wunder! das Feuer glitt über das Wasser hin.

So dick auch der fast mit Händen zu greifende Nebel war, der aus dem Flusse aufstieg, so zerstreute ihn doch die auf dem Wasser schwimmende Feuermasse, wie die Sonne die Finsternis zerstreut.

Die drei Jäger hatten noch nicht so viel Zeit gehabt, um ihr Erstaunen über die Erscheinung dieses plötzlichen Lichtes auszudrücken, und schon konnten sie die Ursache desselben erraten.

Eine lange Vertrautheit mit dem Leben der Wüste und den damit verbundenen, sich stets erneuernden Gefahren hatte dem Kanadier eine Charakterfestigkeit gegeben, die der Spanier noch nicht erlangt hatte. Anstatt sich wie José vom Zorn hinreißen zu lassen, war Rosenholz seiner gewohnten Ruhe treu geblieben.

Er wußte, daß eine Gefahr, der man kaltblütig ins Gesicht sieht, fast zur Hälfte überstanden ist, so furchtbar dieselbe auch scheinen mag, — seine Kaltblütigkeit verdoppelte sich deshalb gewöhnlich beim Herannahen einer Gefahr.

„Ja," sagte er, auf den Ausruf Josés antwortend, „ich sehe, was es ist, und zwar ebenso gut, als ob die Indianer mir es zuvor gesagt hätten. Du hast soeben von Füchsen gesprochen, denen man in ihrem Loche mit Rauch zusetzt; wohlan die Spitzbuben wollen uns in dem unsrigen verbrennen."

Der Feuer-Körper, der daher schwamm, nahm mit furchtbarer Geschwindigkeit zu und bestätigte die Worte des Kanadiers. Schon wurden inmitten des durch die Flammen geröteten Wassers das Schilf und die jungen Weidenbäumchen, die sowohl oben als unten um das Inselchen einen Saum bildeten, von dem Licht des brennenden Feuers erleuchtet.

„Es ist ein Brander," rief José, „womit sie unsere Insel in Brand stecken wollen!"

„So wahr Gott lebt!" sprach Fabian, „es ist noch weit besser, gegen das Feuer anzukämpfen, als so ohne Kampf den Tod zu erwarten."

„Du hast recht," sagte Rosenholz, „aber das Feuer ist ein furchtbarer Feind. Ach, wenn ich ein Gegenfeuer anzünden könnte; unglücklicherweise befinden wir uns auf keiner Prärie, und so ist der Vorteil ganz auf seiten dieser Teufel."

Der Kanadier spielte hier auf eine Kriegslist an, die von den Indianern auf den Prärieen oft gegen ihre Feinde angewandt wird. In den ungeheuren Steppen Amerikas, wo unter dem Einflusse des Windes das hohe Gras wie die Wellen des Ozeans auf- und niederwallt, verbreitet sich die Flamme mit der Geschwindigkeit des Pulvers. Aber der weiße Jäger oder der erfahrene Indianer, den das Feuer zu verschlingen droht, bekämpft es durch ein anderes.

Er beeilt sich ebenfalls die große Strecke solchen dürren Grases anzuzünden, und wenn das durch seine Hand angezündete Feuer alle brennbaren Stoffe um ihn her verzehrt hat, dann bleibt die feindliche Flamme vor dem leeren Raume stehen, den er herstellte.

Hier aber konnten die Belagerten der Flamme nicht wieder die Flamme

entgegensetzen, und der von den Indianern stromabwärts geschickte Brander mußte das schwimmende Floß verbrennen, ohne daß denen, die darauf waren eine andere Wahl blieb, ihm zu entgehen, als indem sie sich in das Wasser warfen. Dort konnten aber die Indianer sie entweder töten oder lebendig fangen.

So hatte es der indianische Läufer auch berechnet. Auf seinen Befehl hatten die Apachen die Aeste einer Harztanne abgehauen, dieselben auf einen noch mit seinem Laube versehenen Baumstamm gelegt und sie angezündet; darauf hatten sie ihre Brandmaschine stromabwärts gehen lassen. Sie wußten, daß die schwimmende Flamme gerade auf das Inselchen zukam. José warf einen etwas bitteren Blick auf Rosenholz und Fabian. Man sah wie das Rachegefühl des Spaniers mit der Gefahr zunahm. Sein Blick traf das ruhige und heitere Gesicht des Kanadiers und Fabians.

Das Knistern des harzigen Holzes auf der Oberfläche des Flusses machte einen gar düstern Eindruck. Unter dem Baldachin von schwarzem Rauche, der sich mit dem des Nebels vermischte, waren die Ufer des Flusses und das Inselchen so schön erleuchtet, als ob es heller Mittag gewesen wäre. Indessen waren die Männer auf dem Flosse unsichtbar, da sie durch den aus Laubwerk und Schilf bestehenden Saum verdeckt wurden; nur von Zeit zu Zeit konnte man das rote Gesicht einer indianischen Schildwache sehen.

José konnte einer plötzlichen Versuchung nicht widerstehen.

„Halt, Du Teufel der Hölle!" sagte er halblaut; „Du wenigstens sollst in Deinem Dorfe nichts über die letzten Augenblicke des Todeskampfes eines Christenmenschen berichten."

Bei diesen Worten konnte man durch das Schilf hindurch den Büchsenlauf des jähzornigen Spaniers in rotem Lichte erglänzen sehen, und in demselben Augenblicke, in dem der Knall des abgefeuerten Gewehres die Stille unterbrach, die schon so lange unter dem Mantel der Nacht herrschte, sank auch der Federbusch eines indianischen Kriegers langsam auf den Boden hin.

„Eine traurige und verspätete Rache!" sprach Rosenholz feierlich, als er den Indianer fallen sah.

Und gleich als ob die Apachen sich aus den Schüssen eines besiegten Feindes nichts machten, blieb das Ufer in seine düstere Stille versenkt, ohne daß, was doch gewöhnlich geschah, ein einziges Geheul die letzten Seufzer eines Kriegers begleitete.

Die Flamme des brennenden Holzes, das jetzt nur noch in ganz geringer Entfernung von der Insel war und gerade auf sie zuschwamm, ließ die Züge des Spaniers sehen, die durch seine ohnmächtige Wut verzerrt waren.

„Teufel!" rief er, mit dem Fuße auf den Boden stampfend, „ich werde um so ruhiger sterben, je größer die Zahl der rothäutigen Teufel ist, die ich zuvor in die andere Welt befördert haben werde."

Während er seine Büchse wieder lud, suchte er mit dem Auge allenthalben auf beiden Ufern, um seinen Rachedurst zu stillen.

Indes beobachtete der Kanadier ganz kalt die Feuermasse, die bei ihrer Annäherung die dürren Baumstämme des Inselchens entzünden mußte.

„Wohlan!" schrie José, außer sich vor Wut, „Du magst diesen Brander noch so lange ansehen, — hast Du irgend ein Mittel, den schwimmenden Scheiterhaufen wegzutreiben, der sich an die Insel festhängen wird?"

„Vielleicht," antwortete trocken der Kanadier, seine Untersuchung fortsetzend.

José fing an mit einer Miene der Gleichgültigkeit zwischen den Zähnen zu pfeifen.

„Sieh doch," hob Rosenholz wieder an, „da bemerke ich etwas, was mir beweist, daß die Schlüsse dieser Söhne des Waldes nicht ganz so untadelhaft sind. Müßten wir nicht befürchten, es werde uns in einer bis zwei Minuten ein Kugel- und Pfeilhagel begrüßen, um uns zu zwingen, verborgen zu bleiben, während der Brander unsere Insel anzündet, und uns an der Abtreibung desselben zu verhindern, so würde ich mich um dieses brennende Floß so viel bekümmern, wie um einen Feuerkäfer, der im Grase hin- und herfliegt."

Auf einem dicken Lager nassen Grases, das in den Aesten des Baumes gleichsam einen Fußboden bildete, um die Masse der harzigen Reisbüschel zu tragen, rückte der schwimmende Feuerherd gegen die Insel heran. Die Indianer hatten die Dicke dieses Grasbodens so berechnet, daß er etwa in dem Augenblicke wo der Brander an die Insel antriebe, durch das Feuer getrocknet sein und sich samt den darauf ruhenden Baumästen von selbst entzünden würde.

Aber das Gras tauchte oft ins Wasser, und die Feuchtigkeit womit es jeden Augenblick geschwängert wurde, hatte seine Verbrennung verspätet. Die dicken Aeste des Baumes hatten ebenfalls noch nicht so viel Hitze gehabt, um in Flammen zu geraten; nur die kleinen Aeste waren samt dem Laube verzehrt.

Dieser Umstand war dem spähenden Auge des Kanadiers nicht entgangen. Er beschloß daher, mit einer langen Stange das aus nassem Grase bestehende Bett zu zerstreuen, wie man beim Heumachen das abgemähte Gras auseinander wirft; aber in demselben Augenblicke, wo er sich anschickte, diesen gefährlichen Versuch zu wagen, ging seine Prophezeiung in Erfüllung.

Einige Kugeln und Pfeile flogen pfeifend in den leinen, zwischen der Insel und dem Brander leer gebliebenen Raum. Diese Skchüsse sollten, wie es schien, mehr die Jäger erschrecken, als sie treffen.

„Sie wollen," sprach Rosenholz mit leiser Stimme, „uns also lebendig fangen. Wohlan! es kommt auf einen Versuch an."

Die Feuermasse berührte jetzt fast die Insel; noch einige Augenblicke, und diese mußte in Flammen aufgehn.

Schon umhüllte ein glühend heißer Dunst die Jäger, als der Kanadier sich blitzschnell in das Wasser hinabließ und ganz verschwand. Auf beiden Seiten des Flusses ließ sich ein gewaltiges Geheul hören, und sowohl der Spanier und Fabian, die nun allein waren, sahen den schwimmenden Baum unter dem mächtigen Drucke des Kanadiers wanken. Der ungeheure Feuerherd verbreitete ein noch blendenderes Licht; dann zischte das Wasser mit einemmale, die Feuermasse zerteilte sich und verschwand in den schäumenden Fluten.

Die tiefste Finsternis folgte plötzlich auf das helle, vom Brander verbreitete Licht; die Dunkelheit und der Nebel hatten ihren düsteren Baldachin von neuem über den ganzen Lauf des Flusses gespannt.

Der Baum mit den vom Feuer geschwärzten Aesten ging, von seinem Wege abgelenkt, vorbei und beschädigte den Schilfsaum der Insel nicht. Inmitten des Geheuls der vor Erstaunen fast erstarrten Indianer langte Rosenholz wieder bei seinen Gefährten an.

Das Inselchen zitterte noch unter den Anstrengungen, die der Kanadier gemacht, um wieder festen Fuß darauf zu fassen.

„Heult, so lange Ihr wollt," sprach Rosenholz, als er wieder zu Atem gekommen war; „heult nach Herzenslust, Ihr habt uns noch nicht, aber," setzte er hinzu, „werden wir immer so glücklich sein?"

Und in der That, wie viele Gefahren hatten sie noch abzuwenden, nachdem sie diese überstanden? Wer konnte die neuen Listen voraussehen, welche die Indianer gegen sie gebrauchen würden.

Diese Betrachtungen hatten gar bald dem erstem Siegesrausche ein Ende gemacht, und es war ein düsteres Schweigen auf die Glückwünsche gefolgt, welche die beiden Jäger an Rosenholz gerichtet hatten.

Plötzlich hüpfte José auf, indem er einen Schrei, und zwar ausnahmsweise einen Freudenschrei unterdrückte.

„Rosenholz, Don Fabian," rief er, „wir sind gerettet; ich stehe Euch dafür!"

„Gerettet?" wiederholte der Kanadier mit zitternder Stimme.

„O sprich doch José, sprich geschwind!"

„Hast Du nicht bemerkt," fuhr José fort, „wie vor einigen Stunden das ganze Inselchen zitterte, als wir einige große Aeste ausrissen, um uns zu befestigen? Wie hast Du selbst es eben jetzt noch zittern gemacht, Rosenholz! Wohlan! ich hatte einen Augenblick dem Gedanken Raum gegeben, ob wir nicht aus den Baumstämmen unter unsern Füßen ein Floß bilden könnten; allein nun verzichte ich darauf; unser sind drei, und wir können, wenn wir alle unsere Kräfte aufbieten, die Insel selbst aus dem Grunde reißen und sie flott machen. Der Nebel ist dick, die Nacht sehr dunkel, und morgen bei Tagesanbruch . . ."

„Werden wir schon weit von hier sein," rief Rosenholz. „Ans Werk, ans Werk! Der kühlere Wind deutet die Annäherung des Morgens an; wir haben nicht viel Zeit vor uns. Habe ich meinen Seemannsblick nicht verloren, so läuft unser Fahrzeug nicht mehr als drei Knoten in einer Stunde."

„Um so besser," sprach José, „man wird unser Fortrücken weniger bemerken."

Der wackere Kanadier ließ sich nur soviel Zeit, um seinen beiden Gefährten die Hand zu schütteln, und stand dann auf.

„Was wollen Sie thun?" fragte Fabian. „Können wir nicht zusammen die Insel aus dem Grunde reißen und unsere Anstrengungen vereinigen, wie José vorgeschlagen hat?"

„Wohl können wir sie aus dem Grunde reißen, Fabian; allein wir laufen auch Gefahr, sie wie ein Reisbündel, das vom Winde zerrissen wird, auseinander zu streuen. Unsere Errettung hängt von der Erhaltung der Insel in ihrem jetzigen Zustande ab. Vielleicht wird sie durch eine große Wurzel oder einen dicken Baumast auf dem Grunde festgehalten. Es müssen schon viele Jahre verflossen sein, seitdem diese Bäume hier festsitzen! Der Boden, der sich darauf gebildet hat, sagt es mir. Das Wasser muß diese Wurzeln oder diese Aeste in Fäulnis gebracht haben, und davon will ich mich nun vergewissern."

In diesem Augenblicke unterbrach das unheimliche Geschrei eines Nachtvogels den Kanadier. Diese Klagetöne, die mit einemmale die Stille der Nacht störten, und sich gerade in dem Augenblicke hören ließen, wo den Jägern wieder die Hoffnung aufging, klangen in den Ohren Josés wie eine unheilverkündende Musik.

„Ah!" sprach der Spanier, dessen abergläubische Gedanken durch die Gefahr

wieder geweckt wurden, traurig, „die Stimme der Eule zeigt in solchem Falle nichts Gutes an."

„Die Nachahmung ist eine höchst gelungene, ich gebe es zu," antwortete Rosenholz; „aber Du solltest Dich nicht so täuschen lassen. Es ist eine indianische Schildwache, die dieses Geschrei hören läßt, um die andern zur Wachsamkeit aufzufordern. Wahrscheinlich ist es eine Erfindung ihrer teuflischen Bosheit, um uns zu verstehen zu geben, daß sie nicht aufgehört haben, uns zu überwachen. Es ist eine Art Totengesang, womit sie uns erfreuen wollen."

Kaum hatte der Kanadier geendigt, als auf dem entgegengesetzten Ufer dieselbe Weise sich bald mit spöttischen, bald kläglichen Tönen wiederholte, welche die Vermutung des alten Jägers Punkt für Punkt bestätigte. Aber diese Stimmen waren deshalb nicht minder furchtbar, denn sie offenbarten alle Gefahren und Fallstricke, welche die Dunkelheit der Nacht verbarg.

„Ich habe große Lust, ihnen zuzurufen, daß sie lieber wie Tiger brüllen sollten," sagte José.

„Thu das beileibe nicht! Dadurch würdest Du ihnen genau die Stelle anzeigen, an der wir uns befinden. Die Spitzbuben wissen es nicht mehr so ganz genau."

Mit diesen Worten ging Rosenholz mit der größten Vorsicht ins Wasser. Die beiden auf der Insel zurückgebliebenen Jäger folgten nicht ohne einige Unruhe den Untersuchungen des Kanadiers mit dem Auge. Letzterer verschwand von Zeit zu Zeit unter der Oberfläche des Flusses, wie der Taucher, der längs den Seiten des Schiffes den Leck sucht, welcher demselben den Untergang droht

„Nun," fragte José lebhaft, als der Kanadier wieder zum Vorschein kam, um Luft zu schöpfen, „sind wir durch mehrere Anker festgehalten?"

„Es geht, glaube ich, alles gut," antwortete Rosenholz; „bis jetzt sehe ich nur einen, der das Inselchen festhält, aber es ist der Notanker!"

„Vor allem aber hüten Sie sich, zu weit hinunterzudringen!" rief Fabian, „Sie könnten sich in das Netz von Aesten und in den Wurzeln unter dem Wasser verwickeln."

„Sei unbesorgt, Kind!" antwortete der Kanadier. „Ein Wallfisch würde eher an einem Fischerkahne, den er zwanzig Fuß hoch in die Luft schleudern kann, hängen bleiben, als ich unter dieser Insel, die ich durch einen Druck mit der Schulter auseinander treiben könnte."

Der Fluß schloß sich von neuem brausend über dem Kopfe des Kanadiers Es verfloß eine geraume Zeit, während welcher man an den sich um die Insel her bildenden Wirbeln sehen konnte daß Rosenholz unter Wasser war. Bald zitterte das ganze Floß wie ein Fahrzeug inmitten einer hohen See. Man fühlte, daß der Riese eine letzte und gewaltige Anstrengung machen müsse. Fabian wurde es einen Augenblick enge ums Herz bei dem Gedanken, daß Rosenholz vielleicht mit dem Tode kämpfe, — als ein dumpfes Krachen, ähnlich dem des Fugenwerks eines Schiffs. das an einem Flesen zerschmettert wird, sich fast unter seinen Füßen hören ließ.

In demselben Augenblicke erschien der Kanadier wieder über der Oberfläche des Wassers mit triefenden Haaren und mit feuerrotem Gesichte, da das Blut ihm gewaltsam nach dem Kopfe gestiegen war. Mit einem Satze faßte er wieder auf der Insel festen Fuß, die anfing sich langsam um sich selbst zu drehen und dann sanft stromabwärts schwamm.

Eine ungeheuere Wurzel, die ziemlich tief im Bett des Flusses steckte, war von den kräftigen Händen des Kolosses, der in seiner Verzweiflung eine zehnfache Stärke gefunden hatte, abgebrochen worden.

„Gott sei gelobt!“ rief er, „das letzte und einzige Hindernis, das uns noch zurückhielt, ist beseitigt; jetzt sind wir wieder flott.“

Und in der That rückte, während er so sprach, das Inselchen von der Strömung getrieben fort, und wenn es auch fast nur unmerklich stromabwärts ging, so fand doch immerhin ein Fortrücken statt.

„Jetzt ruht unser Schicksal in der Hand Gottes,“ fuhr Rosenholz fort. „Bleibt das Inselchen in der Mitte des Flusses, so sind wir, Dank dem Nebel, der über dessen Oberfläche gelagert ist, bald den Augen und den Händen der Indianer entrückt. Ach, mein Gott?“ rief er inbrünstig, „nur noch einige Stunden lang Nacht, und Deine Geschöpfe sind gerettet!“

Die drei Jäger beobachteten ein tiefes Schweigen. Sie folgten den Bewegungen der Insel mit unruhigen Augen, ohne auch nur den Versuch zu machen, ein Wort zu wechseln.

Zwar mußte der Tag bald anbrechen; aber unter dem Einflusse der Nachtkälte, die wie gewöhnlich, einige Stunden vor Sonnenaufgang zunahm, wurden die dem Flusse entsteigenden Dünste noch dicker.

In dieser Hinsicht war die Gefahr minder groß, und man konnte mit ziemlicher Sicherheit den Augen der indianischen Schildwachen zu entgehen hoffen; aber eine andere Gefahr drohte den drei Jägern.

Die schwimmende Insel folgte, wenn auch noch so langsam, dem Strome, drehte sich aber dabei beständig, und es war deshalb zu befürchten, sie möchte bei diesen beständigen Wendungen von der geraden Linie abweichen und an einem der Ufer sitzen bleiben. Rechts, links, überall waren Indianer.

Gleich dem Matrosen eines Schiffes, das Ruder und Masten verloren und von einer Woge nach dem Felsen hingetrieben wird, an denen es in Stücke gehen muß, folgten die drei Jäger mit angsterfülltem Auge der ungewissen und stillen Fahrt des Flosses. Bisweilen säuselte ein vom Lande herkommendes Lüftchen in dem aus Weiden, abgestorbenen Zweigen und aus Schilf bestehenden Saume, womit es umgeben war. Die schwimmende Insel schien sich rechts und links hinzuneigen, indem sie einen großen Kreis beschrieb; bisweilen ergriff auch eine der durch die Ungleichheit des Flußbettes gebildeten Strömungen das Floß und trieb es in gerader Linie zurück; aber auf keinen Fall konnten die Anstrengungen Derer die darauf fuhren, seinen Lauf verbessern.

Das geringste Geräusch hätte hingereicht, um das Echo an den Ufern zu erwecken und die Indianer alle auf die Beine zu bringen. Glücklicherweise war der Nebel so dick, daß selbst die den Fluß beschattenden Bäume aufgehört hatten, sichtbar zu sein.

„Lassen wir den Mut nicht sinken,“ sagte José, „so lange die Bäume an den Ufern unseren Augen verborgen bleiben, dürfen wir uns darauf verlassen, daß wir den richtigen Weg einhalten. Ach! wenn Gott uns in seiner Gnade abermals begünstigt, — welches Geheul wird dann an den jetzt so ruhigen Ufern erschallen, sobald die Indianer bei Tagesanbruch weder Insel noch Jäger mehr sehen werden!“

„Ja,“ antwortete der alte Jäger, „Du hast da eine gute Idee gehabt,

José; bei der Verwirrung die sich meiner Sinne bemächtigt hatte wäre ich nie auf diesen Gedanken gekommen, und doch war derselbe so einfach!"

„So geht es immer, die einfachsten und besten Gedanken kommen immer zuletzt. So auch hier, aber ich sag es Dir frei, Rosenholz: es ist schon eine Weile, daß ich in Dir gar nicht mehr den Alten erkenne

„Du hast recht, ich selbst kenne mich nicht mehr," antwortete der Kanadier in seiner schlichten Weise, „und doch . . ."

Rosenholz vollendete seine Rede nicht.

„Wir treiben ab, Rosenholz," sagte José ganz leise; „diese Nebelmassen, die dort unten dichter scheinen, können nur die Gipfel der am Ufer stehenden Weidenbäume sein."

„Du hast recht," antwortete der Kanadier, „an den Feuern, die noch links und rechts glänzen, kann man leicht sehen, wie klein der Weg ist, den wir seit einer halben Stunde zurückgelegt haben."

An diesem Orte schien die schwimmende Insel einen rascheren Lauf zu erhalten. In einigen Sekunden hatte sie zwei Kreise beschrieben, die sie vorher nur innerhalb eines weit größeren Zeitraumes machte, und bald zeigte sich der Gipfel der fernen Bäume minder verworren. Die zwei Jäger wechselten einen Blick der Unruhe.

Das Floß trieb immer nach dem Ufer hin. Eines der Feuer das soeben noch im Nebel ganz schwach geglänzt hatte, vergrößerte sich nach und nach vor den Augen des schaudernden Rosenholz.

Das noch unbestimmte Licht des Feuerherdes ließ eine der indianischen Schildwachen sehen; dieselbe stand unter ihrem furchtbaren Kriegskostüm aufrecht und unbeweglich da.

Eine lange Bisonmähne bedeckte das Haupt des Indianers, über welchen ein Federbüschel gleich dem Schmucke eines römischen Helms hin- und herwallte.

Der Kanadier zeigte José mit dem Finger den sich auf seine Lanze stützenden Krieger. Glücklicherweise war der Nebel noch zu dick, als daß der Apache, der bloß durch das Feuer sichtbar wurde, die dunkle Masse der Insel hätte bemerken können, die wie ein Seevogel sanft auf der Oberfläche des Wassers fortschwamm.

Indessen richtete der Wilde, gleich als ob der Instinkt ihm sagte, das die Kühnheit und Geschicklichkeit seiner Feinde seine Wachsamkeit täuschen würde, sein gesenktes Haupt in die Höhe, wobei er die wallende Mähne, womit er geschmückt war, schüttelte.

„Sollte der Kerl Verdacht hegen!" sprach der Kanadier zu José.

„Ah, würde eine Büchse kein größeres Geräusch machen als ein Pfeil, wie sehr würde ich mich alsdann beeilen, diesen menschlichen Bison in die andere Welt zu befördern, damit er dort Wache stehe!" antwortete der Spanier.

Bald sahen die beiden Jäger, wie der indianische Krieger den Spieß, auf den er sich stützte, in den Boden steckte, den Körper vorneigte und seine beiden Hände über die Augen hielt, um den durchdringenden Blick derselben zu schärfen.

Das Herz der Flüchtlinge schlug ängstlich, und während eines Augenblicks wagten sie nicht mehr Atem zu holen.

Der wilde Krieger war, während er so gleich einem reißenden Tiere im Hinterhalt lag, den Körper stark vorbeugte und sein von den langen Bison-

haaren halb verdecktes Gesicht zeigte, furchtbar und gräßlich anzuschauen. Ein Mann von gewöhnlichem Mute hätte ihn nicht ohne Beben sehen können.

Allein die drei Flüchtlinge würden diese furchtbare Erscheinung nicht mehr beachtet haben, als die eines Kindes, wenn in diesem gefahrvollen Augenblicke ein Kind nicht ebenso zu fürchten gewesen wäre wie der Indianer.

Bei dem dicken Nebel erleuchtete der Feuerherd, an dem die wilde Schildwache aufgestellt war, nur einen sehr beschränkten Kreis.

Plötzlich machte der Apache, nachdem er einige Augenblicke in der Stellung eines Mannes verharrt hatte, dessen Augen in der Finsternis einen fernen Gegenstand zu unterscheiden sucht, in der Richtung des Wassers einige Schritte und verschwand.

Der Morgenwind trieb noch die menschlichen Kopfhaare hin und her, die wimpelartig am Halse des Spießes befestigt waren. Letzterer war an dem Orte stecken geblieben, den er zuvor einnahm.

Es war ein noch angstvollerer Augenblick, denn die Nacht ließ jetzt die Bewegungen des Indianers nicht mehr sehen.

Die Flüchtlinge hielten sogar ihren Atem zurück, und das Floß glitt immer noch still über die dunkle Fläche des Flusses hin.

„Sollte der Teufelskerl uns bemerkt haben?“ murmelte José dem Kanadier ins Ohr.

„Es ist zu befürchten,“ antwortete Rosenholz.

Ein kläglicher Schrei machte die Jäger zittern; er wurde auf beiden Seiten wiederholt: es waren die Signale, welche die Schildwachen einander übermachten, indem sie die Stimme der Nachtvögel nachahmten. Dann wurde alles wieder still.

Endlich entfuhr Rosenholz ein Seufzer der Erleichterung, indem er Fabian mit dem Finger das am Ufer brennende Feuer zeigte.

Der Indianer war in den Lichtkreis wieder eingetreten, nahm seine Lanze wieder und stützte sich ganz in der vorherigen Weise auf dieselbe.

„Wenn es so fortgeht,“ sprach Rosenholz, „so fallen wir in zwei Minuten in das Biwak dieses indianischen Teufels. Ach! könnten wir doch mit Hilfe dieses Astes ein wenig rudern, dann wären wir gar bald wieder auf dem rechten Wege; aber das Geräusch des Wassers würde unsere Flucht verraten.“

„Und doch werden wir das thun müssen; vielleicht ist es besser wenn wir uns der Gefahr aussetzen, uns selbst zu verraten, als wenn wir uns an unsere Feinde ausliefern. Zuerst wollen wir sehen ob die Strömung, in der wir uns befinden, nach dem Ufer hinführt; ist dies wirklich der Fall, so dürfen wir nicht länger zögern, und obgleich ein Baumast im Wasser ein größeres Geräusch macht, als ein mit Leinwand umwundenes Ruder, so wirst Du es Dir doch soviel wie möglich angelegen sein lassen, leise zu rudern.“

Während José diesen guten Rat gab, brach er ganz sachte ein kleines Stückchen abgestorbenes Holz ab und warf dasselbe in den Fluß. Sich vorbeugend, befragten beide die Richtung, die das Holz im Begriff war zu nehmen.

Es war an diesem Ort ein starker Strudel, der durch ein tiefes Loch im Flußbette verursacht worden war.

Einen Augenblick drehte sich das Stück Holz wirbelnd, wie wenn es hätte untersinken wollen; dann nahm es plötzlich eine dem Ufer entgegengesetzte Richtung. Den beiden Jägern entfuhr ein Seufzer der Erleichterung und dann

ein stiller Ausruf der Freude, auf den aber alsbald wieder ein Blick der Bestürzung folgte.

Das Stück Holz schwamm, von einer Uferströmung zurückgetrieben, mit einemmale dem andern Ufer zu. Man durfte es sich nicht länger verhehlen, das Schicksal des Holzstücks war auch das Schicksal der Insel, und ersteres war blos der Vorläufer der letzteren.

In der That schien auch die schwimmende Insel einen Augenblick unbeweglich zu bleiben; dann aber folgte sie dem Antriebe der ersten Strömung und entfernte sich bald vom Ufer. Der Nebelvorhang, der sich rechts und links gleichmäßig verdichtete, bewies den beiden nun wieder beruhigten Jägern, daß das Floß eine günstige Richtung genommen.

So verfloß etwa eine Stunde, in welcher Furcht und Hoffnung wechselten; dann verloren sich die Feuer der indianischen Biwaks in der Entfernung und im Nebel; die Flüchtlinge waren jetzt so ziemlich der Gefahr entronnen. Indessen durfte man immer noch nicht die Hände in den Schoß legen.

Durch die Entfernung, in der man sich jetzt vom Feinde befand, beruhigt, stellte sich der alte Matrose hinten an das Floß und fing an, mit dem Baumaste aus Leibeskräften zu rudern.

Die schwimmende Insel folgte nun der Strömung rascher. Durch den Kanadier im tiefsten Fahrwasser gehalten, hatten sie bald eine schöne Strecke Weges zurückgelegt. Jetzt erst konnten die drei Freunde sich als gesicherter, wenn auch noch nicht als völlig geborgen und gerettet ansehen.

„Es muß nun bald Tag werden", sagte Rosenholz; „wir müssen jetzt an einem der beiden Ufer landen und das Weite zu gewinnen suchen, denn wir werden zu Fuß noch einmal so weit kommen, als auf diesem Flosse."

„Gut, halte nach dem Lande, wo es Dir beliebt, Rosenholz", antwortete José; „von dort an folgen wir dann zu Fuße dem Laufe des Wassers, um den Indianern unsere Spur zu verbergen; nötigenfalls tragen wir den Verwundeten auf den Armen und dann können wir wenigstens zwei Wegstunden in einer Zeitstunde zurücklegen. Glauben Sie, Don Fabian, daß wir noch weit bis zum Goldthale haben?"

„Sie haben", antwortete Fabian, „so gut wie ich die Sonne hinter den Nebelbergen, die es verdecken, untergehen sah, höchstens noch einige Wegstunden, und ohne Zweifel erreichen wir es noch vor Tag."

Rosenholz gab, unterstützt von José, dem Flosse eine schiefe Richtung nach der linken Seite hin, und etwa nach Verlauf einer Viertelstunde stieß das Inselchen so heftig auf dem Flußufer auf, daß dadurch ein großer Riß in dem Boden entstand. Während José und Fabian den Fuß auf ein Ufer setzten, auf dem keine Feinde mehr waren, nahm der Kanadier den noch immer unbeweglich daliegenden Gambusino in die Arme und legte ihn in das Gras am Ufer. Dort wachte der Verwundete auf. Beim Anblick einer Gegend, die so ganz verschieden war von derjenigen, wo er eingeschlafen war, sah er erfreut um sich

„Heilige Jungfrau!" rief er, „werde ich noch einmal das furchtbare Geheul hören müssen, das meinen Schlaf störte?"

„Nein, mein Junge, die Indianer sind ferne von uns, und wir in Sicherheit. Gott sei gelobt, daß er mir gestattet, alles zu retten, was mir wert und teuer ist, — meinen Fabian und meinen alten Gefährten in Kampf und Gefahr!"

Bei diesen Worten entblößte der Kanadier ehrfurchtsvoll sein grau werdendes Haupt und streckte José und Fabian de Mediana in herzlicher Weise die Hand hin.

Nachdem die drei Jäger dem skalpierten Gambusino einige Augenblicke gegönnt, um wieder etwas zur Besinnung zu kommen, schickten sie sich an, ihren Weg fortzusetzen.

„Wenn Sie nicht imstande sind, mit uns gleichen Schritt zu halten", sagte José zum Skalpierten, „so wollen wir eine Art Tragbahre für Sie machen. Wir haben keine Zeit zu verlieren, wenn wir diesen Landstreifern entgehen wollen, die, sobald der Tag graut, uns so wütend verfolgen werden, wie nur je Christen von Leuten ihrer Art verfolgt worden sind."

So lebhaft war der Wunsch des Gayferos, ein neues Zusammentreffen mit den Indianern zu vermeiden, daß er fast die Höllenschmerzen vergaß, die er ausstand.

Er erklärte, daß er seinen drei Befreiern so geschwind folgen würde, als sie nur wollten, und schlug vor, daß man sich alsbald auf den Weg machen sollte.

„Vorher haben wir noch einige Vorsichtsmaßregeln zu ergreifen," sprach Rosenholz; ruhen Sie noch einige Augenblicke aus, bis wir das Floß, das uns so nützlich gewesen, in Stücke gerissen und dem Strome übergeben haben. Die Indianer dürfen durchaus keine Spur von uns finden."

Nun gingen die drei Gefährten ans Werk. Durch das Abr.ißen der Wurzel, die sie auf dem Flusse festhielt, und durch den gewaltigen Stoß, als sie auf dem Ufer sitzen blieb, in ihrem Zusammenhange bereits gelockert, konnte die schwimmende Insel den vereinigten Armen der drei Jäger keinen langen Widerstand entgegensetzen.

Die Baumstämme, aus denen sie bestand, wurden nacheinander losgerissen und in den Strom hinausgetrieben, der sie fortführte, und bald war von dem Flosse, an dessen Bau die Natur so viele Jahre gearbeitet hatte, keine Spur mehr übrig.

Als vor den Augen der Jäger der letzte Ast verschwunden war, ließen Rosenholz und José es sich angelegen sein, die Grasstengel wieder aufzurichten und die Spur, die ihr Fuß dort zurückgelassen haben konnte, zu vertilgen.

Dann gab der Kanadier das Zeichen zum Aufbruche.

Als der größte und stärkste unter den vier Flüchtlingen ging er zuerst ins Wasser, und zwar so weit vom Ufer weg, daß die Flut die Spur ihrer Füße bedeckte, und daß die Indianer daher vermuten konnten, die Fahrt sei von ihnen auf dem Flosse fortgesetzt worden. Ihr Weg war zu mühevoll, als daß sie hätten rasch gehen können. Doch kamen sie nach Verlauf einer Stunde, in dem Augenblicke, wo ihre wunden Füße sie zum Ausruhen zwangen, an dem Orte an, wo die zwei Flüsse auseinander liefen, um das Delta zu bilden, in dem das Goldthal liegen mußte.

Der Tag war nicht mehr fern; schon fing der Morgen an zu grauen, und der Horizont bedeckte sich im Osten mit weißlichen Streifen, den Vorboten des nahenden Tages. Glücklicherweise war der Flußarm, den man überschreiten mußte, nicht sehr tief. Die Hauptmasse des Wassers floß nach dem andern Arme ab. Dies war ein günstiger Umstand; denn es hätte viel Zeit gekostet, den verwundeten Gambusino schwimmend hinüberzubringen.

Rosenholz nahm ihn auf die Schulter. Alle drei gingen dann in das Wasser, das ihnen kaum bis ans Knie reichte, und bald langten sie am andern

Ufer an. Die Kette der Nebelberge war nur etwa noch eine Stunde von der Spitze des Delta entfernt, auf der sie angekommen waren, und nach einigen der Ruhe gegönnten Augenblicken setzten sie ihren Weg neu gestärkt fort.

Bald veränderte sich das Aussehen des Bodens.

Auf den feinen Sand folgten tiefe Krümmungen und um jene Zeit ausgetrocknete Betten, welche die Bäche während der Regenzeit im Herabstürzen von den Bergen graben. Anstatt des langen und schmalen Saumes von Weiden- und Baumwollbäumen, die bis dahin öde Ufer beschattet hatten, erhoben sich in gewissen Entfernungen grüne Eichen, und die neue, vom Wasser durchwühlte Landschaft war durch die Bergkette abgeschlossen, die man die Nebelberge nennt.

Dort machten die Reisenden Halt.

In der Nähe sah die Landschaft seltsam und großartig aus.

Selten hatten die Füße eines Weißen diese Wüste betreten, die noch in ihrer ganzen Jungfräulichkeit dastand. Marcos Arellanos und Cuchillo waren allein so weit vorgedrungen.

Diese von einem ewigen Nebel umhüllten Berge, die auch dann dunstumflossen blieben, wenn die umherliegenden Ebenen im Glanze der Sonne leuchteten, schienen auf ihrer Spitze undurchdringliche Geheimnisse zu verbergen.

Bisweilen durchdrangen unter der Kuppel eines wolkenlosen Himmels blendende Blitze den über die Höhe hingeworfenen Nebelschleier; es ertönte hier und dort ein dumpfer Donner und dann vernahm man wieder das Toben der Wasserfälle, die sich in gähnende Schluchten hinabstürzten. Man war beinahe versucht zu glauben, es kämpften hier unterirdische Geister, die unsichtbaren Wächter verborgener Schätze, in den Eingeweiden der Erde mit einander, und es verhülle, dem indianischen Aberglauben zufolge, dieser Dunstbaldachin die heilige und unverletzliche Behausung des Herren der Berge.

Siebzehntes Kapitel.

Ankunft im Goldthale.

Der arme Gambusino war durch die Strapazen und Schmerzen ganz erschöpft. Da er von der Lage und dem Dasein des Goldthals durchaus nichts wissen durfte, so beschlossen Rosenholz und José, ihn jetzt, wo er in Sicherheit war, auf einige Stunden zu verlassen, um die Gegend, in welcher das Goldthal nach der Angabe der Adoptivmutter Fabians sich befinden sollte, zu erkunden.

Der arme Verstümmelte willigte nur ungern in diese Trennung; indessen ergab er sich in das Unvermeidliche, beruhigt durch das Versprechen seiner großmütigen Retter, sobald als möglich wieder zurückzukehren. Beim Weggange nahm ihm Rosenholz das Versprechen ab, gegen niemand die Anwesenheit der Jäger an diesem Orte zu verraten, was Gayferos gern versprach.

Mit erleichtertem Herzen schritten die drei Gefährten auf die Nebelberge zu. Es dauerte nicht lange, und sie verschwanden in den Krümmungen des Thals.

Noch war die Dämmerung dem Tage nicht gewichen, als man von einer andern Richtung als der eben beschriebenen her einen Reiter demselben Ziele sich nähern sah, welches jetzt die drei Freunde zu erreichen suchten. Er kam allein daher, und sein Pferd machte in seinem ungestümen Laufe den Sand und den Kies der dürren Ebenen unter seinen Füßen auffliegen. In den Gesichtszügen des Reiters, der kein anderer als Cuchillo war, malten sich zugleich Habsucht und Furcht. Was ihn erschreckte, war der Glaube, daß selbst im Schlachtgetümmel seine Flucht aus dem Lager von einem derjenigen bemerkt worden war, die er feig im Stich ließ.

Indes war Cuchillo nicht der Mann, der ein so gefährliches Spiel ohne Aussicht auf Gelingen spielte. Er hatte bis dahin versucht, die Indianer auf die Spur seiner Gefährten zu locken, und hatte diesen Zweck vollkommen erreicht. Er hatte darauf das Lager verlassen, und auch jetzt konnte es ihm nicht an Vorwänden fehlen, diese neue Treulosigkeit zu bemänteln und das Geheimnis, das er bereits um eine bedeutende Summe verkauft, auf seine eigene Hand auszubeuten. Allein er vergaß dabei das Mißtrauen, welches Don Antonio schon bei seiner Rückkehr am vergangenen Abend ausgesprochen hatte.

Cuchillo hatte Don Estevan die Lage des Goldthals genau beschrieben, so daß er über dieselbe nicht in Zweifel sein konnte. Dieser Umstand konnte für ihn gefährlicher werden, als er es in diesem Augenblicke zu ahnen schien.

Schon nahte der Augenblick, welcher seine Treulosigkeit mit Erfolg krönen sollte; mit funkelnden Augen und klopfendem Herzen eilte er mit verhängtem Zügel dem Goldthale zu; noch einige Stunden, und er stand am Ziele seiner habsüchtigen Wünsche. Mit neuem Eifer verfolgte er seinen Weg. Bisweilen erschreckte ihn der Anblick der bekannten Orte: düstere Erinnerungen, welche die von ihm begangene Freveltat in sein Gedächtnis zurückriefen, tauchten in ihm auf. Um so schneller eilte er vorwärts. Der Wind pfiff durch sein Haar, sein Pferd wieherte, als er in die Nähe des verhängnisvollen Ortes gelangte. Doch auch sein Reiter bangte; gleich Gespenstern erhoben sich vor ihm die Gesträuche, und die dornigen Nopale schienen die Arme nach ihm auszustrecken, um ihn festzuhalten. Ein kalter Schweiß rann von seiner Stirn; aber die Goldgier war stärker in ihm als die Furcht und trieb ihn blindlings vorwärts. Bald lachte er über diese und trieb sein Pferd zu noch größerer Eile. Dann hielt er von neuem an und lauschte. Kein Geräusch durchdrang die Stille der Wüste als das lautere Atmen seines Pferdes und das Klopfen seines bangen Herzens. Furchtbare Gedanken schossen ihm durch den Kopf; er freute sich, daß ihm sein Plan gelungen sei, und daß das Gold, dessen Macht hienieden alles bewältige, nun ihm allein gehöre, dann gab er seinem Tiere aufs neue die Sporen.

Indessen verließen die vier Reiter in aller Stille das mexikanische Lager. Wie wir wissen, waren dies Don Estevan, Pedro Diaz, Oroche und Baraja. Auf diese letzteren Drei glaubte sich der Führer der Goldsucher am meisten verlassen zu können; deshalb hatte er sie zu seinen Begleitern gewählt.

Den Zurückgelassenen hatte er die gemessensten Befehle gegeben, während seiner Abwesenheit das Lager nicht zu verlassen. Dann hatte er sich, ohne

ihnen die Nähe des Zieles, welches sie verfolgten, anzudeuten, unter dem Vorwande einer Auskundschaftung in der Umgegend mit seinen Begleitern entfernt.

Nur Oroche und Baraja teilten dies Geheimnis mit Pedro Diaz und Don Estevan, welche vorausritten. Auch sie brannten vor Begierde, das Goldthal zu betreten und Cuchillo den Weg dahin abzuschneiden. Dennoch konnten sie ihn der Dunkelheit wegen in der weiten Ebene, welche vor ihnen lag, nicht erblicken.

Schon wollte Don Estevan die Verfolgung aufgeben, und mit seinen Gefährten in das Lager zurückkehren, als Pedro Diaz sich bückte und einen Gegenstand vom Boden aufnahm. Es war ein kleiner lederner Mantelsack, den man alsbald für den Cuchillos erkannte.

Dies gab den Reitern die Ueberzeugung, daß Cuchillo sich wirklich an diesem Orte befunden habe, und sie setzten daher ihren Weg fort.

So trafen beim Sonnenaufgang die genannten Personen, ohne es gegenseitig zu wissen, im Goldthale zusammen. Die Gerechtigkeit Gottes hatte sie in dem unzugänglichsten Teile dieser Wüsteneien versammelt, um daselbst Gericht über sie zu halten.

Achtzehntes Kapitel.

Vor dem Lager der Goldsucher.

Schon hatten die Flüchtlinge den Fuß auf das Ufer gesetzt, auf dem sie mit ihrem Flosse aufgefahren waren, als der Bote, den die apachischen Häuptlinge abgesandt hatten, um dem Schwarzvogel das oberste Kommando anzutragen, die Augen öffnete.

Der Tag graute. Einige Stunden der Ruhe hatten hingereicht, um seinen ermüdeten Gliedern neue Kraft zu verleihen; auf seinem harten Lager bedarf der Krieger keines langen Schlafes.

Der Häuptling war immer noch unbeweglich und schien beim Lichte des verlöschenden Feuers ebenso düster und unversöhnlich wie am vorangegangenen Abende.

„Die Vögel fangen an zu singen," sagte der Läufer in der bilderreichen Sprache, welche die Indianer mit den Orientalen gemein haben. „Der Nebel entflieht vor der Sonne. Hat die Nacht dem Häuptlinge zu gunsten des Volkes, das seiner Ankunft harrt, noch keinen Rat gebracht?"

„Dem, der nicht schläft, sagt die Nacht gar vieles," antwortete der Häuptling, „und die ganze Nacht hindurch hat der Schwarzvogel das Gestöhne und Gächze seiner Opfer gehört; er hat dem Knurren des Hungers in ihren Eingeweiden gelauscht; er hat allen Stimmen seines Geistes ein aufmerksames Ohr geliehen, — aber er hat die Bitten der Krieger seiner Nation nicht gehört."

„Gut! der Bote wird denjenigen, die ihn hergesandt haben, getreulich die Worte hinterbringen, die er jetzt gehört hat."

Der Läufer schnallte, im Begriffe wegzugehen, den Riemen, den er um die Lenden trug, fester, als der Häuptling ihn bat, ihm auf die Beine zu helfen.

Der Apache gehorchte.

Als der Häuptling nicht ohne Mühe wieder auf den Beinen stand und den Schmerz unterdrückte, den ihm das heftige Stechen in seiner zerschmetterten Schulter verursachte, sprach er, auf den Arm des Läufers gestützt:

„Wir wollen nun nach den Schildwachen sehen."

Und begleitet und gestützt vom Indianer ging der Schwarzvogel mit langsamen, obwohl ziemlich sicheren Schritten nach den verschiedenen Feuern hin, die noch brannten.

Andere Schildwachen hatten die ersten abgelöst, die nun in ihre Bisonhaut gehüllt auf dem Boden umherlagen und schnarchten. Unter allen Kriegern hatte der Schwarzvogel allein die Augen nicht geschlossen. Die diensthabenden Schildwachen standen auf ihrem Posten unbeweglich wie Statuen von florentinischer Bronze.

Die erste Schildwache, die über die Ereignisse der Nacht gefragt wurde, antwortete:

„Der Nebel ist nicht stiller als der Fluß, die weißen Krieger, die dem Feuer entgangen sind, hätten schwimmend nicht entfliehen können, es sei denn, daß sie stumm und still gewesen wären, wie die Fische unter dem Wasser.

Alle übrigen antworteten in gleicher Weise.

„Es ist gut!" sprach der Indianer, in dessen Auge eine wilde Freude glänzte.

Dann wandte er sich an den Boten und fuhr, ihm den seine Achsel umgebenden Verband zeigend, also fort:

„Die Rache spricht zu laut zu meinem Ohre, als daß dasselbe eine andere Stimme hören könnte.

Dies war eine neue Bestätigung des dem Boten bereits mitgeteilten Entschlusses. Letzterer führte den Schwarzvogel schweigend an sein Feuer zurück. Indessen beeilte sich der Läufer nicht, ungeachtet dieser wiederholten Benachrichtigung wegzugehen. Sein Auge schien eine dicke über dem Flusse schwebende Nebelwolke durchdringen zu wollen.

Der stärkere Wind, der dem Aufgange der Sonne vorangeht, zerriß sie bisweilen an einigen Stellen, und es war leicht zu sehen, daß diese dicke Nebelmasse jeden Augenblick sich zerteilen konnte, wie das Eis, wenn ein Fluß aufgeht. Wie aufmerksam auch der Indianer hinschaute, so hatte er doch durch keine dieser vorübergehenden Oeffnungen hindurch die vom Häuptlinge beschriebene Insel zu entdecken vermocht.

Der Gedanke, daß die Wachsamkeit der Schildwachen dennoch infolge einiger unbegreiflicher Umstände habe getäuscht werden können, fuhr dem Boten durch den Kopf, denn eine schlecht verhehlte Freude glänzte in seinem Blicke.

„Ich habe gesagt, daß ich mich erst mit Sonnenaufgang auf den Weg machen würde."

Diese Worte des indianischen Läufers entsprachen der Vermutung, die plötzlich in ihm auftauchte.

Bald wurde das erste Dämmerungslicht etwas bestimmter. Die Nebelmassen wälzten sich übereinander her wie die Staubmassen, die durch eine Büffelherde erregt werden.

Dann verliehen die noch schiefen Strahlen der Sonne diesem graulichen Schleier das rote Feuer des Opals.

Noch schwebten einige Dunstwölkchen über der azurnen Oberfläche des Flusses, als der Schwarzvogel einen fürchterlichen Schrei der Enttäuschung und der Wut ausstieß.

Das Inselchen war gänzlich verschwunden; der Ort, den es am vergangenen Abende mitten im Wasser eingenommen hatte, war so glatt wie ein Spiegel: auch nicht eines der Schilfrohre, die es begrenzt, auch nicht eine der grünenden Wurzeln, die es umgeben hatten, zeigte sich über dem Wasser.

„Die Hand des bösen Geistes hat sich über das Wasser ausgestreckt," sprach der indianische Läufer. „Er hat es nicht gewollt, daß die weißen Hunde, die seine Kinder sind, in den Händen eines so berühmten Häuptlings, wie der Schwarzvogel ist, ihren Tod finden sollen."

Aber der Indianer hörte nicht die gesuchten Beileidsbezeigungen des Boten, der sich innerlich zu dem Verschwinden der Flüchtlinge Glück wünschte. Dieses Mal hatte sich der wilde Häuptling allein aufgerichtet; sein Auge war groß und sein Gesicht bleich unter seiner Tättowierung und seinen Ockermassen; seine Hand schwang die Streitaxt, während er der zunächst stehenden Schildwache zuwankte.

Aber der bedrohte indianische Krieger rührte sich nicht. Er blieb mit vorgestrecktem Kopfe und halb in die Höhe gehobenen Armen stehen und hatte ganz die Haltung eines Menschen, der horcht, gleich als wollte er damit zeigen, daß er bis auf diesen unglücklichen Augenblick nicht aufgehört habe, treu zu wachen.

Indessen war die Streitaxt des Häuptlings bereits im Begriffe, auf den Kopf des indianischen Kriegers herabzufallen, als der Arm des Boten den des Schwarzvogels aufhielt.

„Die Sinne der Indianer haben Grenzen," sprach er, „er kann das Gras nicht wachsen hören; — sein Auge konnte nicht die Wolken durchdringen, die den Fluß verschleierten. Der Schwarzvogel hat gethan, was er gekonnt hat, er hat keine Vorsichtsmaßregel vernachlässigt, der große Geist hat aber nicht gewollt, daß ein Häuptling seine Zeit mit der Vergießung des Blutes dreier Weißen verlieren solle, da er ihm Gelegenheit giebt, dort unten ganze Ströme zu vergießen."

Der Indianer deutete mit dem Finger nach der Gegend hin, wo das mexikanische Lager sich befand.

Der Schwarzvogel vermochte, erschöpft durch die gemachten Anstrengungen und die ihn verzehrende Wut, nicht zu antworten. Seine Wunde hatte sich wieder geöffnet, und sein Blut floß von neuem durch seinen mit Riemen festgebundenen Verband hindurch. Er wankte, seine Kniekehlen bogen sich, und der Bote mußte ihn auf das Gras hinsetzen, wo der Indianer das Bewußtsein verlor.

Die Zeit, die bis zu dem Augenblicke verstrich, wo der Schwarzvogel wieder zu sich kam, rettete die vier Flüchtlinge, die bei ihrer langsamen Fahrt auf dem Flusse von den Apachen ohne Zweifel eingeholt worden wären.

Ein lange anhaltendes Geheul, das sich auf dem entgegengesetzten Ufer erhob, bewies dem wilden Häuptlinge in dem Augenblicke, wo er die Augen

wieder öffnete, daß seine Gefährten das Verschwinden der schwimmenden Insel nun gleichfalls bemerkten.

„Wir wollen die Spur der Flüchtlinge auffuchen," sprach der Läufer, „und dann wird der Schwarzvogel der Stimme der Vernunft Gehör geben; seine Ohren werden nicht länger taub sein."

Die auf dem andern Ufer aufgestellten apachischen Krieger erhielten den Befehl, sich mit ihrem Häuptlinge zu vereinigen, und als sie alle, etwa dreißig an der Zahl, beisammen waren, hißte man den verwundeten Indianer auf sein Pferd hinauf.

Der Bote, der zu Fuß gekommen war, weil er bei dem Angriffe vom verflossenen Abende sein Pferd verloren hatte, setzte sich hinter Schwarzvogel, um ihn im Notfalle im Sattel festzuhalten.

Dann ging es flußabwärts.

Als der erste Augenblick der Ueberraschung vorüber war, hatten die Indianer sich gestehen müssen, daß nichts Anderes möglich gewesen, als daß die schwimmende Insel aus dem Grunde gerissen worden; sie hofften daher dieselbe nicht weit von ihrem ursprünglichen Orte gescheitert zu finden.

Die Indianer ritten lange fort, ohne eine Spur von den Personen zu finden, die sie suchten. Zwar stieß einer der Krieger beim Anblicke der Spuren der Flüchtlinge, die den Ort zeigten, wo sie den Fuß aufs Ufer gesetzt, einen Freudenschrei aus; alle Vorsichtsmaßregeln des Kanadiers hatten dem Auge der Apachen die Tritte der Weißen nicht verbergen können; allein die Sorgfalt, womit diese das Floß zertrümmert und ganz und gar vernichtet hatten, täuschte sie.

Das Wasser hatte das Gras, die Aeste, die Wurzeln mit fortgeführt, und so weit die Indianer sehen konnten, waren sie nicht imstande, etwas zu bemerken, was sie an die bekannte Form der Insel erinnert hätte.

Die Spuren am Ufer gingen nur einige Schritte weit; offenbar hatten also die Flüchtlinge ihre Fahrt fortgesetzt, und offenbar hatten sie nun einen Vorsprung gewonnen, den man ihnen nicht mehr streitig machen konnte.

Ungeachtet seines Aergers bei diesem neuen Beweise seiner Unmacht, die drei Jäger, welche er mit seinem Hasse verfolgte, zu erreichen, hatte der Schwarzvogel doch so viel Zeit gehabt, um sein Gesicht wieder in seine Gewalt zu bekommen.

Der Indianer blieb daher kalt.

Der bei ihm einmal erregte Blutdurst war dadurch aber nicht gestillt, sondern zeigte ihm, nachdem die Flüchtlinge verschwunden waren, einen andern zu verfolgenden Zweck; mußte er sich auch der Notwendigkeit fügen, seine Rache zu verschieben, so ließ er auf der andern Seite seinem ungestümen Ehrgeize den Zügel schießen.

Er fühlte sich zum zweitenmale gedrungen, sich vor dem Boten zu entschuldigen! der arglistige Indianer stieß einen Seufzer der Erleichterung aus.

Nachdem der Schwarzvogel einen Blick getäuschten Hasses flußabwärts geworfen, streckte er den Hals nach der entgegengesetzten Seite hin aus und blieb unbeweglich.

„Was hört der Häuptling, dessen Ohr so fein ist?" fragte der Läufer.

„Der Schwarzvogel hört jetzt die Stille; die Stimme des Bluts saust nicht mehr an seinem Ohr."

„Ist das alles was er hört?“ fragte der Bote wieder.

Der indianische Häuptling antwortete nicht, aber sein Gesicht nahm einen lachenden Ausdruck an, wie wenn eine ferne Melodie seine Ohren träfe.

„Meine Ohren,“ erwiderte der Häuptling, „sind nicht mehr taub. Die Hand des bösen Geistes liegt nicht mehr auf ihnen. Ich hörte die Stimme der Krieger, die mich rufen, um die Ehre meiner Nation zu rächen; ich höre das Knistern des Feuers, um welches der Rat versammelt ist. Gelobt sei der Geist, der die apachischen Völkerschaften beschützt! Machen wir uns auf!“

Der Indianer wandte sein Pferd nach dem Orte hin, wo nach dem Berichte des Läufers die versammelten Krieger auf seine Antwort warteten.

Die Sonne goß Lichtströme über die Wüste aus, als der Schwarzvogel mit seiner Truppe bei der Oase von Gummibäumen ankam, wo wir einen Tag zuvor die ratschlagenden Indianer ve sammelt gesehen haben. Nach der erlittenen Niederlage und nach der nächtlichen Verfolgung, deren Gegenstand sie gewesen waren, hatten die Indianer an demselben Orte das Feuer ihres Rates wieder angezündet.

Beim Anblicke des gefürchteten Häuptlings, dessen Rückkehr mit so vieler Ungeduld erwartet worden war, brachen alle in ein gewaltiges Freudengeschrei aus. Der ehrgeizige Indianer nahm diese Zurufe mit vieler Würde und als eine verdiente Huldigung auf.

Dann wandte er sich an sämtliche versammelte Krieger und sprach:

„Der Geist des Schwarzvogels wird allein bei seinen Kriegern sein, denn sein Körper ist krank und sein Arm geschwächt.“

Bei diesen Worten zeigte er seine blutende Schulter. Ein Klagegeheul folgte auf das Freudengeschrei, und nachdem diese Beileidsbezeigung ein wenig vorüber war, half man dem Häuptlinge absteigen. Sodann führte man ihn zu dem Feuer hin, wo man ihn sich setzen hieß.

Als er sich auf den Boden niedergelassen, verbeugten sich seine Mithäuptlinge und nahmen rings umher Platz.

Der Schwarzvogel rauchte aus der Pfeife, die man ihm darbot; dann gab er sie einem andern, und so ging die Pfeife inmitten des tiefsten Schweigens in der ganzen Ratsversammlung herum. Alle bereiteten sich durch ein ernstes Nachdenken auf die Unterredung vor, die nun stattfinden sollte.

Wir wollen die wilden Häuptlinge erst fortrauchen lassen, wie es Kriegern geziemt, deren Geist langsam und deren Hand schnell sein muß, um unterdes einen Blick auf das mexikanische Lager, das ohne Führer und ohne Oberhaupt geblieben war, zu werfen.

Es herrschte da eine große Verwirrung. Es hatte sich, wie es fast immer geschieht, wie sorgfältig man auch das Geheimnis zu bewahren sucht, das Gerücht verbreitet, daß die Goldsucher nicht mehr weit vom Ziele ihrer Expedition ständen; daß ganz in der Nähe des Lagers ein unermeßlich reiches Goldlager sich befände, und daß endlich die Rekognoszierung, wegen deren Don Estevan de Arechiza sich entfernt, keinen anderen Grund hätte, als die Lage desselben genauer zu ermitteln.

Während der ersten Morgenstunden hatte die Verwirrung im Lager keinen andern Grund als die fieberhafte Ungeduld, mit der alles die Rückkehr des Anführers und die glückliche Nachricht erwartete. Als aber die Sonne fast die

Hälfte ihres Laufes vollendet hatte, ohne daß einer der vier am Morgen abgegangenen Reiter zurückkam, folgte Unruhe auf die Ungeduld.

Auf dem das Lager beherrschenden Hügel war das auf Befehl des Anführers aufgeschlagene Zelt verlassen. Die mit dem Wappen der Mediana geschmückte Fahne hing traurig an ihrem Schafte herab, anstatt im Winde zu flattern; nicht ein Lüftchen bewegte inmitten dieses Sandozeans ihre Falten. Vergebens befragten die mexikanischen Schildwachen jeden Augenblick den Horizont; sie sahen weder ihren Anführer, noch ihren Führer, dessen geheimnisvolles Verschwinden sie erschreckte, noch die drei Begleiter Don Estevans zurückkommen.

Die Pferde ließen, an ihre Pfähle angebunden, unter dem Einflusse des Durstes den Kopf sinken; auch die Menschen wurden vom Durste gequält, und außerdem bedrohte sie noch der Hunger, denn die Jäger wagten sich nicht mehr Damhirsche oder Bisons zu verfolgen, weil die bestimmtesten Befehle ergangen waren, daß niemand über die Verschanzungen hinausgehen dürfe. Jemehr die Zeit vorrückte, um so größer wurde die Unruhe und die Unbehaglichkeit. — Solches ging im Lager vor.

Vor den Verschanzungen und nicht weit davon, aber unter dem Winde gingen die Leichname der Pferde und der Indianer auf dem Boden bereits in Fäulnis über, und auf der Ebene in einer entgegengesetzten Richtung zeigte der frisch aufgegrabene Sand den Platz an, wo diejenigen Abenteurer, die am vorhergegangenen Tage kämpfend gefallen waren, für immer ruhten.

Dieses traurige Gemälde trug dazu bei, daß die ganze schon so traurige Landschaft ein noch düsteres Aussehen erhielt.

Es war etwa die Stunde herangerückt, um welche die Goldsucher den Tag zuvor an diesem Orte Halt gemacht hatten, also etwa vier Uhr, als die Schildwachen in der Ferne eine leichte Staubwolke erspähten. Alles stürzte nach dieser Seite hin, in der Hoffnung, Don Estevan samt seinen Gefährten wiederzusehen.

Die Täuschung dauerte aber nicht lange.

Die indianischen Federbüsche und die mit Menschenhaaren wie mit Wimpeln geschmückten Lanzen wurden inmitten der Staubwolke bald sichtbar.

„Zu den Waffen! Zu den Waffen! Die Indianer kommen!“ schrie man bei dieser unerwarteten Erscheinung von allen Seiten.

Allein die bis jetzt schon große Verwirrung war nichts im Vergleich mit der, die sich bei dieser unvorhergesehenen Nachricht des ganzen Lagers bemächtigte. Wer sollte befehlen? Wer gehorchen? So dachte ein jeder und stellte sich indessen, so gut es eben gehen mochte, an den Posten, der ihm am vorhergegangenen Tage angewiesen worden war.

Auf allen Gesichtern herrschte die Angst.

Indessen kam ein Augenblick, wo jeder wieder Mut faßte. Die indianischen Reiter waren nur sechs an der Zahl, und anstatt heranzugaloppieren und das Kriegsgeschrei hören zu lassen, kamen sie ganz ruhig auf die Verschanzungen zu. Einer von ihnen bewegte an der Spitze seiner Lanze einen weißen Fetzen umher, der das Friedenszeichen darstellen sollte, das, wie unsere Leser wissen werden, in allen Ländern eine weiße Fahne ist.

Als sie sich bis auf zwei Büchsenschüsse genähert hatten, entfernte sich der

Reiter, der eine weiße Fahne trug, von seinen Kameraden; letztere blieben an ihrem Orte.

Nach einigen Schritten machte der Unterhändler gleichfalls Halt, und bewegte seine Fahne von neuem hin und her.

Einer der Abenteurer, dessen Heimat das Presidio Tubac war, hatte mit den apachischen Stämmen ein bischen verkehrt und kannte ihre Sprache hinlänglich, um den halb indianischen, halb spanischen Dialekt, der an der Grenze im Gebrauche ist, zu verstehen und zu sprechen.

Es war ein kleiner, magerer Mann, der in den Augen der Indianer — wie alle Barbaren große Bewunderer äußerer Schönheit — die oberste Gewalt ziemlich schlecht darstellen mußte. Auch weigerte er sich lange aufs heftigste, diese Rolle zu übernehmen, bis er endlich nachgab. Die Abenteurer durften im Interesse ihrer Rettung und um die Besprechung, die stattfinden sollte, einem glücklichen Ende zuzuführen, ihres Anführers nicht beraubt scheinen.

Auch im mexikanischen Lager wurde nun ein Taschentuch, das einst weiß gewesen war, genommen, um die Friedensfahne vorzustellen.

Der Abenteurer — er hieß Gomez — verließ gewaltig aufgeregt die Verschanzungen, um auf den Indianer zuzureiten, dessen feste Haltung gegen sein eigenes schüchternes Wesen gewaltig abstach. Indessen beruhigte er sich wieder beim Anblicke der blutigen Riemchen, die eine der Schultern des apachischen Kriegers umgaben.

An dieser Wunde hat man den Schwarzvogel wieder erkannt.

Der Mexikaner und der Indianer grüßten einander, und der Schwarzvogel ergriff zuerst das Wort.

„Es sind wohl zwei Häuptlinge, die jetzt mit einander sprechen werden," sagte der Indianer artig.

Der Mexikaner antwortete nicht minder artig; allein eine gewisse Verwirrung strafte seine Behauptung Lügen.

„Es wohnt bisweilen eine große Seele in einem ärmlichen Körper," sprach der Indianer, „mein weißer Bruder muß ein großer Häuptling sein."

Es lag in dieser zweideutigen Antwort mehr Spott als Offenheit; allein der Ton des Indianers ließ die Worte als seine vollständige Ueberzeugung erscheinen, denn noch fürchtete er durch den Goldsucher irre geführt zu werden.

Der Schwarzvogel heftete auf Gomez Augen. die bis auf den Grund seiner Seele dringen zu wollen schienen.

Die Augen des Mexikaners konnten diesen prüfenden und furchtbaren Blick des Indianers nicht aushalten; er schlug sie nieder, worauf der Indianer also fortfuhr:

„Mein Bruder lügt nicht, wenn er sich für einen Häuptling ausgiebt; allein ohne Zweifel zählt das Lager der Weißen mehrere solche Häuptlinge, und er ist wohl nur einer derselben?"

„Ich bin der alleinige Häuptling," antwortete der Abenteurer in sichtlicher Verlegenheit.

Beim Anblicke eines so gering aussehenden Anführers fühlte der Schwarzvogel, daß er mit dem armen Teufel leicht fertig werden würde, der so unfähig war, es ihm an Verschlagenheit und Festigkeit gleich zu thun, und sein Auge erglänzte von einem unheimlichen Feuer.

Der Wilde beschloß, sich von der Wahrheitsliebe des angeblichen Anführers zu überzeugen.

„Die Worte, die ich bringe," sprach er, „sind Worte des Friedens; alle Krieger aus Mittag müssen sich um mich versammeln, um dieselben zu hören. Die Indianer würden den Abgesandten der Weißen am Ratsfeuer empfangen; er würde das Zelt des Häuptlings betreten. Warum hält der Häuptling der Weißen den Indianer, der zu ihm kommt, so vom Lager entfernt?"

Gomez wußte nicht, was er thun sollte. Er mochte den Wolf nicht in den Schaafstall hineinführen.

Der Schwarzvogel sah diese Unschlüssigkeit. Er runzelte die Augenbrauen, eine finstere Wolke ging über seine Stirn hin, und seine Augen leuchteten wie Blitze, die der Wolke entfahren.

„Der Häuptling der Apachen ist kein Häuptling, den man von seiner Hütte entfernt halten darf. Eine seiner Hände enthält den Krieg, die andere den Frieden; welche von beiden soll er öffnen?"

Dieses Drohen mit einem Bruche und der Ton, welcher die Drohung begleitete, schüchterten den Mexikaner vollends ein. Er war auf dem Punkte zu antworten, er wolle seine Gefährten zu Rate ziehen; allein er zügelte seine Zunge noch zur rechten Zeit.

Der verschmitzte Indianer fuhr in einem ruhigen Tone, der aber mit feinem Spott untermischt war, also fort:

„Ein einziger meiner Krieger wird mich begleiten. Sind die Weißen so wenig zahlreich, daß sie zwei fremde Krieger in ihrem Lager fürchten müssen? Ist ihr Lager nicht befestigt? Haben sie nicht große Pulver- und Kugelvorräte?"

Durch die Gewandheit des Indianers übertölpelt, fühlte der arme Gomez, daß er dem Unterhändler den Eintritt ins Lager nicht länger verweigern könne, ohne sich seinerseits der Gefahr auszusetzen, die Friedenshoffnungen schwinden zu sehen, und ohne auf der andern Seite ein Mißtrauen an den Tag zu legen, das die günstige Meinung Lügen strafen müsse, die der Indianer in betreff ihrer Hilfsquellen ausgesprochen.

„Möge mein roter Bruder einen Begleiter, aber bloß einen einzigen, auswählen!" sprach er.

Mehr wollte der Schwarzvogel nicht. Sagte der Abenteurer die Wahrheit, indem er sich für den Anführer der Weißen ausgab, so ließ den rothäutigen Krieger sein Takt erraten, wie beschaffen Soldaten sein mußten, die einen solchen Anführer hatten; log er, so mußte er wenigstens den wahren Anführer der Weißen zu Gesicht bekommen, und darnach konnte er dann seinen Angriffsplan entwerfen.

Der Indianer machte ein Zeichen, und derjenige seiner Krieger, der sich auf seinen Wink näherte, war kein anderer, als der Läufer, die Antilope, den wir ebenso schlau zu Werke gehen sahen wie den schlauen Wilden selbst, an den er abgeschickt worden war, um ihm die Herrschaft über eine Nation anzubieten.

Außerdem war auch der Läufer von allen apachischen Kriegern der einzige, der den wirklichen Anführer Don Estevan kannte, da er ihn gesehen hatte, wie er beim Angriffe thätig war.

Die beiden Indianer folgten Gomez und wechselten mit leiser Stimme folgende Worte:

„Was ist ein Schakal, der in einer Löwenhaut steckt?“ sprach der Läufer.

„Dieser Häuptling will das Auge des Schwarzvogels täuschen, aber das Auge des Schwarzvogels hat schon unter seine Haut geschaut,“ antwortete der schlaue Häuptling.

Beide betraten nun das Lager.

Neunzehntes Kapitel.

Der Ueberfall.

Das Gemälde, das wir von den Sitten der Wüste zu entwerfen suchen, würde unvollständig geblieben sein, wenn wir zu demselben nicht den traurigen Ausgang einer jener abenteuerlichen Expeditionen hinzugefügt hätten, die von den mexikanischen Goldsuchern so oft versucht werden.

Als die beiden Indianer in das mexikanische Lager eindrangen, drehten sie den Kopf weder rechts noch links, sondern schritten mit der größten Gleichgültigkeit einher.

Indessen war ihrer furchtbaren und untrüglichen Prüfung nichts entgangen. Die Leichname der ihrigen außerhalb des Lagers, das leere Zelt Don Estevans, die von Bestürzung begleitete Bereitwilligkeit der Abenteurer, die keinen andern Anführer hatten, als den armseligen Gomez, das Mißtrauen und die Furcht — sie hatten alles gesehen!

Sobald der Schwarzvogel und die Antilope im Lager waren, warfen sie auf die sie umgebende Gruppe einen ruhigen und stolzen Blick, etwa ähnlich dem zweier Löwen, die mit Wölfen einen Bund schließen möchten.

In seiner Eigenschaft als Häuptling nahm der Schwarzvogel zuerst das Wort.

Es war für ihn von großer Wichtigkeit, zu wissen, was aus dem wirklichen Anführer geworden; war Don Estevan und war auch Pedro Diaz tot, dessen Tapferkeit die Antilope in dem tötlichen Kampfe mit der Pantherkatze erfahren hatten, dann mußten die übrigen eine leichte Beute sein.

Was aus beiden geworden war, wollten die Unterhändler nun herausbringen.

„Wir bringen Friedensvorschläge, die den Weißen, wie den Indianern angenehm sein werden,“ sprach der Schwarzvogel, „aber unser Herz ist traurig, denn man soll die Boten, die gute Nachrichten bringen, ehren, und hier empfangen nun unsere Brüder die indianischen Abgesandten unter freiem Himmel wo sie der glühenden Sonne ausgesetzt sind, während doch das Zelt des Häuptlings sich öffnen sollte, um sie vor den brennenden Sonnenstrahlen zu schützen. Von der Höhe dieses Hügels herab wird man die Worte eines Häuptlings besser hören.“

Der Indianer machte Umschweife, um seinen Zweck zu erreichen. Gomez bebte vor diesem offenbaren Beweise von Rücksichtslosigkeit; allein er hatte nicht die gehörige Zeit gehabt, um zu überlegen, was er thun sollte.

Er beeilte sich deshalb, dem Wunsche der Unterhändler zu willfahren, und ging ihnen voran, um sie in das verlassene Zelt Don Estevans einzuführen. Aber der Schwarzvogel hatte die furchtbare Rolle, die er spielen wollte, gründlich studiert, und obgleich sein Spiel überaus gefährlich war, so setzte er sich doch mit ebenso vieler Kaltblütigkeit, als ob er wirklich von der Redlichkeit und dem Geiste des Friedens erfüllt gewesen wäre, den er heuchelte.

Gomez hob den Leinwand-Vorhang in die Höhe und befestigte ihn so, daß seine Falten die Indianer nicht bedeckten; dann wartete er auf weitere Erklärungen der Wilden.

Die Indianer aber fuhren fort, dieselbe Ruhe und dasselbe Schweigen zu beobachten.

Da glaubte Gomez das Wort nehmen zu müssen.

„Ich erwarte," sprach er mit mehr Würde, als bis er dahin gezeigt, „die Friedensworte meiner Brüder aus der Wüste. Die Ohren eines Häuptlings sind geöffnet."

Der arme Gomez beglückwünschte sich innerlich schon wegen dieser Rede, die ganz im indianischen Geiste war; allein der Schwarzvogel ließ ihm seine Freude nicht lange. Der wilde Krieger erhob langsam den Kopf in die Höhe; ein Ausdruck verwundeten Stolzes gab sich in seinen schwellenden Nasenlöchern zu erkennen, gleich als ob er zum erstenmale den Betrug des Weißen entdeckte. Sein feuersprühender Blick machte seinen Zuhörer erblassen, während er mit einer Stimme, die lauter zu werden anfing wie der Donner, der an einem heitern Tage plötzlich in der Ferne brüllt, rief:

„Ich sehe hier nur einen Häuptling (hier deutete er mit einem Finger auf seine nackte Brust) — und zwar einen indianischen Häuptling. Wo ist der weiße Häuptling? Ich sehe ihn nicht!"

Bei dieser stolzen Antwort war der Abenteurer wie vernichtet. Während er sich wieder zu sammeln und sich die Haltung eines in seinem gerechten Stolze beleidigten Mannes zu geben suchte, setzte der Schwarzvogel hinzu:

„Warum denn einen ehrlichen Indianer hinter das Licht führen wollen?"

„Gomez führt nie einen Menschen hinter das Licht," stotterte der Mexikaner heraus, „ich habe es Dir gesagt, ich bin der Häuptling — der alleinige Häuptling."

Der Schwarzvogel gab der Antilope ein Zeichen.

Und nun starrte auch der Läufer den Abenteurer an, den er vollends verwirren und beschämen wollte.

„Der alleinige Häuptling, sagst Du? Der Herr dieser Hütte von Leinwand, der Krieger mit dem sternbesäeten Banner, das auf diesem Dache weht?"

„Das alles bin ich," sprach der Mexikaner.

„Ich habe eine Lüge gehört," donnerte dieses Mal der Schwarzvogel heraus, „ein Häuptling, wie ich, hört deren nicht zwei!"

Die Antilope stellte sich als Vermittler zwischen den Zorn des indianischen Häuptlings und die Angst des Mexikaners. Der wilde Krieger hielt den Schwarzvogel, der aufstehen zu wollen schien, um die Unterredung gewaltsam abzubrechen, auf seinem Platze zurück.

Dann wandte er sich an Gomez und sprach:

„Der weiße Krieger hat seine Freunde, die Indianer, entweder erheitern oder ihren Verstand auf die Probe setzen wollen. Er weiß wohl, daß er nicht

der Häuptling mit der doppelläufigen Büchse, mit dem schwarzen und silbergrauen Haare, mit dem aufwärts gestrichenen Schnurrbarte, mit der hohen Statur und den breiten Schultern ist."

Hiermit gab der Indianer eine Schilderung Don Estevans.

„Er weiß wohl, daß die Hütte von Leinwand nicht die seinige ist; und ebensowenig ist sein Name ein Name, den das Echo unserer Wüsten wiederholt hat. Dieser Name ist der eines anderen Häuptlings. Dieser Häuptling ist schlank wie mein Bruder, aber seine Gestalt ist doppelt so hoch, als die seinige. Sein Körper ist gelenk, wie das Bambusrohr, aber stark wie der Stamm eines Eisenbaumes."

„Wer ist dieser Krieger?" fragte Gomez, um Zeit zu gewinnen und sich ein wenig fassen zu können.

„Dieser Häuptling ist derjenige, welcher gestern Abend hier," fuhr der Läufer fort, indem er den Platz zeigte, wo der Indianer den Lanzenstichen des Diaz erlegen war, „die Pantherkatze getötet hat. Er heißt Pedro Diaz, unsere Kinder haben seinen Namen bisweilen zitternd genannt. Sind die zwei Krieger, von denen ich jetzt gesprochen, nicht Eure Häuptlinge, und ist die Wahrheit nicht auf meinen Lippen?"

Was konnte der arme Gomez machen, als der Indianer ihn so Lügen strafte? Es blieb ihm nichts übrig, als sich in das Unvermeidliche zu ergeben und zuzugeben, daß der Läufer die Wahrheit spreche!

Dies that er auch.

Aber er bemerkte nicht den flammenden Blick, den die beiden Wilden wechselten.

Der Schwarzvogel unterdrückte plötzlich unter seinen Augenlidern den Ausdruck wilder Freude, den er der Antilope gezeigt; dann richtete er wieder auf Gomez sein ernstes Auge und sprach:

„Warum willst Du Dir denn einen Titel anmaßen, der nicht der Deinige ist? Ich will meine Friedensworte nur dem Häuptling mit dem Körper von Eisenholz mitteilen. Wo sind sie alle Beide?"

„Alle Beide haben sich mit einem Teile unserer Leute entfernt, um auf die Bisonjagd zu gehen und unseren Soldaten Nahrung zu verschaffen," antwortete Gomez mit ziemlich vieler Geistesgegenwart; allein er hatte es mit Gegnern zu thun, denen er nicht gewachsen war.

„Die Antilope und der Schwarzvogel werden ihre Rückkehr abwarten," versetzte der Indianer entschlossen, „bis dahin wird der Mund der zwei Krieger stumm sein."

In der That schlossen die Indianer verächtlich die Augen, während sie ihren Mantel von Büffelfell über ihre Schulter herzogen, und thaten, als ob der Weiße, dessen Gastfreundschaft sie genossen, gar nicht da wäre.

Wie verletzend dieser Entschluß auch fur die Eigenliebe des angeblichen Häuptlings sein mußte, so setzte er wenigstens der Verlegenheit desselben ein Ziel. Die Last des Kommandos schien ihm allzu drückend, und seine Rolle dünkte ihm allzu schwer, als daß er sich nicht gerne derselben bis zur Rückkehr Don Estevans und Diaz' entledigt hätte, die, wie er dachte nun nicht mehr lange auf sich warten lassen konnten.

„Meine Brüder dort unten möchten gern die Worte des indianischen Häuptlings hören," sprach Gomez, „ich werde ihnen dieselben überbringen."

„Geh!" sagte der Schwarzvogel.

Gomez ließ sich das nicht zweimal sagen und ging den Hügel hinab so froh wie ein Schüler, der endlich mit einer schweren Aufgabe zu stande gekommen ist.

Er erzählte die Einzelheiten der Unterredung, wobei er jedoch einige für seinen Stolz wenig schmeichelhafte Umstände ausließ, und stellte den unschätzbaren Vorteil, daß es ihm gelungen sei, die beiden Indianer bis zur Rückkehr Don Estevans zu vertrösten, als eine Folge der Festigkeit und Schlauheit hin, die er an den Tag gelegt.

Es wurde immer später, und noch kam Don Estevan nicht.

Indessen fand zwischen den zwei im Zelte Arechizas zurückgebliebenen Indianern eine sehr lebhafte Unterhaltung statt; es wurde dabei aber ganz leise gesprochen.

Der Schwarzvogel hatte, nachdem er sich vergewissert, daß der wirkliche Häuptling abwesend, und daß er in der Person des Gomez nur ein blasses, trauriges Abbild desselben vor sich gehabt, einen kühnen Plan entworfen, dabei wollte er alle mit der Ausführung verbundenen Gefahren auf sich nehmen.

Die Antilope widersetzte sich dem aber und wollte alle Gefahren der Ausführung des Planes für sich in Anspruch nehmen.

Der Plan selbst bestand in folgendem:

Irgend eine Ursache, ein Zufall, eine allzusehr verlängerte Jagd würden vielleicht, dachte der Schwarzvogel, die Anführer viel länger von ihrem Lager entfernt halten, als sie selbst dachten. Man konnte einen Haufen Indianer in den Hinterhalt stellen, um bei ihrer Rückkehr über sie herzufallen. Verlängerte sich diese Abwesenheit bis in die Nacht hinein, so sollten die Apachen, geführt von dem Läufer, die durch die Entfernung ihrer Anführer entmutigten Weißen überfallen. Nicht nur bot so der Schwarzvogel den traurigen Folgen einer möglichen Niederlage trotz, sondern er wollte auch als Geißel im Lager zurückbleiben, um die Wachsamkeit seiner Feinde einzuschläfern.

Griffen die Indianer das Lager unter für die Mexikaner so ungünstigen Umständen an, so waren letztere ganz von der Gnade der ersteren, — von der indianischen Gnade abhängig. Zwar hatte dabei der Zurückbleibende die gewisse Aussicht sein Leben zu verlieren; aber was ist der Tod für einen indianischen Häuptling, wenn seiner Nation sein Blut nützlich sein kann?

Die Antilope billigte diesen Plan vollkommen, wollte aber selbst als Geißel zurückbleiben. Es lag wenig daran, wenn der Stamm einen gemeinen Krieger verlor, sobald er einen mit Recht so berühmten Häuptling behielt. Dies veranlaßte einen Kampf zwischen beiden, der lange dauerte.

„Der Körper des Schwarzvogels wird wieder heilen," sprach die Antilope feierlich. „Bald wird er einen kräftigen Leib und eine große Seele im Dienste der Nation haben. Stirbt der Häuptling, so wird das Trauergeheul der Krieger mehrere Monde dauern; wer aber wird sich erinnern, daß die Antilope gelebt, wenn es ihr beschieden ist zu sterben."

Der Schwarzvogel weigerte sich immer noch, auf das Anerbieten des Läufers einzugehen.

„Mein Leib ist von Eisen," hob der Läufer wieder an, „das Gummi des Feigenbaumes ist nicht elastischer als die Kniekehle der Antilope. Im Augenblicke der Gefahr wird die Antilope mit einem Satze über die Verschanzungen

der Weißen hinwegspringen. Von diesem Hügel herab wird die Antilope mitten unter ihre Landsleute hinabspringen. Was wird der Schwarzvogel mit seiner zerschmetterten Schulter thun?"

„Er wird unbeweglich und mit auf die Feinde gehefteten Augen den Tod erwarten und ihres Zornes sowie ihrer Messer spotten!"

Der Läufer aber wollte ein für sein Volk so kostbares Leben erhalten und drang noch stärker in den Häuptling.

„Die Antilope," antwortete der Läufer, „wird wie der Schwarzvogel der Wut ihrer Feinde spotten. Die Antilope wird den Stößen und Stichen der Feinde eine ebenso standhafte Seele entgegensetzen; allein es wird ihr dabei eine Kraft zur Seite stehen, die keine Wunde zu schwächen im Stande ist."

Während es so die beiden Apachen einander an Großmut zuvorzuthun suchten, zählten die Mexikaner mit einer tötlichen Unruhe alle Minuten, die verstrichen, ohne daß sie Don Estevan zurückbrachten. Indessen wünschte keiner von ihnen seine Rückkehr sehnlicher als Gomez, der ungeachtet seiner Windbeuteleien nichts so sehr fürchtete, als den beiden Indianern, sei es als Unterhändler oder als Anführer noch einmal gegenüberstehen zu müssen.

Eine düstere Stille herrschte im ganzen Lager, als man nach Verlauf etwa einer Stunde den Schwarzvogel aus dem Zelte heraustreten, den Hügel hinabsteigen und auf die Gruppe zukommen sah, zu der Gomez gehörte.

„Meine Krieger," sprach der Indianer, „brennen ebenfalls vor Ungeduld, die Friedenshoffnungen und die Versicherung der Freundschaft, die sie bald mit den Weißen verbinden wird, aus dem Munde ihres Häuptlings zu vernehmen. Bald wird der Schwarzvogel inmitten seiner Freunde zurückkommen; er läßt seinen Gefährten als Geißel zurück."

„Geh!" sprach Gomez in einem Tone majestätischen Ernstes, worauf er sich vor seinen Kameraden nicht wenig zugute that.

Der Indianer ging hinaus, wie er hereingekommen war, das heißt, auch ohne nur den Kopf umzudrehen, und ohne daß er die geringste Neugierde zu verspüren schien.

Nachdem der Häuptling wieder zu den vier Kriegern gestoßen war, die auf ihn warteten, unterhielt er sich einige Augenblicke mit denselben. Er schien mit dem Finger auf das Zelt hinzudeuten, neben welchem der Läufer unbeweglich und ernst wie eine Statue saß.

Nach Verlauf einiger Minuten sahen die Weißen, die alles dieses beobachtet hatten, wie einer der apachischen Reiter davon sprengte. Die anderen Indianer blieben, den Zügel ihrer Pferde in den Händen haltend eben so ruhig auf dem Boden sitzen, wie der Läufer neben dem Zelte Don Estevans.

Unterdessen wurde es immer später. Die Sonne war am Horizonte verschwunden. Einige Wolken, deren helle Farben blässer zu werden anfingen, zeigten das Herannahen der Nacht an.

Immer noch wartete man im Lager vergebens auf Don Estevan, Diaz, Baraja und Oroche. Die Mexikaner wiederholten in jedem Augenblicke diese Namen.

Endlich kam die Nacht und verdoppelte die Unruhe bei allen. Die Indianer sind ganz veränderlich und launenhaft; im Lager wußte das jedermann: ein plötzlicher Angriff konnte auf Friedensvorschläge folgen, die nur sehr unbestimmt waren.

Gomez bekämpfte die ängstliche Stimmung.

„Was habt Ihr zu fürchten," sagte er, „solange der Indianer bei uns ist? Ist seine Ruhe für Euch nicht ein Zeichen seiner redlichen Gesinnungen?"

Das schwarze Gesicht der im Lager gebliebenen Antilope zeigte sich noch trotz der Nacht dem Auge. Der Läufer hatte dieselbe Stellung beibehalten, nur hätte man, wenn es Tag gewesen wäre, sehen können, wie er den Kopf ein wenig neigte, gleich als wollte er dem Geräusche, das die Stille der Wüste stören würde, ein aufmerksames Ohr leihen.

Die Stille war gewaltig. Die große Ebene, bedeckt von dem schwarzen Himmel, an dem ein Stern nach dem andern zum Vorschein kam, war stumm wie er. Sobald auf die Helle der Sonne Finsternis folgt, nimmt die Wüste den Charakter wilderer Größe an, und die Nacht bricht mit ihren Schrecken herein.

Im Lager wurde die Schrecken einflößende Stille der Wüsteneien, von denen es umgeben war, durch das Flüstern einiger Abenteurer-Gruppen, oder durch den halblauten Gesang eines unruhigen Goldsuchers gestört. Alle warfen von Zeit zu Zeit mißtrauische Blicke auf die Gruppe der neben ihren Pferden auf dem Boden sitzenden Apachen. Diese schienen ebenso unbeweglich zu sein, wie die Steinblöcke, denen die Dunkelheit bisweilen eine menschliche Form leiht. Indessen schienen sie, vielleicht infolge dieser Dunkelheit, jede Minute weiter entfernt.

„Es ist doch sonderbar," sprach einer der Abenteurer zu Gomez und sah dabei recht nachdenklich aus, „diese Indianer schienen mir eben noch näher an diesem Hügelabhange zu sein."

„Es ist nichts als Täuschung," antwortete Gomez, der alles in rosenfarbenem Lichte sehen wollte.

„Schau Gomez," setzte ein anderer hinzu, „es geht kein Lüftchen, und doch scheint dort unten der Wind vor den Indianern her Sandwirbel zu erregen."

„Dies kommt daher, daß wir durch unsere Wagen vor dem Winde geschützt sind: dort unten dagegen hat der Wind freien Spielraum."

Indessen schien, nach dem immer undeutlicheren Hervortreten der Figuren der Indianer zu urteilen, die Finsternis zuzunehmen. Gomez aber, gestützt auf das Zurückbleiben der Antilope, suchte der ihn umgebenden Gruppe Vertrauen einzuflößen, jedoch fragte man ihn bereits, ob die entfernten Gestalten, welche man nur mit Mühe sehen konnte, Indianer oder Nopal-Gebüsche wären.

Bald wurde die Ungewißheit darüber so groß, daß einer der Abenteurer den Entschluß faßte, die Sache näher zu untersuchen, und sich mit der Büchse auf der Schulter entfernte.

Es waren wirklich Nopal-Büsche und keine Menschen und Pferde. Die Indianer hatten die zunehmende Dunkelheit benutzt, um sich sachte zu entfernen. Die Sandwirbel, die sie in die Luft emporsteigen ließen, hatten ihnen zu gleicher Zeit zur Verdeckung ihrer Bewegungen gedient, und sie waren nun zu ihren Kameraden gestoßen.

Als der Kundschafter an den Ort kam, wo die Apachen gesessen hatten, fand er denselben ganz verlassen, und so weit sein Blick reichte, war alles öde und leer. Er kam eiligst in das Lager zurück, um das Verschwinden der Indianer zu melden. Dieser Zwischenfall war ein bedenkliches Anzeichen.

Auf der Anhöhe, welche die Antilope noch immer einnahm, war demselben

auch nicht eine Bewegung seiner Landsleute entgangen. Von den Abenteurern gedrängt, begab sich Gomez, obwohl ungern zu ihm hinauf.

„Warum hat der Häuptling seinen Kriegern nicht befohlen, in der Nähe der Weißen zu bleiben?" fragte der Mexikaner.

„Was will mein Bruder sagen," entgegnete der Indianer, der den Unwissenden spielte, „und von was für Kriegern will er sprechen?"

„Von denen, die soeben noch wie Freunde dort unten saßen und nun wie Feinde verschwunden sind."

„In der Finsternis ist die Kraft der Augen nur schwach; die Weißen haben nicht recht hingesehen, sie mögen ihre Feuer anzünden, dann wird die Flamme sie diejenigen sehen lassen, welche sie suchen; was liegt übrigens auch daran? Haben sie nicht den Häuptling eines ganzen Stammes, der die Rückkehr seiner Boten abwartet, in den Händen? Unsere Krieger werden ihnen sagen wollen, daß sie sich zu beeilen haben."

Diese Antwort des arglistigen Indianers weckte im Geiste des Gomez eine plötzliche Erinnerung. Er fuhr zusammen und der Läufer bemerkte es.

Gomez erinnerte sich nämlich jetzt, daß am vorherigen Abende alles zur Beleuchtung des Lagers bestimmte dürre Holz verzehrt worden war, und daß man, von anderen Sorgen in Anspruch genommen, den Tag über vergessen hatte, neues Holz zu sammeln. Es war nun zu spät dazu.

Dieser für seine treulosen Anschläge so günstige, für die Weißen aber so beunruhigende Umstand war ebensowenig wie die anderen dem Auge des Läufers entgangen und er hatte der Zweifel, die er in dieser Beziehung noch hegte, quitt werden wollen. Jetzt zweifelte er nicht mehr.

Beim bloßen Gedanken an diese unverzeihliche Nachlässigkeit rann Gomez ein kalter Schweiß über die Stirn herab. Sein einziger Trost war, daß die Flucht der Indianer keine Treulosigkeit verbergen könne, da ja der Häuptling als Geißel zurückgeblieben sei. Indessen beschloß er, denselben schärfer beobachten zu lassen.

„Ein Häuptling darf bei seinen Freunden nicht allein bleiben, und ich werde daher sechs von unseren Leuten den Befehl geben, in seiner Nähe zu bleiben, wie es sich geziemt. Sie werden seine Schlachtgeschichten anhören."

Gomez verließ die Antilope, ohne die stolze Verachtung zu bemerken, welche den Mund des Indianers umzog, und er gab sechs seiner Kameraden die Weisung, sich um den Läufer herum zu setzen und ihn beim geringsten Anschein eines Verrats zu erdolchen. Der Mexikaner fing an, sich an das Befehlen zu gewöhnen.

Einen Augenblick glaubte er die Unvorsichtigkeit, deren er sich schuldig gemacht, und die ein so furchtbarer Bundesgenosse der Indianer geworden war, dadurch wieder gut machen zu können, daß er einen Teil seiner Mannschaft ausschickte, um neue Holzvorräte zu sammeln; allein seine Truppe würde dadurch allzu sehr geschwächt worden sein, und er verwarf daher diese Idee bald wieder.

Das Lager blieb daher ganz in Dunkelheit gehüllt. Diese Dunkelheit war nicht blos für die Abenteurer selbst eine Gefahr, sondern vielleicht waren diejenigen, deren Abwesenheit so peinlich gefühlt wurde, auf Abwege geraten, und dann hatten sie gar kein Mittel, sich in der Wüste wieder zurecht zu finden. Die Bewohner des Lagers fingen an zu zweifeln, ob ihr Anführer und seine vier Gefährten je zu ihnen zurückkehren würden.

Die leise geführten Gespräche wurden unterbrochen, jeder verschloß seine Unruhe in sich, und im Lager wie auf der endlosen Ebene hatte sich eine unheimliche Stille eingestellt.

Indessen wurde diese feierliche Ruhe bald durch ein unbestimmtes Getöse gestört. Man glaubte eine Art Gewieher zu hören, — ein noch durch die Entfernung geschwächtes Gewieher. Gomez, der sich nun schon mit seinem Amte etwas mehr vertraut gemacht hatte, das ihm so unverhofft zugefallen war, beeilte sich dieses Mal, durch die herannahende Gefahr, die alle ahnten, ohne sie noch zu sehen, gespannt, aus eigenem Antriebe wieder den indianischen Läufer aufzusuchen, den er für einen wirklichen Häuptling hielt.

Dieser behauptete immer noch seine frühere Kaltblütigkeit.

„Die Ohren eines Weißen," sprach der Mexikaner, sich zu dem Apachen wendend, „sind nicht so fein, wie die eines Indianers. Könnte der Häuptling mir sagen, ob das, was sich dort unten auf der Ebene hören läßt, das Gewieher der Pferde seiner Boten ist?"

Der Indianer horchte einige Sekunden mit vieler Aufmerksamkeit.

„Es sind die Boten," antwortete er; „sie wollen sich erkundigen, ob der Häuptling mit der doppelläufigen Flinte und der andere, Pedro Diaz genannt, endlich zurückgekommen sind."

„Die Indianer wissen vielleicht besser als die Weißen, daß diese zwei Häuptlinge nicht mehr zurückkommen werden; wenn sie aber dieses Mal mit demjenigen, den seine Kameraden gewählt haben, um ihn zu ersetzen, das heißt mit mir, wegen des Friedens nicht unterhandeln wollen, so ist es ein Beweis, daß sie den Krieg wünschen."

„Gut!" sprach der Indianer. „Der Schwarzvogel ist ein gefürchteter Häuptling, der bei andern nicht erst fragt, ob er etwas thun oder lassen soll."

Während dieses kurzen Zwiegesprächs hatte das ferne Getöse zugenommen. Der Boden erdröhnte dumpf unter dem Hufschlage der herangaloppierenden Pferde, die in der Finsternis aber noch unsichtbar waren. Ein dumpfes Beben durchlief das ganze Lager; aber die Goldsucher dachten, aus der Anwesenheit der Antilope Vertrauen schöpfend, noch nicht daran, sich in Verteidigungszustand zu setzen. Schon wollte Gomez den Befehl dazu geben, als der Indianer ihm ein Zeichen gab, daß er horchen solle.

Der Indianer neigte selbst den Kopf vor, um mit dem Beispiele voranzugehen.

„Es sind nicht mehr die Boten," sprach die Antilope, „sieh selbst hin!"

Ein Pferdetrupp sprang auf der Ebene umher, und zwar so nahe beim Lager, daß man wohl sehen konnte, daß keines einen Reiter trug.

„Es sind wilde Pferde," fuhr der Indianer fort, „meine Krieger wollen dieselben einfangen. Gelingt ihnen dies, so werden unsere Freunde mit den weißen Gesichtern ihren Beute-Anteil bekommen. Der Schwarzvogel wird bald wieder erscheinen, um die Beute unter sie auszuteilen."

In der That galoppierten zwei bis drei Indianer neben den herrenlosen Pferden her, die voller Schrecken zu fliehen schienen.

„Die weißen Gesichter können ruhig sein," rief die Antilope, um den Argwohn des Feindes zu beschwichtigen. „Endlich kommt der Schwarzvogel, um mit seinen neuen Freunden zu unterhandeln. Sieh doch hin, er kommt ohne Furcht über die Jagdgründe her."

Der Indianer sprach mit Leuten, deren Mißtrauen durch dieses Schauspiel nicht im entferntesten erregt wurde. Die meisten Mexikaner sahen hierin nur ein Unterpfand ihrer Sicherheit. Es schien ihnen, die Zutraulichkeit und Zuversicht, welche einige Indianer an den Tag legten, indem sie bis vor die Verschanzungen der Weißen hin wilde Pferde verfolgten, seien das Anzeichen eines bald zustande kommenden Friedens.

Keiner von ihnen bemerkte, wie der Läufer ganz sachte seinen weiten Mantel aufband, und wie seine Hand unter den Falten des genannten Kleidungsstückes eine scharfe, am Gürtel befestigte Axt hervorzog; ihre Aufmerksamkeit war zu sehr von der neuen Scene in Anspruch genommen, die sich ihren Blicken darbot.

Der Pferdetrupp war im Begriffe, an den rings um das Lager her aufgestellten Wagen hin zu fliehen. Unter den Indianern, die hinter den auf der Ebene umherspringenden Tieren herangaloppiert waren, wurde der Schwarzvogel bald sichtbar. Die Abenteurer sahen, wie er die fliehende Kolonne überholte und den Versuch machte, ihr den Rückzug abzuschneiden. Und in der That machten die Pferde mit einemmale vor der Oeffnung Halt, die einige Stunden zuvor gemacht worden war, um die Unterhändler durchzulassen.

Plötzlich, und zwar im Augenblicke, wo das thörichte Vertrauen, das die Anwesenheit des Läufers und die friedliche Erscheinung der jagenden Indianer den Mexikanern eingeflößt hatte, keine Grenzen mehr kannte, erhob sich unter ihnen ein Schrei des Entsetzens und der Bestürzung.

In einem Nu richteten sich düstere und schwarze Gestalten, die von der Finsternis geboren zu sein schienen, vor den Augen der Mexikaner auf.

Auf den Pferden, die bis dahin herrenlos schienen, saßen mit einemmale Reiter mit wallenden Federbüschen, — Reiter, die ihre Mäntel schüttelten, ihre Waffen schwangen und ein abscheuliches Geheul hören ließen.

Ein unglücklicher Zwischenfall vermehrte noch den Tumult und das Schreckenhafte dieses Ueberfalls.

Durch das Geheul, das mit einemmale inmitten der Stille die Luft erschütterte, aufgeregt, gaben sich die Pferde, welche ihr Instinkt schon seit einigen Augenblicken von der Anwesenheit der Indianer benachrichtigte, ihrem wilden Schrecken hin.

In einem Augenblicke waren die Bande, womit sie an die Räder und Deichseln der Wagen festgebunden waren, ausgerissen.

Die Tiere fingen an, in dem Lager hin und her zu springen und ihre Herren, die sie nicht mehr zu bändigen vermochten, zu Boden zu werfen und auf ihnen herumzutreten.

Die einen rannten blind gegen die Verschanzung, andere setzten über die Wagen oder stürzten durch die bereits erwähnte Oeffnung aus dem Lager heraus.

Schmerzens- und Wutschreie vermischten sich mit dem Gewieher der Pferde und dem Geheule der Indianer und machten die Tapfersten unschlüssig oder bestürzt.

Bald waren keine anderen Pferde mehr da als diejenigen, die in ihrem blinden Schrecken sich an den Wagen irgend ein Glied zerschmettert hatten oder von dem Anpralle betäubt auf dem Boden lagen; die anderen galoppierten schon auf der Ebene fort.

Dieses neue Unglück, das über die Mexikaner hereinbrach, wäre ihnen indessen beinahe günstig gewesen.

Die Indianer, die sich so plötzlich in den Sattel geschwungen hatten, wußten nicht, ob sie nicht diese lebende Beute, die ihnen entfloh, verfolgen sollten. Schon setzten einige den zerstreuten Tieren nach, zum Unglück für die Weißen hielt die Stimme des Schwarzvogels sie zurück.

Ein Wort wird jetzt die unerwartete Anwesenheit der Wilden erklären.

Die Apachen hatten gegen die Mexikaner eine List gebraucht, deren sich nur so kühne Reiter, wie sie sind, mit Glück bedienen können. Mit einem Beine an ihrem Sattel befestigt, und den Körper hinter den Flanken ihrer Pferde verbergend, können sie beträchtliche Entfernungen durchlaufen. Die Finsternis hatte die Ausführung dieser Kriegslist erleichtert, und die mexikanischen Abenteurer hatten bloß wilde Pferde gesehen, ohne die Reiter, die sie lenkten, zu bemerken.

Gleich einem Staubwirbel, den der Wind fortjagt, stürzten die Reiter durch die freigelassene Oeffnung ins Lager hinein. Bald erzitterte der Boden unter dem Galopp der indianischen Hauptmasse, die herbeijagte, um sich mit den ersten zu vereinigen, als Gomez den Dolch nach dem neben ihm sitzenden Indianer zückte; aber die Antilope kam ihm zuvor.

Plötzlich glitt dem Läufer der Mantel auf die Füße, und mit einem Axthiebe spaltete er den Schädel des unglücklichen Goldsuchers bis auf die Augen herab.

In demselben Augenblicke ertönte ganz in der Nähe des Zeltes Don Estevans ein Kriegsgeschrei, welches so plötzlich kam und so ohrenzerreißend war, daß es eher aus der Kehle des Teufels, als aus einer menschlichen Brust hervorgekommen zu sein schien.

Die Antilope, welche dasselbe ausstieß, sprang von der Anhöhe herab und fiel wie ein Donnerkeil mitten unter die Weißen.

Ein hundertfaches Geheul gab zu gleicher Zeit ein Echo von dem des Läufers.

„Die Weißen sind nicht einmal Hunde," rief der Indianer; „sie sind Hasen und unvernünftige Tiere." Mit diesen Worten war er wieder bei seinen wilden Genossen angelangt.

Eine entsetzliche Verwirrung herrschte mehr denn je im Lager der Mexikaner. In der Finsternis und in der Bestürzung rannte man in der Irre umher; einige zogen gegen einander das Messer, indem sie in ihren Genossen Feinde erblickten.

Die Stunde des Todes hatte für die Leute im Lager geschlagen.

Vergebens empfingen Flintenschüsse die Indianer; kein Schuß traf, da den Schießenden das Auge getrübt war und die Hand zitterte. Die Apachen verschmähten sogar, dieses Flintenfeuer zu erwidern.

Die wilden Krieger stürzten mit dem Spieße und der Mordkeule in der Hand heran.

Sechzig Pferde, die mit einemmale mit dem wilden, ihnen und ihren Herren eigentümlichen Ungestüm auf die Verschanzung zugesprengt kamen, stürzten sich durch dieselbe hindurch, gleich den Wogen des Ozeans, die schäumend ein in Stücke gehendes Schiff umgeben.

An der Spitze dieser furchtbaren rothäutigen Krieger, inmitten des betäubenden Geheuls, das sie ausstießen, war der Schwarzvogel an seiner hohen Statur und der Unbeweglichkeit seines rechten Armes zu erkennen. Als unerschrockener Häuptling hatte der Indianer sich an seinen Sattel festbinden

lassen, um seine Krieger anzuführen und seine Augen an dem Gemetzel zu weiden; seine linke Hand diente ihm dazu, sein Pferd zu lenken. Er konnte die Kämpfenden blos durch die Füße seines Pferdes zertreten lassen.

In einigen Minuten hatten die Axt, das Messer, die Lanze in den Händen der Indianer furchtbar gewütet. Die Leichname lagen in Haufen umher. Noch kämpften einige Mexikaner mit dem Mute der Verzweiflung; aber die meisten von denen, die am Leben waren, suchten zu fliehen. Allein die noch im Lager gebliebenen Pferde lagen neben ihren Herren tot auf dem Sande. Indessen regte die Furcht; die Weißen verließen ihren letzten Zufluchtsort, um sich über die Ebene hin zu zerstreuen.

Die Niederlage der Mexikaner war mehr denn zur Hälfte entschieden, als den noch im Lager Kämpfenden ein Hoffnungsstrahl sich zeigte.

Von den Nebelbergen her kamen zwei Reiter mit verhängtem Zügel herangesprengt. Einige Flüchtlinge gesellten sich ihnen bei.

Dieser unvorhergesehene Zwischenfall konnte die Lage der Dinge ändern; aber unglücklicherweise waren sämtliche Flüchtlinge, denen die Indianer hart zusetzten, unberitten und konnten sich gegen ihre hoch zu Roß sitzenden Feinde nicht lange behaupten.

Vergebens hieb einer der so unvermutet herangekommenen Reiter, den man in der Finsternis nicht erkennen konnte und der mit einer einem Apachen entrissenen Axt bewaffnet war, auf jeden Streich einen Feind nieder. Er stand in den Steigbügeln und wurde von seinem Gefährten, den man in der Dunkelheit ebenso wenig erkennen konnte wie ihn selbst, wacker unterstützt. Bald waren sie von einem Haufen scheußlicher Körper umringt, die von allen Seiten auf sie eindrangen.

Indessen setzte nach Verlauf einiger Zeit ein Pferd mit seinem Reiter in ungeheurem Sprunge über diese lebende Mauer hinweg, und bald verschwanden beide, mit Wut verfolgt, wieder in der Richtung, in der sie hergekommen waren.

Was den andern Reiter betrifft, so benachrichtigte ein fürchterliches Siegesgeheul die im Lager umringten Abenteurer, daß derselbe getötet oder gefangen worden.

Dies war der letzte Akt des kläglichen Trauerspiels.

Jeden Augenblick fiel einer der zerstreuten Flüchtlinge oder einer der wenigen noch im Lager befindlichen Kämpfer unter der indianischen Lanze, um nicht mehr aufzustehen.

Bald verloren sich Verfolger und Verfolgte in der Finsternis, wo die Musketenschüsse immer seltener wurden und die Verminderung der Kämpfenden anzeigten.

Dann hörte man nichts mehr.

Einige Augenblicke darauf hatten sich die siegreichen Indianer wieder vereinigt; diejenigen, welche den Flüchtlingen nachgesetzt, hielten alle Kopfhäute in der Hand, die noch von Blut troffen.

Die im Lager ermordeten Weißen waren auf gleiche Weise verstümmelt worden.

Von der ganzen zahlreichen Truppe war niemand übrig geblieben, als der lebendig skalpierte Gambusino und einige wenige Flüchtlinge, die in der Finsternis dem gräßlichen Gemetzel entronnen waren. Die anderen waren nur noch ihrer

Haare beraubte und hundertfach verstümmelte Leichname, die unter den toten Mauleseln und Pferden umherlagen.

Eine Stunde nach dem Ende dieses blutigen Kampfes erleuchtete das Feuer der zu einem ungeheuren Scheiterhaufen vereinigten Wagen weithin die mit Toten und Sterbenden übersäte Ebene.

Die Flamme ließ auch einen weißen Gefangenen sehen, der an den Stamm eines Eichenbaumes festgebunden war. Um ihn her führte eine Gruppe von Indianern einen wilden Rundtanz aus.

Jetzt saßen wieder, wie vor einigen Stunden, der Schwarzvogel und die Antilope vor dem Zelte Don Estevans. Sie glichen zweien Todesengeln, hergesandt, die Zerstörung und das Gemetzel zu leiten. Sie schienen ihre Augen an dem düstern Schauspiel des Todes zu weiden; ihre Ohren schienen mit Wonne dem Geächze zu lauschen, das der letzte Todeskampf einigen Verwundeten entriß.

Ein düsterer und da und dort durch den Widerschein des Feuers geröteter Himmel dehnte sich über dieser unheimlichen Szene aus.

Die beiden Indianer hatten wieder ihre ruhige Haltung angenommen, wie wenn sie beide allem fremd geblieben wären, was bis dahin geschehen war. Beide beobachteten ein ernstes Schweigen. Die Antilope brach es zuerst.

„Was hört jetzt der Schwarzvogel?" fragte der Läufer seinen Gefährten.

„Zwei Stimmen," antwortete der Häuptling; „die des Fiebers, das im Mark der Knochen glüht und ihn mahnt, sich den Händen des Arztes der Nation zu übergeben. Auch hört er noch drei Krieger aus Mitternacht, die fliehen, und die Stimme eines Freundes, der zum verwundeten Häuptling spricht: „„Ein Freund wird Dich rächen!""

„Es ist gut," antwortete die Antilope einfach — „morgen werde ich mit dreißig unserer besten Krieger ihnen nachsetzen."

Zwanzigstes Kapitel.

Fabian ergreift Besitz vom Goldthal.

Wir müssen nun auf den Morgen des nämlichen für die Mexikaner so unheilvollen Tages zurückkommen, an welchem die auf ihrem schwimmenden Inselchen so wunderbar geretteten Jäger in das Goldthal eindringen wollten.

Dunkelheit, welche bereits nicht mehr die der feierlichen Stunden der Nacht in den Wüsten war, umhüllte noch die Landschaft und zeigte sie nur in großen Umrissen. Die Sterne verließen nach und nach den Himmel, von welchem die Spitzberge der Sierra*) abstachen wie die Türme und abenteuerliche Zinnen, deren Gipfel graue Nebel umkränzen.

Dichte Schatten bezeichneten an den Seiten tiefe Spalten. Am Fuße des

---

*) Bergkette.

Gebirges trennte sich ein alleinstehender Felsen wie ein vorgeschobenes Bollwerk von der Masse der naheliegenden Berge. Hinter der Oberfläche seiner Spitze stürzte sich ein Wasserfall mit Brausen in einen endlosen Abgrund. Diesseits des alleinstehenden Felsens, der sich in Form eines abgestumpften Kegels erhob, zeigte eine bewegliche Linie von kleinen Weiden- und Baumwollenbäumen, die Nähe eines laufenden Wassers.

Dann erstreckte sich die ungeheure Ebene des Delta, gebildet durch die Gabelteilung des Rio Gila, der sich östlich und westlich durch die Kette der Nebelberge hindurch einen Durchgang erzwang, bis zur Spitze dieses Dreiecks in ihrer ganzen düsteren Majestät.

Das von dem Flusse umgebene Delta war kaum über eine Stunde lang.

Dies waren in der Finsternis für den Reisenden, welcher von der Gabel des Flusses herkam, die Hauptzüge der Landschaft.

Die Dunkelheit wich dem Tage; das bläuliche Licht des Morgens folgte an den Bergzacken auf die Finsternis. Wie aus der ersten verworrenen Anlage eines Gemäldes tauchten die Spitzen der Berge nach einander aus der düsteren Morgendämmerung hervor.

Allmählich drangen unbestimmte Schlaglichter in die Schluchten der über einander aufgetürmten Hügel ein. Nach und nach wurde es hell.

Am Fuße dieser Bäume stand das Skelett eines Pferdes, das auf seinen gebleichten Gebeinen noch die roten Zierraten trug, die es früher getragen. Bruchstücke von einem Sattel umgaben noch seine fleischlosen und durchsichtigen Flanken.

Das Dämmerungslicht beleuchtete bald unheimlichere Sinnbilder; auf Pfosten, die in gewissen Entfernungen angebracht waren, flatterten Menschenhaare im Morgenwinde. Diese scheußlichen Trophäen zeigten das Grab eines wilden Kriegers an.

In seinem Grabe liegend, beherrschte der Häuptling die Ebenen, auf denen sein Kriegsgeschrei so oft erschallt war, und die er auf dem nämlichen Schlachtpferde durcheilt hatte, dessen Gebeine nun neben ihm von dem Thau der Nächte und der glühenden Hitze des Tages gebleicht wurden. Raubvögel flogen krächzend über diesem stummen Grabe hin und her, gleich als ob ihr Gekrächze den hätte aufwecken sollen, der für immer schlief, und dessen kalte Hand ihnen nicht mehr blutige Feste bereiten sollte.

Einige Minuten darauf erschien der den Nebelbergen entgegengesetzte Horizont in blassem Lichte.

Der Tag war nun da, aber ein Nebelmantel verhüllte noch die Hügelmasse.

Nach und nach verteilten sich diese Nebel vor dem Morgenwinde wie ein wallender Vorhang. Dunstflocken blieben an den Blättern der Gesträuche hängen oder hüpften wie Gemsen von Gipfel zu Gipfel und ließen nach einander tiefe Engpässe sehen; an ihrem Eingange erblickte man eine große Menge Opfergaben, mit denen der indianische Aberglaube die Geister der Berge bedacht hatte, sowie wilde Abgründe und an deren Seiten schäumend herabstürzende Wasserfälle.

Ueber dem Grabe des indianischen Häuptlings sandte der Wasserfall einen feuchten Staub empor. Endlich konnte man sehen, wie am Fuße der Pyramide, auf dem sich das Grabmal befand, ein enges Thälchen sich ausdehnte; dies war das Goldthal.

Auf den ersten Blick bemerkte das Auge nur seine düstere und wunderliche

Umgebung, die scheußlichen aus Menschenhaaren bestehenden Trophäen, schäumende Wasserfälle und den unter einem Mantel von Wasserpflanzen kaum sichtbaren See; aber ein Gambusino würde bald noch anderes entdeckt haben.

Nichts verriet an diesem einsamen Orte die Anwesenheit lebender Wesen, als drei Männer, die bis dahin durch die Unebenheiten des Bodens verborgen waren, ganz in der Nähe des Goldthales erschienen.

Alle drei schienen erstaunte, fast furchtsame Blicke umher zu werfen.

„Wenn es irgend furchtbar ist," sprach José, indem er seine beiden Gefährten stille stehen hieß und ihnen den die Bergkette bedeckenden Nebelmantel zeigte, „so ist es gewiß hier in diesen wilden Schluchten."

„Wenn es wahr ist, daß es das Gold ist, das zu den meisten Verbrechen auf dieser Welt Anlaß gegeben hat, so sollte man fast glauben, daß der böse Geist dieses Goldthal, das nach Deiner Aussage, Fabian, so viele Reichtümer enthält, zu seinem Aufenthaltsorte erkoren hat."

„Sie haben Recht," antwortete Fabian, der feierlich und blaß aussah.

„Geduld, mein Kind, Geduld!" antwortete Rosenholz ernst. „Ich habe im Laufe eines langen Lebens das Verbrechen nie unbestraft bleiben sehen; oft findet man Spuren wieder, die man schon längst verwischt glaubt; bisweilen erhebt sich sogar die Stimme der Wüste wider den Schuldigen. Ist der Mörder noch nicht tot, so wird ihn die Habsucht abermals an diesen Ort führen, — was nicht lange anstehen dürfte, da er sich vielleicht im mexikanischen Lager befindet. Wollen wir nun, Fabian, den Feind hier erwarten, oder wollen wir unsere Taschen mit Gold füllen, um dann wieder die Wohnungen der Menschen aufzusuchen? . . . Darüber hast Du nun zu entscheiden."

Bei diesen Worten seufzte der arme Rosenholz.

„Ich weiß nicht, wozu ich mich entschließen soll," antwortete Fabian. „Ich fühle, daß eine unsichtbare Hand mich treibt, wie am Abende, wo ich ohne mir Rechenschaft von meinen Gedanken abzulegen, zu Euch kam und mich an Euer Feuer setzte. Warum setzte ich, der ich nicht einmal weiß, was ich mit diesem Golde anfangen soll, mein Leben der Gefahr aus, um mich des toten Metalls zu bemächtigen? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur eines, und das ist, daß ich mit traurigem Herzen hier stehe."

„Zwar ist der Mensch nur ein Spielzeug in der Hand der Vorsehung," sprach Rosenholz.

Hier unterbrach ein heiserer Schrei, eine Art menschlichen Gebrülls den Kanadier und vermischte sich mit dem Rauschen des Wasserfalls.

Dieser Schrei schien aus dem indianischen Grabe hervorzukommen.

Die drei Jäger richteten überrascht den Kopf zu gleicher Zeit nach der Spitze der Pyramide hin. Die Sonne spielte zwischen den Rippen des Pferdeskelettes, und der Wind fuhr fort, die Menschenhaare an den äußersten Enden der Stangen, die sie trugen, zu bewegen. Das Auge eines der über dem Felsen schwebenden Raubvögel hätte allein den Urheber des Schreies entdecken können.

Es lag in dem Tone der Stimme, die sie gehört, etwas so Unerklärliches, daß sie einen Augenblick zweifelten, ob hier nicht eine Sinnestäuschung stattgefunden.

„War es wirklich die Stimme eines Menschen?" fragte Rosenholz ganz leise, indem er Fabian und José anhielt. „Oder ist es nur eines jener seltsamen Echos, die in vergangener Nacht in diesen Bergen hallten?"

„Wenn es eine menschliche Stimme ist, so frage ich mich, woher sie kommen kann," antwortete Fabian, „denn ich habe wie Sie einen Schrei über unseren Köpfen gehört."

„Möge Gott geben," sprach der Spanier, indem er ein Kreuz schlug, „daß wir in diesen Bergen, wo unerklärliche Töne sich hören lassen, wo Blitze einen heiteren Himmel durchfurchen, es mit nichts Schlimmerem als mit Menschen zu thun haben! Seien Sie doch so gut, Don Fabian, und sagen Sie uns, ob wir noch weit von dem rechten Orte entfernt sind."

Fabian schien seine Erinnerungen sammeln zu wollen; dann warf er abermals einen aufmerksamen Blick umher, von der Spitze der Nebelberge und dem Gipfel der Pyramide bis zu den fernen Dünsten, die aus dem Flusse emporstiegen.

Zufrieden mit dieser Untersuchung beantwortete er die Frage des Spaniers also:

„Ohne Zweifel sind wir nicht mehr weit davon; denn das Thal muß am Fuße des Grabes des indianischen Häuptlings sein, und diese rohen Verzierungen zeigen hinlänglich an, daß diese Felsenmasse das Grab selbst ist."

„Alles, was mich an diesem geheimnisvollen Orte umgiebt, flößt mir Mißtrauen ein," versetzte Rosenholz

„Der Schrei, den wir soeben gehört, verrät die Anwesenheit eines menschlichen Wesens; immerhin ist es zu fürchten. Ehe wir uns daher trennen, will ich den uns zunächst umgebenden Strich untersuchen."

„Was habe ich Euch gesagt?" rief der Kanadier zuerst. „Hier sind die Fußspuren eines Weißen, und ich wollte darauf schwören, daß er vor nicht zehn Minuten hier war."

Und in der That konnte man im Sande menschliche Fußspuren sehen; durch einen Tritt war sogar der Schaft eines wilden Portulaks umgetreten worden, nur nach und nach richteten sich die Stengel desselben wieder auf.

„Auf jeden Fall ist er allein!" sprach Fabian.

„Laß mich machen; dieser undurchdringliche Hag kann den Feind verbergen. Aber nein," setzte er hinzu, „der Mensch, dessen Tritte wir hier sehen, hat bloß die wilden Reben, welche sich von einem Baume zum andern hinziehen, entfernt, um einen Blick auf den Ort zu werfen."

Allein der Boden wurde nun kalkartig und war mit flachen Steinen übersäet, ähnlich den Grabsteinen auf den Kirchhöfen.

Von einer Spur war nichts mehr zu sehen.

„Wir wollen um diesen Felsen herumgehen," fing Rosenholz wieder an; „komm José; Du, Fabian, wirst uns hier erwarten."

Die beiden Jäger entfernten sich; Fabian blieb allein und nachdenklich zurück. Das Goldthal, von dessen Eroberung er einst geträumt hatte, war nun in seiner Nähe.

Traurig und niedergeschlagen, wie ein Mensch, der viel erduldet hat, ging Fabian auf den Gürtel dichter Gebüsche zu, der vor ihm ein fast undurchdringliches Dickicht bildete.

Der bläuliche Schatten, der noch im Thalgrunde herrschte, schwand vor der Sonne und ließ nach und nach unzählige Blitze hervortreten.

Jeder andere Mensch, nur ein Goldsucher nicht, hätte sich durch das Aussehen dieser Kiesel täuschen lassen; allein das geübte Auge Fabians brauchte dieselben nur einen Augenblick zu erspähen, um unter ihrer Tonhülle das gediegene Gold zu erkennen.

Vor seinen Augen lag der reichste Schatz ausgebreitet, der sich je einem Menschen gezeigt.

Es liegt in dem Golde ein solcher Zauber, daß Fabian von einem Schwindel befallen wurde, dessen er nicht Herr zu werden vermochte.

Allein dieser Schwindel dauerte nicht lange; die Seele Fabians gehörte zu denen, die das Glück nicht berauscht.

Der Kanadier und José waren bald wieder bei ihm.

„Haben Sie ihn gefunden?" rief José.

„Den Schatz wohl, aber nicht den Menschen. Da, sehen Sie selbst!" sprach Fabian einfach.

„Wie?" fragte José, „diese funkelnden Steine da . . . ."

„Sind reines Gold, — sind die Schätze, die Gott seit Jahrhunderten hier verbirgt."

„Jesus, — Maria!" rief José. Während er die Augen eifrig auf diese Schwindel verursachende Masse von Reichtümern heftete, dann fiel er, starr vor Erstaunen, auf ein Knie nieder.

„Jetzt," fuhr Fabian fort, der mit trüber Miene das Spiel des Lichtes auf den Goldkieseln betrachtete, „jetzt erkläre ich mir erst, wie die zwei Flüsse bei ihrem jährlichen Steigen und die Bäche, die von den Nebelbergen herabkommen, das Gold der Goldlager und der Hügel in dieses enge Thal spülen, indem sie dasselbe überschwemmen.

Allein der Spanier hörte die Stimme Fabians nicht. In ihm entwickelte sich beim Anblicke dieser Schätze urplötzlich der Golddurst mit erneuter Heftigkeit wieder.

„Nicht wahr, José, Sie konnten sich nicht denken, daß so viel Gold an einem einzigen Orte beisammen wäre," sprach Fabian immer noch nachdenklich; „ich begreife es."

José antwortete immer noch nicht. Sein Auge hörte nicht auf, über die Goldblöcke gierig hinzuschweifen; nur warf er dann und wann einen verstohlenen aber unheimlichen Blick auf Fabian, der seine Gefährten nicht mehr zu sehen schien, sowie auf Rosenholz, der unbeweglich mit dem Arme auf dem Laufe seiner Büchse dastand.

Anders José. Der eine der Männer, die sich hier eingefunden, war der alte Genosse des Spaniers und hatte alle Gefahren mit ihm geteilt; in hundert Kämpfen hatten sie ihr Kriegsgeschrei mit einander ertönen lassen wie jene Waffenbrüder des alten Rittertums, die immer unter demselben Banner fochten.

Der andere war das durch seine Schuld zur Waise gewordene Kind, — auf der andern Seite das Leben, die Liebe seines einzigen Freundes, den er auf dieser Welt besaß. Aber der Teufel der Habsucht, der ihm keine Ruhe ließ, verwischte bei ihm alle diese Erinnerungen; für ihn waren diese zwei Menschen nun zu viel auf der Welt.

Aber dieser so furchtbare Kampf in seinem Innern war von kurzer Dauer.

Der frühere Grenzwächter war mit einemmale verschwunden, und als José sich von seinen abscheulichen Gedanken Rechenschaft geben konnte, trug die edle Natur, die er wieder errungen, den Sieg davon.

José hatte, immer noch mit einem Knie auf der Erde ruhend, die Augen

geschlossen; eine verstohlene Thräne drängte sich aus seinem Augenlide hervor und rollte auf seine bronzefarbene Wange herab.

„Herr Graf von Mediana," rief er, sich erhebend, „Sie sind von nun an ein reicher und mächtiger Herr, denn all dieses Gold gehört Ihnen allein."

Bei diesen Worten entblößte er sein Haupt.

„Da sei Gott für," sprach Fabian lebhaft, „daß Sie nicht dieses Gold mit mir teilen sollten, nachdem Sie meine Gefahren geteilt haben. Was sagen Sie dazu, Rosenholz? Freut es Sie nicht auch, daß Sie in ihrem Alter ebenfalls ein reicher und mächtiger Herr werden können?"

Aber immer noch ruhig auf den Lauf seines Karabiners gestützt, schüttelte Rosenholz vor so vielen Reichtümern ebenso kalt wie der Felsen, welcher sich über denselben erhob, einfach den Kopf, während ein von unaussprechlicher Zärtlichkeit durchdrungenes Lächeln, mit dem er Fabian ansah, von dem einzigen Interesse Zeugnis gab, das er an diesem wunderbaren Schauspiele nahm.

„Ich denke wie mein Freund José," versetzte der Kanadier; „was würde ich damit anfangen? Wenn dieses Gold für uns einen unschätzbaren Wert hat, so kommt dies daher, daß es Dir gehört."

Dieser letzte Wink mahnte die drei Freunde, daß die Zeit in der That kostbar sei.

José drang zuerst, die Zweige der Baumwollbäume auf die Seite drückend, durch den Hag ein; allein kaum hatte er einen Fuß im Goldthale, als in den Bergen sich ein Schuß hören ließ.

„Es ist der Teufel, der uns von seinem Gebiete abhalten will," rief der Karabinier; „aber auf jeden Fall ist es ein Teufel, der nicht am besten zielt!"

Ehe der Kanadier und Fabian in das Thal eindrangen, sahen sie zum zweitenmale nach der Spitze der Pyramide auf, von wo der Schuß sowie die Stimme, die sie gehört, gekommen zu sein schien.

Bald waren Rosenholz und Fabian wieder bei José, und alle drei gingen nun, ohne sich erst zu beraten, gemeinschaftlich auf den Felsen los.

Die Wände der Pyramide waren, obwohl steil, mit Gesträuchen bedeckt, die deren Ersteigung möglich machten.

Fabian wollte vorangehen, aber der kräftige Arm des Kanadiers hielt ihn zurück, während José bereits auf der halben Anhöhe angelangt war. Dann folgte Rosenholz, sein vielgeliebtes Kind mit seinem Körper wie mit einem Schilde schützend, nachdem er Fabian inständig gebeten, daß er ihm nur nachgehen möchte.

Indessen wallte die Nebelmasse über die Spitze des Felsens immer noch hin und her und bedeckte dieselbe ungleich mit einem undurchdringlichen Schleier, ähnlich dem der Wolken, die den Blitz verbergen.

Fabian und Rosenholz verloren José in dem Augenblicke aus dem Gesichte, wo sie einige Sekunden stehen blieben, um wieder Atem zu schöpfen.

Ein Schrei des Triumphes, von José ausgestoßen, bewies ihnen, daß er unbeschädigt oben angekommen war.

Es befand sich niemand darauf.

Rechts und links hatten sie das vollständigste Bild der Wüste in ihrer ganzen düsteren Pracht vor sich; dürre Ebenen, auf denen Sandwirbel in unerfreulicher Weise ihre Kreisbewegungen ausführten, eine glühende, teppichartige Masse von Licht und Dürre, — überall Stille.

Weit von dem aus den Weiden- und Baumwoll-Bäumen bestehenden Hage,

der von der Ebene her den Eingang zum Goldthale verdeckte, und fast noch in dem Nebel des Flusses begraben, kamen vier Reiter mit dem Karabiner in der Hand und dicht aneinander gedrängt heran. Indessen war die Entfernung noch zu groß, um den Anzug der Reiter, sowie die Hautfarbe derselben unterscheiden zu können.

„Werden wir auch hier noch eine Belagerung aushalten müssen?" rief Rosenholz. „Sind es Weiße? Oder sind es Rothäute?"

„Ob Rothäute oder Weiße, ist im Grunde hier gleichgültig; immerhin sind es Feinde," sprach José.

Während die drei Abenteurer sich bückten, ging eine Person, die für beide Teile bis daher unsichtbar gewesen war, sachte in den See hinein. Sie entfernte vorsichtig die schwimmenden Blätter der Seeblumen, machte sich aus ihren glänzenden Scheiben eine Art Dach und blieb unbeweglich.

Die See hatte einen unerwarteten Gast aufgenommen, aber ihre Oberfläche hatte ihr Aussehen nicht verändert.

Diese Person war Cuchillo, — der Schakal, der, von seinem Schicksal übel beraten, auf dem Jagdgrunde der Löwen jagen wollte.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Ankunft von Don Estevan und seinen Gefährten.

Als Cuchillo infolge seines eiligen Rittes in der Nähe der Nebelberge angekommen war, hielt er von neuem an. Er mußte einen Augenblick Halt machen, um sich zu orientieren.

Erst nach Verlauf einiger Minuten konnte er einen ruhigeren Blick umherwerfen.

Es war noch ganz dunkel, als er in der Nähe der über dem Goldthale sich erhebenden Pyramide ankam, und die feuchten Ausdünstungen des Sees verhüllten sowohl das Thal als den steilen Hügel, auf dem sich das indianische Grabmal befand, mit einem dichten Schleier.

Das dumpfe Rauschen des Wasserfalls, dessen er sich noch erinnerte, war für ihn ein Zeichen, das seiner Ungewißheit ein Ende machte.

Er stieg nun ab, um einen Augenblick auszuruhen und den Anbruch des Tages zu erwarten. Der Zufall hatte es gewollt, daß er genau an demselben Orte anhielt, an dem er den Marcos Arellanos ermordet hatte. Der Bandit sah zu seinem Schrecken mit der Geschwindigkeit des Blitzes die geringsten Einzelheiten dieses tötlichen Kampfes wieder vor seinen Augen.

In den amerikanischen Einöden fürchtet der vereinzelte Reisende die Lebenden mehr als die Toten, und Cuchillo hatte die Weißen oder die Indianer so sehr zu fürchten, als daß er Zeit gehabt hätte, sich lange mit Arellanos zu beschäftigen.

Nach und nach kamen ihm andere Gedanken. Wenn er auch nicht seine

Seelenruhe wieder erlangte, so hörte er doch auf, an ein Verbrechen zu denken, das sich mit allen früher begangenen vermengte.

Obgleich er so ziemlich gewiß war, daß niemand seine Flucht aus dem Lager bemerkt hatte, und daß ihm noch viel weniger jemand gefolgt war, so beschloß er doch, die Pyramide zu ersteigen, die sich vor ihm erhob, und von dieser Anhöhe herab die Wüste zu befragen.

Die zwei Tannen, deren düsteres Grün das Grab des apachischen Häuptlings bekränzte, schienen gar gut geeignet, ihn den Augen der Indianer zu entziehen, wenn sich solche zufällig in der Nachbarschaft finden sollten.

Indessen konnte er sich nicht enthalten, im Vorübergehen einen zugleich gierigen und ängstlichen Blick auf das Thal zu werfen, das mit den Goldkieseln übersäet war.

War das Thal immer noch von Menschenhänden so unberührt wie vor zwei Jahren, als er es hatte verlassen müssen?

Ein einfacher Blick beruhigte ihn darüber. Ein halb verdursteter Reisender sieht nicht mit größerer Freude die frische, von laufenden Wassern durchschnittene Oase, die sich inmitten des unabsehbaren und glühenden Sandmeeres seinen Blicken darbietet, als Cuchillo das vor ihm erglänzende Gold ansah; er beschloß daher, ehe er einen Schatz antastete, der seine Gedanken seit zwei Jahren beschäftigt, und wegen dessen er das Leben seiner Genossen so mutwillig geopfert hatte, an demselben seine Augen zu weiden.

Seinem verschmitzten Wesen gemäß nahm er deshalb, nachdem er der Befriedigung des teuersten seiner Wünsche einige Augenblicke gegönnt, sein Pferd beim Zügel, ging rasch auf die Berge zu und band es an einem der Gesträuche fest. Sofort bestieg er die Pyramide.

Auf der Spitze angekommen, befragte er die Einöden, ob er wirklich allein wäre, denn Don Estevan mit seinen drei Gefährten und der kanadische Jäger mit seinen zwei Freunden mußten sich erst zurecht finden und waren daher für ihn noch durch die Hügel verdeckt. Beruhigt durch die rings umher herrschende Stille lenkte er, nachdem er den zu seinen Füßen liegenden Schätzen einen Augenblick alle seine Gedanken zugewandt, seine Augen maschinenmäßig nach dem Wasserfall.

Das Wasser, welches im Herabfallen hinter der Pyramide eine Brücke von flüssigem Silber über den Abgrund zu werfen schien, ließ bisweilen den Blick frei.

Durch den feuchten Staub des Wasserfalls unablässig gewaschen, erschien dieser Goldblock in seinem ganzen Glanze.

Beim Anblicke des Blocks, den er durch das bloße Ausstrecken des Armes erreichen zu können glaubte, bemächtigte sich plötzlich eine wahnsinnige Freude im Herzen Cuchillos. Mit gierigen Blicken über den Abgrund hingeneigt, streckte er die Hände aus; seine Brust schwoll bis zum Bersten, und er wäre der gewaltigen Gemütsbewegung erlegen, wäre nicht ein Schrei seinem Munde entfahren.

Dies war der Schrei, den der Kanadier und dessen zwei Gefährten gehört hatten.

Bald aber entriß ihm ein Schauspiel, daß er in dieser Einöde nicht erwartet hatte, einen andern Schrei; dieses Mal aber war es ein Wutschrei.

Der Bandit hatte ein menschliches Geschöpf bemerkt — hatte einen Menschen

gesehen, der das Geheimnis seines Lebens kannte, der mit unheiligem Fuß auf seinen unbefleckten Schatz trat. Es war José. Rosenholz und Fabian waren für ihn unsichtbar, da sie hinter dem dichten Gürtel des Goldthales standen. Cuchillo glaubte José sei allein, und feuerte.

Dies war der Büchsenschuß, der gehört worden war.

Ein Todesschauer machte einen Augenblick das Herz in seiner Brust erstarren.

Zum Glück für den Banditen entzog ihn der dichte Nebel, der noch auf der Spitze der Pyramide schwebte, den Blicken der drei Freunde, die zu ihm hinaufgestiegen kamen.

Während sie hinaufstiegen, ließ er sich an dem entgegengesetzten Abhange unbemerkt hinab. Dies war eine neue Ursache der Ueberraschung für den Banditen, der, schlangenartig am Felsen hinabgleitend, sich im Wasser des Sees unter den Blättern der Seeblumen verbarg, mit dem festen Entschlusse, den Ausgang seines seltsamen Abenteuers abzuwarten.

In diesem Verstecke gedachte er aus dem Kampfe Nutzen zu ziehen, der sich zwischen Don Estevan samt seinen drei Begleitern und Fabian mit seinen zwei Freunden entspinnen mußte.

Ein Schauer teuflischer Freude vermischte sich mit dem, welchen die Kühle des Wassers des Sees ihm verursachte.

Cuchillo konnte gar leicht einen Kampf auf Leben und Tod zwischen Fabian und dem Herzog von Armada voraussehen. Er berechnete rasch die günstigen Umstände, die ihm noch blieben.

Unterdes hatte Rosenholz die Farbe der heransprengenden Reiter unterscheiden können.

„Es sind vier Reiter aus dem mexikanischen Lager," sprach er.

„Ich hatte es wohl vorausgesehen," rief Fabian.

„St!" antwortete Rosenholz.

Indem der Kanadier diese Worte sprach, legte er sich auf den Bauch, und zwar so, daß er seinen Kopf zwischen den Steinen verbarg, die wie die Zinnen die Spitze der Pyramide bedeckten. Dabei aber verlor er die vier Reiter keinen Augenblick aus den Augen. Schon hörte man inmitten der auf der Ebene herrschenden Stille die Hufschläge ihrer Pferde, als sie auch gleich darauf anhielten. Sie schienen sich über etwas zu beraten.

„Warum diese Verzögerung, Diaz?" sprach der Herzog von Armada ungeduldig zu seinem Vertrauten.

„Die Klugheit erheischt, daß wir uns nicht so vorwagen; erst wollen wir eine Rekognoszierung vornehmen."

„Ist der Ort nicht ganz so, wie Cuchillo ihn uns beschrieben."

„Das ist wahr, der Spitzbube muß hier irgendwo verborgen sein, da wir soeben noch seine Spuren in der Richtung dieses Felsens gefunden haben."

Don Estevan machte eine Bewegung, die seine Geringschätzung ausdrücken sollte.

„Diaz hat meiner Ansicht nach recht," sagte Baraja.

„Alle die Opfergaben, die von den Indianern am Eingange dieser Engpässe niedergelegt worden sind, beweisen, daß dieser Ort von ihnen stark besucht wird," setzte Droche hinzu. „Die Indianer sind noch mehr zu fürchten als Cuchillo, und das Leben unseres gnädigen Herrn darf am wenigsten bloßgestellt werden."

Don Estevan gab diesen Gründen nach, und hinter der Art Brustmauer,

die ihn verbarg, sah Rosenholz, wie Oroche abstieg und sich von der Gruppe entfernte.

„Ah!“ sagte Rosenholz leise. „Ich bemerke jetzt auch unter den Reitern die Person, die sich Don Estevan nennen ließ, . . . und die niemand anders ist, als Don Antonio de Mediana, den sein Stern endlich in unsere Hände giebt!“

„Don Antonio de Mediana!“ wiederholte Fabian. „Ist es möglich? Irren Sie sich nicht?“

„Er ist es, sage ich Dir!“

„Ah!“ rief Fabian, „ich sehe ihn nun; es war der Finger Gottes, der mich wider meinen Willen an diesen verfluchten Ort trieb.“

José schwieg, aber bei dem Namen, den er hatte aussprechen hören, richtete auch er den Kopf in die Höhe. Allein selbst ein so geschickter Schütze, wie Rosenholz, würde schwerlich einen der Reiter haben treffen können; José verbarg sich deshalb von neuem hinter der Firste des Felsens.

„So richte Dich doch nicht so in die Höhe, José,“ sprach der Kanadier, „sonst sieht man Dich.“

„Sehen Sie hinter diesen keine anderen Reiter?“ fragte Fabian.

„Niemand. Von der Spitze dort unten, wo der Fluß sich in zwei Arme teilt, bis hierher sehe ich nur Nebel und Sonnenschein, aber kein lebendes Wesen . . . es sei denn,“ fuhr Rosenholz fort, „daß jene schwarze Masse, die ich auf dem Flusse schwimmen sehe, kein abgestorbener Baum ist, wie ich vermute. Auf jeden Fall aber folgt die schwarze Masse, mag sie nun ein Baumstamm oder ein Kahn aus Rinde sein, der Strömung und entfernt sich also von uns.“

„Was liegt daran?“ sprach Fabian, der lieber Antonio überwachen, als ein fernes Geheimnis aufklären wollte; „schildern Sie mir die Reiter, die bei Don Antonio sind.“

„Ah“ fuhr der Kanadier fort, „der Rindenkahn, oder der Baumstamm . . .“

„So lassen Sie doch um Himmelswillen diesen fernen Gegenstand,“ rief Fabian, von einer rasenden Ungeduld verzehrt.

„So frag doch den Matrosen, der auf einem fernen Meere ausgucken muß, ob er sich um die Felsenriffe zu bekümmern hat? Wohlan! Der Kahn verschwindet im Nebel.“

„Und die Reiter? die Reiter?“ fragte Fabian.

„Ich kenne die drei andern Reiter nicht. Es ist einer darunter, der sich durch seine gerade Statur auszeichnet; welch schönes Pferd reitet er!“

„Einen Rotbraunen — Goldborten an seinem Filzhute — ein edles Gesicht?“

„Ganz richtig.“

„Es ist Pedro Diaz.“

„So wahr Gott lebt!“ hob Rosenholz wieder an, „es ist einer unter ihnen, der sich darin zu gefallen scheint, daß er seinen Mantel zu Riemen geschnitten hat.“

„Es ist Oroche,“ unterbrach ihn Fabian; „und was thun sie jetzt? Aber es wäre eine Feigheit, wenn wir uns nicht zeigen wollten, jetzt, da Gott uns Antonio fast allein schickt.“

„Geduld,“ sagte José, „es liegt mir ebenso viel daran wie Ihnen. Sind sie allein, Rosenholz, oder siehst Du in der Ferne den Rest ihres Trupps?“

„Der Sand dreht sich dort unten in großen Wirbeln, allein es ist der

Wind, der ihn in die Höhe treibt; sie sind allein. Dort steigt der Mann mit dem in Riemen geschnittenen Mantel ab und geht auf den Hag von Weidenbäumen zu."

„Ja," sagte Fabian, „sie können den Weg wohl wissen; ist aber nicht ein in Gamuza*) gekleideter Mann darunter, der einen Apfelschimmel reitet? Ist er darunter, so ist es kein anderer Mensch, als Cuchillo."

„Er ist nicht darunter," antwortete der Kanadier, „aber halt! . . . Ah! der Spitzbube hat das Goldlager gefunden," setzte Rosenholz hinzu.

Es folgte nun ein kurzes Schweigen, während dessen die drei Freunde sogar ihren Atem zurückhielten.

„Es scheint mir als ob das Wasser des Sees sich bewegte," sagte Rosenholz. „Ah! der Mann mit dem Mantel kommt wieder hinter dem Hage hervor, er spricht mit einem seiner Kameraden, und beide fangen an, ganz närrisch zu hüpfen und zu springen; die Freude macht sie verrückt, ich glaube es wohl; selten haben diese Leute, die nur Goldsucher sind, ein Lager gefunden wie dieses; aber sie sind allein, und es ist nun der Augenblick gekommen, ihnen zu zeigen, daß dieser Schatz niemand als uns gehört."

Bei diesen Worten erhob sich Rosenholz langsam.

Beruhigt durch die Untersuchung der Oertlichkeiten, welche vollkommen verlassen zu sein schienen, hatten Oroche und Baraja, nachdem sie ihre Pferde bestiegen, Don Estevan und Pedro Diaz, die zurückgeblieben waren, ein Zeichen gegeben, daß sie zu ihnen hinkommen möchten.

Die zwei vorangeschickten Männer hatten, obwohl durch das funkelnde Aussehen des Goldthales geblendet, doch die von Cuchillo im Sande zurückgelassenen Fußspuren sehen müssen.

Wie Cuchillo und José vor ihnen, so waren auch die beiden Goldsucher zu gleicher Zeit von habsüchtigen Regungen ergriffen.

Der düstere Ort, die einsamen Schluchten, — alles murmelte ihnen unheimliche Ratschläge ins Ohr.

Wenn Don Estevan, wenn Pedro Diaz nicht mehr ins Lager zurückkehrten, so blieben Baraja und Oroche allein. Später konnte man dann sehen, wer im stande war, den anderen aus dem Wege zu schaffen. Dies waren die Gedanken, die Oroche und Baraja beschäftigten, als die Reiter wieder zu ihnen stießen.

„Wir haben die Spuren Cuchillos gesehen," sagte Baraja.

„Cuchillo hat den Schatz gesehen und darf nicht entkommen," setzte Oroche hinzu. „Ich bin mit Baraja der Ansicht, daß er sich nur in diesen Schluchten hat verbergen können."

„Sennor Estevan," sprach Pedro Diaz, „ich glaube, wir sollten jetzt ins Lager zurückkehren."

Don Antonio war einen Augenblick unschlüssig, und während dieser Zeit schlug das Herz Barajas, so wie das Oroches heftig.

Der Rat, den Diaz gegeben, war ein guter, und die beiden Bösewichte fühlten es besser, als sonst jemand.

Von der Pyramide herab konnten die drei im Hinterhalte liegenden Jäger diejenigen, deren sämmtliche Bewegungen sie beobachtet hatten, mit ihren Büchsen erreichen.

---

*) Gegerbte Damhirschhaut.

Ein fürchterliches Erwachen sollte die goldenen Träume Barajas und Oroches vernichten.

„Es ist Zeit zu handeln!“ sprach Rosenholz.

„Ich muß Don Antonio haben,“ sagte Fabian kurz; „nehmen Sie Ihre Maßregeln darnach.“

Während Fabian dies sprach, richtete sich der Kanadier in seiner ganzen Höhe auf; er stieß einen Schrei aus, der plötzlich in den Ohren der vier Neuangekommenen wiederklang.

„Wer sind Sie? Was wollen Sie?“ rief eine Stimme, die Fabian als Don Antonios erkannte.

„Wer wir sind?“ antwortete der Kanadier; „ich will es Ihnen sagen. Vorerst aber will ich Sie an eine Wahrheit erinnern, die in meinem Vaterlande und in der Wüste nie bestritten wird: es ist die, daß ein Land demjenigen gehört, der es zuerst in Besitz nimmt.“

„Es ist irgend ein Waldbruder, dem die Einsamkeit den Kopf verrückt hat,“ sprach Pedro Diaz, der den mit einem Karabiner und Messer bewaffneten Mann mit einem friedlichen Einsiedler verwechselte.

„Nehmen Sie sich in acht!“ sprach Barajar, „ich kenne diesen Mann; es ist einer der furchtbarsten Tigertöter, den ich in meinem Leben noch gesehen. Schauen Sie, Diaz, wir haben kein Glück.“

„Was liegt mir daran?“ rief Pedro Diaz.

„Was? Der Mann verlangt, wir sollen ihm, ohne auch nur einen Schuß zu thun, ein Goldlager überlassen, wie es nie eines gegeben hat! Wenn man einen solchen Schatz vor sich hat, Freund,“ rief Oroche, „auf das Goldthal hinzeigend, „so läßt man sich eher die Eingeweide aus dem Leibe reißen, als daß man ihn einem andern überläßt.“

„Ihr wollt es also nicht anders,“ antwortete der Kanadier.

„Wartet,“ sagte Pedro Diaz, „ich will der Unterhaltung mit einem Flintenschusse ein Ende machen!“

„Nein,“ rief Mediana, indem er ihm Einhalt that, „wir wollen zuerst sehen, wie weit die Verrücktheit dieses Fremden geht, und wer derjenige unter uns ist, Freund,“ rief er mit spöttischer Miene, „den Sie das Gesetz der Wüste lehren wollen!“

„Sie wollen wir es lehren, wenn es Ihnen gefällig ist,“ rief die Stimme Fabians, der sich plötzlich in demselben Augenblicke zeigte, wo auch José aufstand.

„Ah! Sie sind es wieder?“ antwortete Mediana mit einer Stimme, welche die Wut und die Ueberraschung erstickten.

Fabian verneigte sich feierlich.

„Und ich bin es, der Sie nun seit vierzehn Jahren Schritt für Schritt verfolgt,“ schrie José.

„Wer sind Sie?“ fragte Don Estevan, der vergebens zu erraten suchte, mit wem er es zu thun hatte, — so sehr hatten die Jahre und das Kostüm, das er jetzt trug, den ehemaligen Küstenwächter verändert.

„Ich bin José, der Schläfer, der seinen Aufenthalt im Presidio von Ceuta nicht wie Sie vergessen hat.“

Bei diesem Namen verlor Don Estevan mit einemmale den verächtlichen Ausdruck, den sein Gesicht gehabt hatte. Ein plötzliches Vorgefühl sagte ihm, daß diese Begegnung für ihn sehr gefahrdrohend sei.

Er warf einen unruhigen Blick umher.

Die hohen Felsen, die auf einer Seite das Goldthal umschlossen, konnten ihn vor dem Feuer der Jäger, welche die Plattform besetzt hielten, schützen. Ein kurzer Raum trennte Don Antonio von diesem Felsen und einen Augenblick riet ihm die Klugheit, dieser Zufluchtsstätte zuzustürzen; allein sein empörter Stolz ließ ihn nicht von der Stelle.

„Wohlan! So rächen Sie sich denn an einem Feinde, der es verschmäht zu fliehen!“ rief der spanische Edelmann dem Jäger José stolz zu.

„Habe ich Ihnen nicht gesagt,“ erwiderte letzterer kalt, „daß wir Sie nur lebendig fangen wollen?“

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Don Estevan fällt in die Hände der drei Freunde.

Im ganzen Verlauf eines abenteuerlichen Lebens, als Soldat und Seemann, hatte der Herzog von Armada sich in keiner furchtbareren Gefahr befunden, als in diesem Augenblicke.

Die Ebene bot ihm keinen Zufluchtsort, keinen Schutz vor dem Karabiner des kanadischen Jägers und dem des Spaniers.

Was waren die Feuerwaffen seiner Reiter in ihren ungeschickten Händen gegen die gezogenen, doppelt so weit reichenden Büchsen der zwei Jäger, deren Auge sich nie täuschte und deren Arm nie zitterte?

Auch hatten diese furchtbaren Gegner den Vorteil, daß sie sich in einer uneinnehmbaren Stellung befanden, und daß sie durch Felsenzinnen gedeckt waren.

Sobald einer der Reiter auch nur eine Bewegung oder eine feindliche Miene machte, war es wenigstens um zwei von ihnen geschehen.

Don Antonio verbarg sich nicht die ganze Größe der Gefahr, in der er schwebte; indessen müssen wir, um ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, nachsagen, daß sein Mut nicht wankte.

Gleichwohl konnte dieser Zustand nicht lange dauern; jeder fühlte es, sowohl die Männer auf dem Felsen, als die in der Ebene.

„Machen wir, daß die Sache einmal zu Ende kommt,“ ließ die donnernde Stimme des Kanadiers sich hören, dessen Edelmut es widerstrebte, aus einer vorteilhaften Stellung Nutzen zu ziehen, und der sich ein Gewissen daraus machte, Blut zu vergießen, wenn es ohne Blutvergießen abgehen konnte; „Ihr alle habt gehört, daß wir nur mit Eurem Anführer ein Wort sprechen wollen, und daß Ihr Euch entschließen müsset, ich will nicht sagen, uns denselben auszuliefern, sondern uns denselben fangen zu lassen. Ziehet Euch daher gutwillig zurück, wenn Ihr nicht wollt, daß wir Euch wie Apachen oder Jaguare behandeln.“

„Nie! nie werden wir uns einer solchen Feigheit schuldig machen,“ schrie Diaz. „Ihr waret zuerst auf dem Platze, ich will es zugeben; wir werden

daher denselben räumen; aber Don Estevan wird sich so gut wie wir mit allen Kriegsheren zurückziehen!"

„Kann nicht sein!" rief José, „wir müssen den Mann, den Ihr Don Estevan nennt, haben."

„Widersetzt Euch nicht der Gerechtigkeit Gottes," fügte Fabian hinzu. „Eure Sache kann nicht die dieses Menschen sein. Wir geben Euch fünf Minuten Bedenkzeit; nach deren Ablauf werden unsere Büchsen und das gute Recht zwischen uns entscheiden."

„Sagen Sie doch, Don Tiburcio," rief Oroche dem jungen Fabian zu, „ist es uns nicht erlaubt, eine Tracht von diesem Golde mit fort zu nehmen, wenn wir uns dazu verstehen, uns gutwillig zurückzuziehen?"

„Jeder einen Hut voll?" fragte Baraja gleichfalls.

„Nicht ein Stäubchen," entgegnete José. „Dieses Gold gehört Don Fabian allein."

„Und wer ist der glückliche Sterbliche, den Sie Don Fabian nennen?" fragte Oroche.

„Hier steht er," antwortete Rosenholz, auf Tiburcio zeigend.

„Ehre dem Ehre gebühret!" sprach Oroche, indem er Fabian mit einem Ausdrucke des Hasses und des Neides grüßte, welchen dieses fabelhafte Glück in ihm erweckte.

José benützte das augenblickliche Schweigen, das auf die letzten Worte des langhaarigen Gambusino folgte, um dem Kanadier ganz leise zu sagen:

„Deine Großmut kann Dir teuer zu stehen kommen, Rosenholz! Ich sage Dir, diese Leute dürfen nicht mehr fort, — sie müssen hier bleiben. Gebe Gott, daß sie sich nicht gutwillig zurückziehen! Sie dürfen auch kein Korn von diesem Golde mit fortnehmen."

„Du magst Recht haben," antwortete Rosenholz nachdenklich, „aber sie haben nun einmal mein Wort, und ich werde dasselbe nicht wieder zurückziehen."

José hatte sich nicht geirrt. Oroche und Baraja gerieten angesichts der Weigerung des Spaniers in eine ungeheure Wut. „Eher sterben, als einen Fußtritt zurückweichen!" rief Oroche erbittert.

„Gut," sagte José bei sich.

„Ihr habet nur noch zwei Minuten, Euch zu entscheiden," rief Rosenholz, mit genau auf die drei Reiter gerichtetem Büchsenlauf, „glaubt mir und erspart uns ein unnützes Blutvergießen; es ist jetzt noch Zeit."

„Ziehet Euch zurück, ziehet Euch zurück, die Zeit drängt."

Mediana, dessen Stirne fortwährend in die Höhe gerichtet war, beobachtete ein düsteres Stillschweigen.

Unerschütterlich in seinen Gefühlen, voll ritterlicher Ehre, warf Pedro Diaz, entschlossen, mit seinem Anführer zu sterben, einen fragenden Blick auf Don Estevan.

„Kehren Sie in das Lager zurück," sprach der spanische Edelmann, „überlassen Sie mich meinem Schicksale und kommen Sie dann zurück, um meinen Tod zu rächen!"

Aber Diaz blieb unbeweglich wie eine Reiterstatue; sodann näherte sich der geschickte Reiter Don Estevan, ohne daß man sah, wie sein Bein oder seine Hand seinem Pferde sich fühlbar machte. Als sein Knie das Don Estevans berührte, verfiel er wieder in seine frühere Unbeweglichkeit.

„Setzen Sie sich in Ihrem Sattel fest . . . nehmen Sie Ihr Pferd zusammen . . . und lassen Sie mich machen," murmelte Diaz seinem Chef in die Ohren.

Der ehemalige Karabinier folgte indessen den verschiedenen Bewegungen seiner Gegner mit wachsamen Augen.

Don Estevan machte ein Zeichen mit der Hand, gleich als wollte er sich eine längere Frist erbitten.

„Oroche, Baraja," sprach er zu seinen Begleitern, „das Lager bedarf all seiner Verteidiger, eilet mit Diaz in dasselbe zurück, der von jetzt ab Euer Anführer ist. Ihr werdet den Leuten, die ich kommandire, sagen, daß dies mein letzter Wille sei."

Oroche und Baraja hörten anscheinend unschlüssig die Ermahnungen Don Estevans, aber in dem Grunde ihrer Seelen dachten die beiden Abenteurer, daß, obwohl das Gold, welches sie verließen, kaum zu verschmerzen sei, es dennoch besser wäre, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben, um das Leben zu behalten, wenn ihnen die Hoffnung blieb, früher oder später nach dem Goldthale zurückzukommen.

„Ich möchte eine Wette eingehen," sprach José, „daß jener Feigling, der mit der Hand durch seine langen Haare fährt, gleich als wenn es ihm widerstrebte, das Weite zu suchen, den Befehlen seines Anführers noch nie eifriger gehorcht hat, als er es jetzt zu thun bereit ist. Aber was sehe ich! Ist das nicht einer der Spitzbuben, die im Walde der Hacienda auf uns geschossen haben?"

„Ich weiß es nicht," antwortete Rosenholz, „ich war zu weit von ihnen entfernt, als daß ich hätte ihr Gesicht sehen können, aber was liegt daran?"

In diesem Augenblicke machte Baraja ein Zeichen mit der Hand.

„Der Gehorsam gegen die Befehle unsers Anführers ist für uns das Höchste," sagte er, „und so sehr es auch unserem Stolz zuwider ist, so fügen wir uns demselben doch. Wir bitten Sie also, Sennor Fabian, sowie Ihre beiden Freunde, uns gehen zu lassen, und empfehlen uns Ihnen."

Und schon entfernten sie sich, als auf der Plattform die Büchse Josés unheimlich ertönte.

„Hilf Himmel!" schrie der ehemalige Karabinier mit schrecklicher Stimme; „sind wir denn übereingekommen, daß Ihr mit Waffen und Gepäck abziehen dürfet?"

„So haben wir die Sache verstanden," rief Oroche.

„Werft sie in den See dort unten und macht, daß Ihr fortkommt!" antwortete José.

„Meinethalben, wenn Sie es einmal so haben wollen," sagte Baraja, der mit einer Hand seinen Karabiner erfaßte, dann aber rasch anschlug und nach der Spitze des Felsens hinauffeuerte.

„Schau, schau!" rief José mit höhnischer Miene.

Allein der Gambusino wollte seine Zeit nicht mit Zielen verlieren, sondern spornte sein Pferd tüchtig hinter dem Barajas, das einen Seitensprung machte, und alle beide verschwanden hinter der Felsenmauer, die eine der Seiten des Goldthales bildete.

„Das ist Deine Schuld, Rosenholz! Du bist zu großmütig, und wir werden nun die zwei Bösewichter früher oder später aus ihrer Festung vertreiben müssen."

Der Kanadier zuckte die Achseln, als Don Estevan plötzlich einen verzweifelten Entschluß zu fassen schien.

„Bücke Dich um Gotteswillen, Fabian!“ rief der Kanadier, „der Spitzbube will abdrücken.“

„Vor dem Mörder meiner Mutter? Nie!“ sagte Fabian, aufrecht stehenbleibend.

Aber rasch wie der Gedanke sank der Arm des Kanadiers auf seine Schulter und drückte ihn auf die Kniee nieder.

Don Estevan suchte für seine doppelläufige Flinte vergebens einen Zielpunkt.

Diaz sprang mit ebensoviel Tapferkeit als Klugheit und Behendigkeit von seinem Pferde auf das Don Estevans hinüber, welcher hart an seiner Seite geblieben war. Er schlang, auf dem Kreuze des Pferdes sitzend, die Arme um den Reiter, den der Stoß erschüttert hatte, ergriff den Zügel des Pferdes, nahm dasselbe rasch zusammen, wandte es um und floh, indem er den Anführer, um ihn mit eigener Lebensgefahr zu retten, mit seinem Körper, wie mit einem Schilde deckte.

Während Fabian und José, von der gleichen Leidenschaft beseelt, sich mit augenscheinlicher Lebensgefahr an dem steilen Felsen herabgleiten ließen, folgte Rosenholz mit seiner Büchse den Sprüngen des Pferdes auf der Ebene. Da es nun in seiner Absicht lag, nur Don Estevan zu treffen, denn Diaz opfern hieß einen unnützen Mord begehen, so mußte er suchen, den Kopf des Pferdes zu treffen.

Nur eine Sekunde lang wandte das edle Tier, das zwei Reiter forttrug den Kopf ein wenig seitwärts; diese Sekunde genügte dem Kanadier. Ein plötzlicher Knall, eine Kugel, die an ihrer Wange vorbeipfiff, — das war alles, was sie hörten. In demselben Momente stürzte ihr Pferd tot auf den Boden.

Durch ihren heftigen Sturz noch halb betäubt und mit Quetschwunden bedeckt, standen Don Antonio de Mediana und Pedro Diaz kaum auf, als schon Fabian und der Spanier, mit der Büchse in der Hand und dem Dolche zwischen den Zähnen, auf sie zugesprungen kamen. Weiter hinter ihnen kam der Kanadier, der, während er Riesenschritte machte, seine Büchse wieder lud, dann blieb er unbeweglich, wie eine entlaubte Eiche, stehen.

Pedro Diaz sprang nun auf die Don Estevan entfallene Flinte zu, um sie demselben zu reichen.

„Wir wollen uns bis auf den Tod verteidigen!“ rief er, indem er aus seiner Reitgamasche ein langes scharfgeschliffenes Messer hervorzog.

Der spanische Edelmann, der unterdessen wieder fester auf den Beinen stand, schlug an und schien einen Augenblick unentschlossen zu sein, ob er mit dem ersten Schusse Fabian oder José danieder strecken sollte; aber der Kanadier beobachtete ihn aus der Ferne.

Noch hatte er nicht auf Fabian abgedrückt, den er sich endlich als Opfer auserkoren, als eine Kugel aus der Büchse des Kanadiers die Waffe in den Händen des Spaniers traf, deren er sich bedienen wollte.

Sie entsank den Händen Don Estevans, der nun selbst auch das Gleichgewicht verlor und auf den Sand hinstürzte.

„Endlich! nach fünfzehn Jahren!“ rief José.

Vergebens versuchte der Spanier sich zu wehren; sein Arm versagte jeden Dienst. In einem Nu hatte José den wollenen Gürtel, der ihm mehrere Male um den Leib ging, losgemacht.

Diaz konnte ihm nicht zu Hülfe kommen. Er mußte sich gegen Fabian verteidigen.

Dieser kannte Pedro Diaz fast gar nicht. Er hatte ihn nur einige Stunden auf der Hacienda del Venado gesehen.

„Ergeben Sie sich!“ rief er, indem er einem Dolchstiche auswich, den ihm der Abenteurer beizubringen suchte.

Jetzt entstand ein Kampf zwischen beiden, in welchem es der eine dem anderen an Gewandheit zuvorzuthun suchte. In dem Augenblicke jedoch, als Rosenholz herbeigelaufen kam, um dem Kampfe ein Ende zu machen, schleuderte Fabian seinen Flintenkolben nach Pedro Diaz, und traf denselben mitten auf den Leib.

„Demonio!“ schrie José, indem er mit seinen kräftigen Armen die des nun ohnmächtigen Diaz umschlang. „muß man sie denn umbringen, damit Sie sich ergeben? . . . Don Fabian, dem Himmel sei gedankt! Sonst . . . He, Freund, was sollen wir nun mit Ihnen anfangen?“

„Was Ihr mit dem edlen Kavalier dort anfangen werdet,“ antwortete der Mexikaner keuchend und mit dem Auge auf Don Estevan zeigend, der auf dem Sande lag und in seinen Banden vor Zorn bebte.

„Verlangen Sie nicht von uns, daß wir Sie sein Los teilen lassen sollen,“ antwortete José mit düsterer Miene; „die Stunden dieses Menschen sind gezählt.“

„Welcher Art auch dieses Los sein mag, ich will es teilen,“ antwortete Diaz, „ich mag von Euch keinen Pardon, keine Gnade annehmen.“

„Spielen Sie nicht mit unserem Zorn!“ entgegnete José, dessen heftige Leidenschaften entflammt waren.

„Ich kenne ein Mittel ihn zur Annahme des Pardons zu bewegen,“ sprach Fabian, der das Messer des Diaz vom Boden aufhob. „Lassen Sie ihn frei, José, mit einem Manne wie Diaz kann man sich immer verständigen.“

Der Ton Fabians ließ keine Entgegnung zu.

„Hören Sie einmal, Diaz,“ fuhr Fabian fort, während er seinen Karabiner weit von sich warf, „nehmen Sie Ihre Waffe wieder und leihen Sie mir auf einige Augenblicke ein aufmerksames Ohr!“

Während Fabian diese Worte in so hochherziger und edler Weise sprach, gab er ihm seinen Dolch zurück.

„Ich höre Sie an,“ sagte Diaz und warf auch seine Waffe von sich.

„Gut,“ erwiderte Fabian mit einem Lächeln, das ihm das Herz des Diaz gewann; „ich wußte es wohl, daß es so kommen würde.“

Fabian setzte nun Diaz in Kürze die Gründe auseinander, die ihn und seine Freunde zur Gefangennahme Don Estevans bewogen hatten, und der Abenteurer mußte denselben Gerechtigkeit widerfahren lassen. Traurigen Blickes sah er den Mann an, der am Boden lag und schwieg.

Eine Wolke des Schmerzes verdunkelte die Augen des Abenteurers beim Anblicke des Anführers, denn das Gefühl unerbittlicher Gerechtigkeit, das Gott in das Herz des Menschen gelegt, sagte ihm, daß Don Estevan sein Schicksal verdient habe, wenn Fabian ihn nicht ungerecht anklagte.

Diaz ließ traurig den Kopf sinken, unterdrückte einen Seufzer und schwieg.

Während sich dies an diesem Orte der ungeheuren Einöde ereignete, hätte man sehen können, wie Cuchillo ganz triefend aus dem See herauskam und einen gierigen Blick auf das Goldthal warf.

Allein die Feierlichkeit des Augenblicks nahm die Aufmerksamkeit des Diaz, sowie die des Kanadiers und seiner beiden Gefährten so ganz in Anspruch, daß sie den Banditen nicht bemerkten.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Goldblock.

Als Oroche und Baraja sich hinter den steilen Felsen geborgen sahen, die auf der Westseite das Goldthal umschlossen, hatten sie keinen Augenblick verloren, um sich von dem Orte zu entfernen, der um ein Haar so unheilvoll für sie geworden wäre.

Indem die beiden Abenteurer die Felsenmauer entlang ritten, war es ihnen leicht, die undurchdringlichen Schlupfwinkel der Sierra zu erreichen. Sie hielten bald in einer tiefen Schlucht, in welcher sie, durch die über ihren Köpfen hängenden Dünste verborgen, vollkommen in Sicherheit waren.

Dort strömte ihr Herz von Freude über, und die Gefühle, von denen sie bewegt wurden, waren anfänglich zu stark, als daß sie im ersten Augenblicke auch nur ein Wort zu wechseln im stande gewesen wären.

Oroche ritt endlich voran.

Obgleich der Weg bis zu dem Orte, wo der Wasserfall nicht weit von ihnen sich in den Abgrund hinter dem indianischen Grabmal stürzte, nicht lang war, so boten zusammengestürzte Felsen, die durch den dichten Nebel schlüpfrig geworden waren, ihren Pferden unabläßig erneuernde Hindernisse dar; bisweilen zog sich auch der feuchte Fußpfad an tiefen Schluchten hin, in die sie der kleinste Fehltritt ihrer Pferde hinabstürzen konnte.

In diesem schwimmenden Nebel verwandelten sich vor den Augen der erschrockenen Reiter dornige Gesträuche und verkrüppelte Bäume in lauernde Indianer oder in reißende Tiere von seltsamer Gestalt, die ihnen auf ihrem Wege aufzupassen schienen. Inmitten dieser wilden Landschaft, die der Fuß eines Menschen vielleicht noch nie betreten, ließ der immer noch unsichtbare Wasserfall seine Donnerstimme hören.

Mit einemmale hielt Oroche sein Pferd so plötzlich an, daß es an das des nachfolgenden Baraja anstieß.

„Was giebt es?“ fragte letzterer Oroche leise. Dieser aber sah starr vor sich hin und bedeutete ihn durch ein Zeichen mit der Hand, daß er schweigen solle.

Baraja brauchte seine Frage nicht zu wiederholen. In dem graulichen und halb durchsichtigen Nebel zeigte sich ein Mensch, der mit von Wasser triefenden Haaren und mit schaumbedeckten Kleidern auf dem Bauche lag, und so den schmalen Pfad vor ihnen versperrte. Dies war alles, was man inmitten der Nebelmasse sehen konnte.

War diese verworrene Gestalt die eines Indianers oder eines Weißen?

Dies konnte Oroche nicht unterscheiden.

Um die Verlegenheit noch größer zu machen, zog sich der Fußpfad an dem Orte an einer steilen Felswand hin.

Oroche wagte es nicht weiter zu reiten, da es ihn überraschte und zugleich mit Schrecken erfüllte, an einem so einsamen Orte, wo blos Adler und Antilopen hausen konnten, ein menschliches Geschöpf zu finden.

Der Kopf des fraglichen Menschen war über den Abgrund hingestreckt, und als der Nebel sich in demselben Augenblicke ein wenig zerteilte, konnte Oroche sehen, wie er einen Gegenstand, der sich unter ihm befand, aufmerksam betrachtete.

„Es ist Cuchillo!" rief er, ohne sich nach seinem Gefährten umzuwenden.

„Cuchillo?" wiederholte Baraja erstaunt. „Und was zum Teufel thut er denn hier?"

„Ich weiß es nicht."

„So erfreuen Sie ihn mit einer Flintenkugel!"

„Ja," entgegnete Oroche, „damit der Knall dem Kanadier zeigt, daß wir hier sind."

In diesem Augenblicke verdichtete der Wind die eine kleine Weile zerteilten Dünste wieder, und als ein Windstoß den Nebel abermals zerriß, war Cuchillo verschwunden.

Oroche trieb sein Pferd rasch an den Ort hin, den Cuchillo soeben verlassen.

Hier erweiterte sich der Weg hinlänglich, um einem Reiter das Absteigen zwischen dem Abgrunde und der Felsenwand möglich zu machen.

„Was haben Sie im Sinne zu thun?" fragte der erstere.

„Ich will versuchen, den interessanten Gegenstand zu finden, welchen Cuchillo so beharrlich anschaute," antwortete Baraja.

„Nehmen Sie sich in acht, diese Felsen sind verteufelt schlüpfrig."

„Seien Sie ohne Furcht, und machen Sie es ganz so, wie ich es mache; Sie brauchen sich nicht zu genieren."

Bei diesen Worten kniete Baraja nieder, um in den Abgrund hinab zu sehen. Sechs Schritte von ihnen weg stürzte der Fall aus einer Art Kellerloch hervor, während der Fußpfad sich über diesem gähnenden Schlunde fortschlängelte und eine Art natürliche Brücke bildete.

Oroche nahm sein Pferd beim Zügel und führte es über die steinerne Brücke hinweg. Einige Augenblicke darauf blickten die beiden für einander unsichtbaren Freunde gierig in den Abgrund hinab.

Plötzlich erregte derselbe Anblick ihre staunende Bewunderung und ihre Habgier. Sie sahen den Goldblock, der Cuchillo einen wilden Schrei entlockt hatte.

Unter dem Goldblocke schien ein leichter Vorsprung, obwohl er durch die Wasserdünste mit einem schlüpfrigen Ueberzug bedeckt worden war, den Fuß zu erwarten, der kühn genug wäre, sich diesem gefährlichen Stützpunkte anzuvertrauen; aber eine Person allein konnte so etwas nicht wagen.

Baraja war der erste, der bei diesem Anblicke wieder zu sich kam, es wurde ihm enge ums Herz bei dem bloßen Gedanken, daß der Block jeden Augenblick in den Abgrund rollen könne.

Oroche machte es bald wie sein Gefährte, und beide standen fast zu gleicher Zeit wieder aufrecht da, ungewiß, was sie thun sollten, und durch den Felsen-

bogen, aus dem der schäumende Wasserfall donnernd hervorstürzte, von einander getrennt.

„Nun, was haben Sie gesehen?" fragte Droche zuerst.

„Einen bodenlosen Abgrund" antwortete Baraja.

„Was?" sagte Droche, sich unwissend stellend.

„Demonio! ich meine den Goldblock, den Sie so gut gesehen haben, wie ich," sagte Baraja nun laut

„Wie ist er anzugreifen?" fragte Droche.

„Wir wollen unsere Lassos zusammenknüpfen, dann läßt man einen von uns an den Flesen hinab und entreißt so dem Abgrund seinen Schatz," rief Baraja mit feurigen Augen.

„Wer von uns zwei giebt sich dazu her?"

„Das Los soll darüber entscheiden, und wenn es Sie trifft . . ."

„Wenn es mich trifft, so lassen Sie mich fallen, und ich zerschmettere mir dann den Schädel."

Baraja zuckte die Achseln.

„Sie sind ein Einfaltspinsel, mein lieber Droche; ein Freund läßt den andern und einen so großen Schatz nicht auf einmal fallen."

„Mein lieber Baraja, Sie machen die ehrwürdigsten Dinge, sogar die Freundschaft zum Gegenstand Ihrer Scherze," antwortete Droche mit so vieler Zerknirschung, daß Baraja mehr denn je von Schrecken erfaßt war.

Indessen hörten die zwei Abenteurer bei ihrem Golddurst bald auf, mit einander an Schlauheit zu wetteifern.

Baraja zog aus seiner Tasche ein Kartenspiel heraus, und es wurde bestimmt, daß der, welcher die höchste Karte bekäme, das Recht hätte die Rolle zu wählen, der er den Vorzug geben würde.

Droche fiel das Recht zu. Er wählte der Erwartung Barajas zuwider den gefährlichen Anteil, sich über dem Abgrunde am Lasso halten zu lassen.

Dem Vorschlage Barajas gemäß machten die zwei Spitzbuben, von ihrem Sattelknopfe den Lasso los, den jeder mexikanische Reiter mit sich führt und an der genannten Stelle befestigt.

Die zwei Stricke wurden zusammengeflochten, so daß sie eine noch schwerere Last als die eines Menschen tragen konnten.

In der That wäre ohne den Stützpunkt, den der noch schmächtige Stamm der Steineiche darbot, die Rolle Barajas eben so gefährlich gewesen, wie die Droches.

Als der doppelte Strick unter seinen Achselhöhlen befestigt war, fing Droche an, sich allmählich hinabzulassen.

Ein dumpfes Gebrüll stieg aus dem Abgrunde hervor. Aber die Habsucht sprach stärker in seinen Ohren als dieses Getöse.

Nach Verlauf einer Minute berührten seine Füße, dann sein Leib und endlich seine Hände den Goldblock.

Der Abgrund brüllte nicht mehr unter ihm, sondern sang lieblich wie ein murmelnder und zu den angenehmsten Träumereien einladender Bach.

Die krampfhaft zusammengepreßten Finger des Gambusino erschütterten den Goldblock; anfänglich wollte es nicht gehen, aber bald bewegte er sich.

Droche atmete nicht mehr, und Baraja, der sich über ihn neigte, teilte seine Angst.

Das Echo des Abgrundes wiederholte zweimal zwei Schreie, — den Triumpfschrei Oroches und dann den seines Kameraden; die Goldmasse funkelte in den Händen des Gambusino.

„Ziehen Sie mich um Himmelswillen geschwind hinauf!" rief Oroche mit bebender Stimme.

Baraja zog anfangs mit einem wahrhaft krampfhaften Eifer an dem Stricke, bis er mit einemmale zu ziehen aufhörte.

Die Hände Oroches konnten den Boden noch nicht erreichen.

„Ei! Baraja, so ziehen Sie doch noch ein bißchen!" rief Oroche. „Ziehen Sie den Strick straff an, und ich bin bei Ihnen!"

Allein Baraja blieb unbeweglich.

Ein teuflischer Gedanke durchzuckte ihn.

„Geben Sie mir diesen Goldblock," sagte er; „er lähmt Ihre Kräfte, ich bin ganz erschöpft."

„Nein, nein, tausendmal nein," rief der Gambusino. „Ah!" fuhr er fort, „Sie würden den Strick dann fahren lassen."

„Wer sagt Ihnen, daß ich nicht schon jetzt ihn fahren lasse?" sprach Baraja mit dumpfer Stimme.

„Ihr Vorteil!" sagte Gambusino, dessen Stimme zitterte.

„Gut! ich lasse den Strick nicht fahren. Aber nur unter einer Bedingung. Ich muß dieses Gold allein haben, . . . ganz allein, — verstehen Sie mich? Geben Sie mir es . . . sonst lasse ich Sie in den Abgrund hinabfallen."

Oroche ward von einem Angschauer erfaßt der ihm durch Mark und Bein drang. Er machte einen Versuch, die Plattform zu erreichen, allein die Last, die er trug lähmte seine Arme.

Er blieb unbeweglich wie der Mann, der sein Leben in seinen Händen hielt

„Ich muß dieses Gold haben, verstehen Sie mich?" sagte Baraja abermals.

Und er zog einen scharf geschliffenen Dolch aus seiner Scheide hervor.

„Lieber sterbe ich!" rief Oroche, „lieber soll der Abgrund mich und dieses Gold mit mir verschlingen!"

„Sie haben die Wahl," wiederholte der Elende; „entweder Ihr Gold oder Ihr Leben."

„Ah! Sie würden mich auch umbringen, wenn ich es Ihnen gäbe."

„Das kann wohl sein," sagte Baraja, der langsam eine der sechs Litzen des doppelten Strickes durchschnitt und dabei dem Unglücklichen zurief, daß es noch Zeit sei, sich zu entscheiden.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Stunde der Vergeltung.

Kommen wir indes auf einen Teil unserer Erzählung zurück, den wir einen Augenblick unterbrochen haben.

Diaz riß sich bald wieder aus der peinlichen Niedergeschlagenheit, die ihn einen Augenblick beherrscht hatte.

„Ich bin Ihr Gefangener nach dem im Kriege geltenden Gesetze," sprach er, „und es verlangt mich nun zu wissen, was Sie mit mir vorhaben."

„Sie sind frei, Diaz," antwortete Fabian, „frei unter einer Bedingung, die Ihre Freiheit jedoch nicht beeinträchtigen wird."

„Unter welcher Bedingung?" fragte Rosenholz.

„Sagen Sie niemanden von dem Dasein des Goldthales!"

„Mögen seine Reichtümer für immer in diesen Wüsten begraben liegen," antwortete Diaz; ich schwöre keinem Menschen ihr Dasein zu verraten."

„Sie können nun gehen!" sagte Rosenholz.

„Noch nicht, wenn Sie es erlauben wollen," antwortete Diaz. Ich möchte gern die Anklage hören, die Sie gegen diesen Mann vorzubringen haben. Ich werde ihn von seinen Banden befreien und schwöre Ihnen, daß er sich Ihnen nicht durch die Flucht entziehen wird.

Rosenholz gewährte diese Bitte. Pedro Diaz ging auf Don Estevan zu, dessen Augen noch von dem Stolze des Glückes seiner besten Tage leuchteten.

Diaz löste die Bande, in welche Don Estevan geschlungen war, und beide schritten nun auf die drei Jäger zu.

„Herr Graf von Mediana, Sie sehen, daß ich Sie kenne," sprach Fabian, indem er sich mit entblößtem Haupte bis auf zwei Schritt dem Spanier näherte „und Sie wissen Ihrerseits wer ich bin."

Der Herzog von Armada blieb ganz gerade und unbeweglich stehen, ohne die Höflichkeit seines Neffen zuerwidern.

„Ich habe das Recht, vor dem Könige von Spanien das Haupt zu bedecken; ich werde daher auch bei Ihnen von meinem Vorrechte Gebrauch machen. Ich muß Ihnen das im voraus sagen."

Die Blicke der beiden Mediana kreuzten sich wie zwei Schwerter und Diaz betrachtete mit einem Erstaunen, in das sich eine gewisse Ehrerbietung mischte, den Adoptivsohn des Gambusino Arellanos, der mit einemmale so groß geworden war und sich so verwandelt hatte.

Der Abenteurer sehnte sich, das Rätsel gelöst zu sehen.

„Es mag also sein!" antwortete Fabian. „Vielleicht aber sollten Sie nicht vergessen, daß das Recht des Stärkeren hier kein sinnloses Wort ist."

„Das ist wahr," antwortete Don Antonio, dem trotz seiner anscheinenden Fassung jede Fiber vor Wut und Schmerz zitterte, als er sich so elend im Hafen scheitern sah. „Ich werde daher auf Ihre Fragen antworten, aber nur um

Ihnen zu sagen, daß ich von Ihnen bloß so viel weiß, ein böser Geist hat Sie mir erweckt, damit Sie Ihre Lumpen stets zwischen mich und den Zweck den ich verfolge, werfen . . . Ich weiß . . ."

Die Wut ließ ihn nicht weiter sprechen.

Der ungestüme Jüngling verschluckte erblassend diese grobe Beleidigung von seiten des Mörders seiner Mutter.

„Sie wissen also von mir nichts Weiteres?" hob Fabian wieder an. „Kennen Sie weder meinen Namen, noch meinen Stand?"

„Vielleicht ein Mörder," antwortete Mediana, Fabian den Rücken zuwendend.

Während des Zwiegesprächs zwischen diesen zwei Menschen, in deren Adern dasselbe Blut floß, hatten der Kanadier und José beiseite gestanden.

„Kommen Sie heran," sprach Fabian zu José, „und sagen Sie, wer ich bin! Sagen Sie es dem Menschen, dessen Mund mir einen Namen giebt, den er allein verdient hat!"

Hätte Don Antonio noch einen Zweifel in betreff der Gesinnungen Derjenigen hegen können, in deren Hände er gefallen war, so mußten dieselben vor der düsteren Miene verschwinden, mit der José auf den Befehl Fabians herankam.

Don Antonio schauerte zusammen, schlug aber die Augen nicht nieder und verharrte in seinem unbezwinglichen Stolze mit anscheinender Ruhe, bis José das Wort nahm.

„Ei, ei!" sagte letzterer, „es war wohl der Mühe wert, mich als Thunfischer an die Ufer des mittelländischen Meeres zu schicken, um am Ende mir und dem Neffen, dessen Mutter Sie getötet haben, dreitausend Stunden von Spanien entfernt zu begegnen. Ich weiß nicht, ob Don Fabian de Mediana geneigt ist, Sie zu begnadigen; was mich betrifft," setzte er hinzu, „so habe ich geschworen, daß Sie von mir keine Gnade zu erwarten haben."

Fabian warf auf José einen gebieterischen Blick, der ihm zu befehlen schien, daß er seinen Willen hier einem andern unterordnen solle.

Dann wandte sich der Jüngling an den Spanier und sprach:

„Herr von Mediana, Sie stehen hier nicht vor Mördern, sondern vor Richtern, und José wird das nicht vergessen."

„Vor Richtern!" rief Don Antonio. Hier ist kein Mediana außer mir, und ich habe nichts zu antworten."

„Und doch werde ich Ihr Richter sein," erwiderte Fabian; „jedoch ein unparteiischer Richter, denn ich rufe den Gott, dessen Sonne uns erleuchtet, zum Zeugen auf, daß mein Herz von diesem Augenblicke keinen Haß mehr gegen Sie hegt."

Es lag in dem Tone Fabians so viele überzeugende Rechtlichkeit, daß das Gesicht Medianas mit einemmale sein düsteres Mißtrauen verlor. Er sagte minder rauh:

„Welches Verbrechens bin ich denn angeklagt?"

„Sie werden es augenblicklich erfahren," antwortete Fabian.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Das Gericht.

Es besteht in den amerikanischen Grenzländern ein furchtbares Gesetz, welches heißt: „Auge um Auge, Zahn um Zahn, Blut um Blut."

Dieses Gesetz führt den Namen Lynch-Gesetz.

Vor einem solchen Gerichte sollte nun Don Antonio de Mediana erscheinen.

Es war ein feierlicher Augenblick, der ihn vor seine Ankläger und Richter führte, noch erhöht durch die düstere Umgebung in der er sich befand.

Fabian zeigte dem Herzoge von Armada mit dem Finger einen der flachen Steine, die auf der Ebene umherlagen und Grabsteinen ähnlich waren, und setzte sich dann auf einen andern.

„Es schickt sich für den Angeklagten nicht, daß er sich vor seinen Richtern setzt," sprach der spanische Edelmann mit bitterm Lächeln.

Fabian antwortete nicht. Er wartete, bis Diaz, der einzige unparteiische Zeuge, welcher der Verhandlung beiwohnte, einen passenden Platz auserwählt hatte.

Diaz blieb so nahe, daß er alles sehen und hören konnte. Er behielt die kalte, aufmerksame Haltung eines Geschworenen bei.

Dann ergriff Fabian wieder das Wort.

„Sie sollen hören," sprach er, „welches Verbrechens man Sie anklagt. Ich bin hier blos Richter, der das Vorgebrachte anhört und den Angeschuldigten entweder verurteilt oder freispricht."

Nach diesen Worten schien er eine Weile nachzudenken.

„Sind Sie wirklich," hob er endlich wieder an, „Don Antonio, den die Menschen bis daher Graf von Mediana genannt haben?"

„Nein!" antwortete der Spanier mit fester Stimme.

„Wer sind Sie denn?" fuhr Fabian mit einem fast schmerzlichen Staunen fort, denn es widerstrebte ihm, annehmen zu müssen, daß ein Mediana zu einer Lüge seine Ausflucht nehme.

„Ich bin Graf von Mediana gewesen," antwortete Don Antonio mit hochmütigem Lächeln, „bis zu dem Augenblicke, wo mein Schwert mir andere Titel errungen hat; jetzt nennt man mich in Spanien nie anders als Herzog von Armada."

„Gut!" sprach Fabian. „Der Herzog von Armada soll nun erfahren, welchen Verbrechens Don Antonio de Mediana beschuldigt ist. Sprechen Sie, Rosenholz, sagen Sie, was Sie wissen, und kein Wort mehr oder weniger."

Dieser Zusatz war unnütz.

Rosenholz erhob sich, nahm langsam seine Pelzmütze ab und entblößte seine breite und edle Stirn.

„Ich werde nur sagen, was ich weiß," fing er an.

„In einer nebeligen Novembernacht des Jahres 1808 war ich Matrose auf dem Albatros, einem französischen Lugger*), der halb ein Korsaren-, halb ein Schmugglerschiff war. Ich will nicht erzählen, wie wir mit Flintenschüssen von einer Küste vertrieben wurden, der wir als Freunde nahten; es mag genügen, wenn ich sage, daß, als wir unser Schiff wieder zu erreich n suchten, Kindergeschrei, das aus dem Ozean selbst hervorzudringen schien, meine Aufmerksamkeit auf sich zog. Dieses Geschrei kam von einem verlassenen Kahne her. Ich ruderte mit dem meinigen darauf zu, und zwar mit eigener Lebensgefahr, denn ein lebhaftes Feuer war auf das fragliche Fahrzeug gerichtet.

„In diesem Kahne schwamm eine Frau in ihrem Blute. Diese Frau war tot; neben ihr befand sich ein Kind, das im Sterben war."

„Ich habe das Kind zu mir genommen; dieses Kind ist der hier stehende Mann, und habe die ermordete Frau an das Ufer gelegt."

Bei diesen Worten bedeckte sich Rosenholz wieder und setzte sich schweigend.

Ein feierliches Schweigen folgte auf diese Aussage. Fabian senkte eine Weile die Blitze seiner Augen, dann richtete er sie wieder kalt und ruhig auf José, an dem es nun war zu sprechen.

Dieser stand auf und trat zwei Schritte vor.

„Ich verstehe Sie Graf von Mediana," sagte er, indem er sich zu Fabian wandte. Wenn ich einst vor Gott erscheine, mag er die Worte wiederholen, die ich jetzt sprechen werde; ich werde sie anhören und es wird mich nicht reuen, dieselben gesprochen zu haben."

Fabian machte eine Geberde der Zustimmung.

„In einer Novembernacht des Jahres 1808," fuhr José fort, war ich Karabinier oder Königlicher Grenzwächter im Dienste Spaniens. Drei Männer, die von der hohen See herkamen, landeten an der Küste. Der uns kommandierende Anführer hatte an einen von ihnen das Recht verkauft, an einer Küste zu landen, wo dies verboten war. Ich habe mir den Vorwurf zu machen, daß ich der Mitschuldige dieses Menschen gewesen bin Den Tag darauf waren die Gräfin von Mediana und ihr junger Sohn aus dem Schlosse verschwunden; sie hatten es zur Nachtzeit verlassen. Die Gräfin wurde gemordet gefunden; der junge Graf kam nicht wieder zum Vorschein. Der Oheim nahm die Güter, sowie die Titel seines Neffen für sich in Anspruch; alles wurde ihm gegeben. Ich habe nachmals dem neuen Grafen von Mediana dieses Verbrechen vorgeworfen; eine Galeerenstrafe von fünf Jahren zu Ceuta ist der Lohn für meine Kühnheit gewesen. Jetzt, fern von dem Gerichte jener bestochenen Richter, im Angesichte Gottes, der uns sieht, — jetzt klage ich, wie damals, den hier stehenden Mann, der sich den Namen eines Grafen von Mediana angemaßt hat, an, die Gräfin ermordet zu haben. Weiter kann ich nichts sagen. Der Mörder soll mich Lügen strafen, wenn er kann!"

„Sie hören es," sprach Fabian; „was haben Sie zu Ihrer Verteidigung zu sagen?"

In dem Augenblicke, in welchem Fabian diese Worte ausgesprochen hatte, ließ sich ein Angstgeschrei von der Seite her hören, wo das Wasser in einem Bogen in den Abgrund stürzte.

---

*) Ein schnell segelndes Schiff mit zwei oder drei Masten und verlängertem Bugspriet, welches hauptsächlich als Postschiff gebraucht wird.

Eine Totenstille folgte auf den Schrei, der sich hatte hören lassen.

Die Szene stimmte ganz mit den handelnden Personen überein. Schwarze Geier kreisten über ihren Häuptern, und als ob sie errieten, daß sie nächstens eine Beute bekämen, vermischten sich ihre schrillen Töne mit dem fernen Donner der Berge.

Fabian wiederholte die zuletzt von ihm gesprochenen Worte:

„Was haben Sie zu Ihrer Verteidigung zu sagen?"

Ein heftiger Kampf fand in der Seele Medianas zwischen seinem Gewissen und seinem Stolze statt.

Der Stolz trug den Sieg davon.

„Nichts," antwortete Don Antonio.

„Nichts," erwiderte Fabian. „Begreifen Sie vielleicht nicht die entsetzliche Pflicht, die mir noch zu erfüllen übrig bleibt?"

„Ich begreife sie."

„Und ich," rief Fabian laut, „werde sie zu erfüllen wissen. Schwören Sie mir bei dem Namen Mediana, den wir beide führen, — schwören Sie mir bei Ihrer Ehre, bei dem Heile Ihrer Seele, daß Sie nicht schuldig sind, und ich werde mich allzu glücklich schätzen, Ihnen zu glauben."

Nun erwartete Fabian mit unbeschreiblicher Angst die Antwort Medianas.

Da trat Diaz zu den Richtern und zu dem Angeklagten hin.

„Ich habe," sprach er, „mit ungeteilter Aufmerksamkeit die Beschuldigung angehört, die gegen Don Estevan de Arechiza vorgebracht wird. Darf ich hier frei ausdrücken, was ich davon halte?"

„Sprechen Sie!" antwortete Fabian.

„Ein Punkt scheint mir zweifelhaft. Ich weiß nicht, ob ich das Verbrechen, das man diesem edlen Kavalier vorwirft, von ihm wirklich verübt worden ist; will man dieses aber auch zugeben, so entsteht die Frage; ob Ihr das Recht habet, ihn zu richten. Nach den Gesetzen unserer Grenze dürfen nur die nächsten Verwandten des Getödteten das Blut des Schuldigen verlangen. Wer beweist, daß Tiburcio Arellanos der Sohn der ermordeten Frau ist? Wie hat nach so vielen Jahren der ehemalige Matrose, der jetzt hier anwesende Jäger in der Tiefe dieser Wüsten den vor mir stehenden Jüngling wieder als das Kind zu erkennen vermocht, das er nur einen Augenblick in einer nebligen Nacht gesehen?"

„Antworten Sie, Rosenholz," sprach Fabian kalt.

Der Kanadier stand von neuem auf.

„Fürs erste muß ich Ihnen sagen," fing der alte Jäger an, „daß ich das fragliche Kind nicht bloß während eines einzigen Augenblicks in der nebligen Nacht gesehen habe. Zwei Jahre lang, nachdem ich es einem gewissen Tode entrissen, habe ich mit ihm an Bord des Schiffes gelebt, wohin ich es gebracht. Die Züge eines Sohnes können in das Gedächtnis eines Vaters nicht tiefer gegraben sein, als die dieses Kindes in das meinige gegraben waren.

„Ohne Zweifel," antwortete Diaz, „ein Mann, der mit der Wüste vertraut ist, läßt sich dadurch nicht beirren. Aber . . . ."

Hier fiel der Kanadier dem Abenteurer ins Wort und fuhr fort:

„Wenn Sie in den Savannen einem Unbekannten begegnen, der das Geschrei des Vogels mit Ihnen austauscht, sagen Sie da nicht: „ „Dieser Mann ist einer der Unsrigen?" "

„Gewiß."

„Wohlan! ich habe das Kind in dem ausgewachsenen Manne wieder erkannt, ich habe das Kind mit Hilfe eines Losungswortes wieder erkannt, das es in zwanzig Jahren nur zur Hälfte vergessen hatte.

„Ist dieses Zusammentreffen wenigstens nicht seltsam?“ setzte Diaz hinzu, und zu José gewandt, fuhr er fort: „Haben Sie in dem Pflegesohn des Gambusino Arellanos den Sohn der Gräfin von Mediana wieder erkannt?“

„Man müßte nie die Mutter desselben gesehen haben, um ihn länger als einen Tag für einen andern zu halten,“ erwiderte José; „übrigens möge der Herzog von Armada mich Lügen strafen.“

Don Antonio, zu stolz, um zu lügen, konnte die Wahrheit nicht leugnen.

„Es ist wahr,“ sprach er, „dieser Mensch gehört zu meinem Blute; die Lüge ist eine Tochter der Feigheit.“

Diaz ließ den Kopf sinken, ging an seinen Platz zurück und sagte nichts mehr.

„Ihr habt es gehört,“ sprach Fabian, „ich bin wirklich der Sohn der Frau die von dem hier stehenden Manne ermordet worden ist.“

„Auge um Auge!“ sagte Rosenholz.

„Zahn um Zahn!“ setzte José hinzu.

„Blut um Blut!“ sagte zuletzt Fabian.

Sodann wandte er sich zu Don Antonio und sprach, seine Worte langsam betonend:

„Sie haben Blut vergossen, es wird Ihnen gethan werden, wie Sie andern gethan. Gott hat es gesagt, Gott will es!“

Fabian zog seinen Dolch aus der Scheide; die Sonne goß die Ströme ihres Morgenlichtes über die Wüste aus, und die Gegenstände warfen lange Schatten auf deren Oberfläche. Ein lebhafter Blitz sprühte aus der bloßen Klinge hervor, als der jüngere der beiden Mediana sie in der Hand hielt.

Fabian steckte den Dolch mit der Spitze in den Sand.

Der Dolch warf einen seiner Länge nach gleichen Schatten.

„Die Sonne“ rief er, „soll die Augenblicke messen, die Sie noch zu leben haben. Sobald der Dolch keinen Schatten mehr wirft, werden Sie vor Gott erscheinen!“

Eine Totenstille folgte auf die letzten Worte Fabians.

Rosenholz und José waren gleichfalls sitzen geblieben.

Dann blieben alle vier unbeweglich . . . .

Diaz sah nun, daß alles aus war. Er wollte der Vollstreckung des Urteils nicht beiwohnen.

Ohne ein Wort zu sprechen, näherte er sich dem Herzog von Armada, beugte ein Knie vor ihm und ergriff seine Hand, die er küßte.

„Ich will für das Heil Ihrer Seele beten,“ sprach er endlich leise. „Herr Herzog von Armada, entbinden Sie mich meines Eides?“

„Ja,“ antwortete Don Antonio mit fester Stimme; „gehen Sie und möge Gott Ihnen Ihre Treue lohnen!“

Der edle Abenteurer entfernte sich schweigend. Sein Pferd stand in der Nähe.

Unterdessen verkürzten sich die Schatten langsam; die schwarzen Geier kreisten immer noch über den Häuptern der auf der Ebene Versammelten.

Bleich, aber sich in sein Schicksal ergebend, war der Graf von Mediana stehen geblieben.

Indessen kämpfte sein Stolz noch in ihm, und er beobachtete ein hartnäckiges Schweigen.

„Herr Graf von Mediana," hob Fabian endlich an, der einen letzten Versuch machen wollte, „in fünf Minuten wird der Dolch keinen Schatten mehr werfen."

„Ueber die Vergangenheit habe ich nichts zu sagen," antwortete Don Antonio; „ich habe mich bloß mit der Zukunft meines Namens zu beschäftigen. Täuschen Sie sich nun nicht in betreff der Worte, die Sie vernehmen werden; unter welcher Gestalt auch der Tod sich mir zeigen mag, — er hat nichts Erschreckendes für mich."

„Ich höre," sagte Fabian sanft.

„Sie sind noch gar jung, Fabian" fuhr Mediana fort; „das Blut, das Sie vergießen werden, wird nur um so länger Ihr Gewissen belasten."

Fabian überkam es wie Angst.

„Ueberlegen Sie es wohl, Fabian, nicht Verzeihung verlange ich von Ihnen, wohl aber ein Vergessen des Geschehenen; nach meinem Tode werden diese Titel nichts als ein bloßes Wort mehr sein."

Bei diesen Worten bedeckte eine Totenblässe die Stirne des Jünglings; allein die Versuchungen des Stolzes in die Tiefe seines Herzens zurückdrängend, verschloß Fabian dieser Stimme, die ihm einen reichen Anteil an der Größe und Herrlichkeit dieser Welt anbot, sein Ohr.

„O Mediana! warum haben Sie meine Mutter getötet" rief er, indem er mit beiden Händen das Gesicht bedeckte.

Dann warf er einen Blick auf den im Sande steckenden Dolch und setzte in feierlichem Tone hinzu:

„Herr Herzog von Armada der Dolch hat keinen Schatten mehr!"

Don Antonio fuhr wider seinen Willen zusammen. Erinnerte er sich der prophetischen Drohung, die zwanzig Jahre vorher die Gräfin von Mediana hatte hören lassen?

„Vielleicht," hatte sie zu ihm gesagt, „wird der Gott, den Sie lästern, Sie in der Tiefe einer Wüste, welche des Menschen Fuß noch nie betreten, einen Ankläger, einen Zeugen, einen Richter und einen Henker finden lassen."

Ankläger, Zeuge und Richter, — war nicht alles da? Allein wer sollte der Henker sein?"

Da plötzlich trat ein Mann mit von Wasser triefenden und schlammbedeckten Kleidern hinter den Baumwollbäumen hervor.

Es war Cuchillo.

Der Bösewicht trat mit einer in der That bewunderungswürdigen Keckheit heran, obgleich er ein bischen zu hinken schien.

„Sennor Estevan. Sennor Tiburcio, ich bin Ihr gehorsamster Diener!"

Ein tiefes Schweigen folgte auf die Worte Cuchillos.

„Es ist Cuchillo," sprach Fabian, auf den Blick des Kanadiers antwortend.

„Cuchillo, Ihr unwürdiger Diener," antwortete der Bösewicht, „der Zeuge Ihrer tapfern Thaten gewesen ist, Herr Tigertöter."

Meine Anwesenheit ist ihnen entschieden nicht so unangenehm, als ich geglaubt, dachte Cuchillo.

Da er sofort seine Unverschämtheit bei diesem wenn auch frostigem Empfange sich verdoppeln fühlte, so fuhr er, das feierliche Aussehen aller bemerkend, mit lauter Stimme also fort:

„Es giebt Augenblicke, wo es einem nicht lieb ist, wenn man gestört wird; ich weiß es aus Erfahrung."

Bei diesen Worten machte Cuchillo Miene, noch einmal den grünen Hag des Goldthales zu durchschreiten; allein die rauhe Stimme des Kanadiers hielt ihn zurück.

„Bleiben Sie hier, wenn Ihnen an ihrem Seelenheil etwas liegt, Sennor Cuchillo!" sprach der Jäger zu ihm.

Sie brauchen mich! sprach Cuchillo bei sich. „Sie erlauben, Herr Kanadier?" setzte er hinzu, indem er sich zu Rosenholz wandte.

Und beim Anblicke seines Anführers eine Ueberraschung heuchelnd, die er nicht verspürte, sagte er:

„Ich habe zu . . . .?"

Eine gebieterische Miene Fabians schnitt diese Frage kurz ab.

„Stille!" sagte er, „stören Sie nicht die letzten Gedanken eines Christen, der im Begriffe ist zu sterben!"

Wie bereits von uns gesagt worden, so warf der in den Boden gesteckte Dolch keinen Schatten mehr.

„Herr von Mediana," setzte Fabian hinzu, „ich frage Sie noch einmal bei dem Namen, den wir beide führen, bei Ihrer Ehre, bei Ihrem ewigen Seelenheil: Sind Sie an der Ermordung meiner Mutter unschuldig?"

Auf diese letzte Frage antwortete Don Antonio standhaft:

„Ich habe nichts zu sagen: ich erkenne bloß Männern meinesgleichen das Recht zu, mich zu richten."

„Gott sieht und hört mich," sprach Fabian.

Dann nahm er Cuchillo beiseite

„Ein feierliches Urteil ist über diesen Mann ergangen, und er ist des Todes schuldig befunden worden," sprach er zu ihm. „Wir legen das Amt eines Henkers in Ihre Hände. Die Schätze, welche dieses Thal enthält, sollen die Erfüllung dieser furchtbaren Pflicht bezahlen. Mögen Sie nie einen ungerechteren Mord verübt haben!"

„Man hat keine vierzig Jahre gelebt, ohne einige kleine Sünden auf dem Gewissen zu haben, Sennor Tiburcio. Sie sagen also, das Gold, das im Goldthale liegt, gehöre mir?"

„Alles, bis auf das letzte Stäubchen."

„Caramba!*) Trotz meiner wohlbekannten Gewissensskrupel muß ich gestehen, daß es ein guter Preis ist; daher werde ich auch nicht länger handeln, und sollten sie zufällig noch einen andern kleinen Dienst von mir verlangen wollen, so genieren Sie sich nicht; es geht mit in den Kauf."

Was wir weiter oben gesagt haben, rechtfertigt die unerwartete Erscheinung Cuchillos. Der Bandit, der in dem Wasser des nahen Sees verborgen gewesen war, hatte es wieder verlassen, während die geschilderten Ereignisse stattfanden.

Das Zusammentreffen mit Baraja und Oroche auf dem Berge hatte ihn auf seinen früheren Gedanken zurückgebracht, daß er sich mit dem Sieger ver-

---

*) Spanische Interjektion des Erstaunens: „Was der Teufel!"

binden wolle. Alles zusammen genommen, sah er, daß die Dinge eine bessere Wendung nahmen, als er selbst gedacht. Er begriff, daß, um die versprochene Belohnung zu bekommen und um Don Antonio das Sprechen für immer unmöglich zu machen, er damit anfangen müsse, daß er den Edelmann täusche. Und wirklich fand er das Mittel, dem Verurteilten leise ins Ohr zu sagen:

„Fürchten Sie nichts . . . ich halte es mit Ihnen!"

Die Zuschauer dieser furchtbaren Szene beobachteten ein tiefes Schweigen. Fabians Stirne senkte sich und war so bleich wie die des Mannes, dessen Urteil durch seine Justiz gesprochen worden.

Rosenholz, bei dem die täglichen Gefahren des Matrosen- und Jägerlebens jenes Entsetzen abgestumpft hatten, stand wie vernichtet, womit er seinen Seelenschmerz hinlänglich bekundete.

José hingegen suchte die wilden Empfindungen einer befriedigten Rache durch Gleichgültigkeit zu verdecken.

Cuchillo allein vermochte bei dem Gedanken an die ungeheure Summe, die dieser Mord ihm einbringen würde, seine Freude kam zu unterdrücken.

Caramba! sprach er bei sich. indem er aus den Händen Josés seinen Karabiner nahm und zu gleicher Zeit Don Antonio ein Zeichen gab, daß er ruhig bleiben könne.

Hierauf ging er auf Don Antonio zu.

Bleich und mit funkelnden Augen stand der Spanier da und rührte sich nicht, da er nicht wußte, ob er in Cuchillo einen Retter oder einen Henker erblicken solle.

„Es ist mir prophezeit worden, daß ich einst in der Wüste sterben würde," sagte er; ich bin verurteilt worden. Behält mir Gott als letzten Schimpf die Strafe vor, durch die Hand dieses Menschen sterben zu müssen? Sennor Fabian, ich verzeihe Ihnen; möge aber dieser Bandit für Sie nicht so unheilbringend sein, wie er es jetzt für den Bruder Ihres Vaters sein wird, wie er für . . ."

Ein Schrei Cuchillos, ein Schrei des Entsetzens unterbrach den Herzog von Armada. „Zu den Waffen! zu den Waffen! Da kommen die Indianer!" schrie er.

Es herrschte nun eine augenblickliche Verwirrung. Fabian, Rosenholz und José griffen nach ihren Karabinern.

Cuchillo benutzte diesen kurzen Augenblick, stürzte auf Don Antonio los und stieß ihm den Dolch zweimal durch den Hals.

Der unglückliche Mediana fiel zu Boden, während ihm Ströme Blutes aus dem Munde drangen.

Don Antonio hatte das Geheimnis des Banditen mit sich ins Grab genommen.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Cuchillos Tod.

Ein Augenblick der Bestürzung folgte auf diesen so rasch ausgeführten Mord.

Don Antonio rührte sich nicht mehr. Fabian schien zu vergessen, daß der Bandit nur die Vollziehung des Urteils beschleunigt hatte, das er selbst gesprochen.

„Unglücklicher!“ rief er, auf Cuchillo zustürzend.

„Nun, nun“, sprach Cuchillo zurückweichend. Es war nur eine Kriegslist, um Ihnen so geschwinder den großen Dienst erweisen zu können, den Sie von mir verlangt hatten. Sie sind gut, Sie sind edel, Sie würden es Ihr Leben lang bedauert haben, daß Sie diesem Oheim nicht verziehen, — ich habe die Gewissensbisse auf mich genommen, und damit Basta!“

„Der Bösewicht hat einen raschen Verstand und eine sichere Hand,“ sagte José.

„Ja“, versetzte Cuchillo offenbar geschmeichelt, „ich thue mir etwas zugute darauf, daß ich kein Dummkopf bin.“

„Ah!“ seufzte Fabian, „ich hoffte, ihm noch verzeihen zu können.“

Unterdessen hatte Cuchillo seine ganze frühere Frechheit wieder erlangt.

Er warf auf den Leichnam dessen, der nicht mehr sprechen konnte, einen Blick befriedigten Hasses und murmelte halblaut:

„An wie wenig hängt doch das Schicksal eines Menschen!

Dann wandte er sich zu Fabian und sagte:

„Es ist also abgemacht, daß ich Ihnen einen großen Dienst erwiesen habe. Ah! Don Tiburcio, Sie müssen sich entschließen, ewig mein Schuldner zu bleiben; aber halt, es liegen ungeheure Reichthümer hier, und sie dürfen sich nur noch des Wortes erinnern, das Sie dem Manne gegeben haben, welcher Ihnen zuliebe, zum erstenmale in seinem Leben sich mit seinem Gewissen offen entzweite.“

Und Cuchillo wartete, ungeachtet des Versprechens, Fabian voller Angst auf dessen Antwort.

„Ah! es ist wahr, ich habe Ihnen das Blutgeld noch nicht bezahlt,“ sagte dieser zum Banditen.

Cuchillo stellte sich empört.

„Wohlan! Sie sollen glänzend belohnt werden,“ antwortete der Jüngling. „Allein es soll nicht gesagt werden, daß ich mit Ihnen geteilt habe; das Gold dieses Lagers gehört Ihnen.“

„Alles?“ rief Cuchillo, der seinen Ohren nicht zu trauen wagte.

„Alles, bis auf das letzte Stäubchen,“ antwortete Fabian; „ich will mit Ihnen nichts gemein haben, nicht einmal dieses Gold.“

Und er gab Cuchillo ein Zeichen.

Der Bandit stürzte, anstatt durch den aus Baumwollenbäumen bestehenden Hag zu gehen, nach dem Orte hin, wo er sein Pferd angebunden hatte. Er schob die ineinander verschlungenen Zweige, welche das Goldthal schlossen, weg und verschwand bald vor Fabian.

Ein Schauer durchlief die Adern Cuchillos. Das Herz klopfte ihm beim Anblicke des fahlen Scheins, der durch die Strahlen des Tages hervorgerufen wurde, und er glich dem Tiger, der in einen Schafstall einfällt und nicht weiß, welches Opfer er wählen soll. Er musterte mit stierem Auge die zu seinen Füßen liegenden Schätze, und es fehlte nicht viel, so wälzte er sich in seinem unsinnigen Entzücken in diesen Goldmassen umher wie der Hirsch in dem Wasser eines Sees.

Unterdessen hatte Diaz, der in ziemlich weiter Entfernung immer noch in der Ebene saß, fast keine der Einzelheiten dieser Szene verloren. Er hatte gesehen, wie Cuchillo plötzlich zum Vorscheine kam, hatte den Alarmruf des Banditen gehört, und endlich war ihm auch der blutige Ausgang dieser Ereignisse nicht entgangen. Bis dahin war er unbeweglich geblieben.

Cuchillo war eben im Goldthale verschwunden, als die drei Jäger sahen, wie Diaz aufstand und auf sie zukam. Der Abenteurer warf einen Blick voll Traurigkeit auf den in seinem Blute schwimmenden Herzog von Armada. „Ich tadle Euch nicht," sprach er. „An Eurer Stelle hätte ich ebenso gehandelt."

Das Herz Fabians war schmerzlich bewegt.

„Wir sind im Hafen gescheitert," fuhr Diaz im Tone bitteren Schmerzes fort.

„Was meinen Sie damit?" rief Fabian. „Sollte Cuchillo . . ."

„Dieser Verräter, der zweimal den Versuch gemacht hat, Sie zu töten, — das erstemal auf der Hacienda del Venado, das andere Mal in dem Walde, der sich in deren Nähe befindet, — war unser Führer auf dem Wege nach dem Goldthale."

„Cuchillo hat Euch also das Geheimnis verkauft?"

„So gewiß, als ich einst vor Gott erscheinen werde; der arme Don Estevan hat mir erzählt, wie Cuchillo das Vorhandensein des Schatzes und den Ort, an dem er sich befand, erfahren hatte: Der Bandit mordete seinen Gefährten, der den Schatz zuerst entdeckt hatte."

„Ah! es ist ein furchtbarer, verhängnißvoller Tag!" sagte Fabian, der nun nicht mehr über den Mörder seines Pflegevaters in Ungewißheit war; „was soll ich mit diesem Menschen anfangen? Sagt es mir, Ihr beide, die ihr wisset, was er meinem Adoptivvater gethan!"

„Verdient der niederträchtige Schurke, der Deinen Pflegevater ermordet, mehr Rücksicht, als der tapfere Edelmann, der Deine Mutter getötet, mein Kind?" antwortete der Kanadier entschlossen.

„Möge es Ihr Adoptivvater oder jemand anders gewesen sein, der sein Opfer geworden, immerhin verdient dieser Bandit den Tod," setzte Diaz hinzu, indem er sich in den Sattel schwang.

„Nur ungern sehe ich Sie gehen," sprach Rosenholz zu dem Abenteurer; „ein Mann, der wie Sie der erbitterte Feind der Indianer ist, wäre ein Kamerad gewesen, dessen Gesellschaft ich hoch geschätzt hätte."

„Meine Pflicht ruft mich in das Lager zurück, das wir leider verlassen haben," antwortete der Abenteurer. „Zwei Dinge aber werde ich nie vergessen:

erstens, daß ich mit großmütigen Feinden zu thun gehabt, und zweitens, daß ich Euch geschworen, niemandem auf der Welt etwas von diesen ungeheuren Reichtümern zu sagen."

Als der biedere Diaz diese Worte gesprochen, entfernte er sich rasch.

Die drei Freunde hatten ihn bald aus den Augen verloren.

Während er sich entfernte, kehrte ein anderer Reiter ins mexikanische Lager zurück.

Es war Baraja. Er galoppierte fort, um Verstärkung zu holen.

Die Sonne stieg höher und beleuchtete im Thale nur noch Cuchillo, der mit gierigen Blicken über seine Goldernte gebeugt war, so wie die drei Jäger, welche ratschlagten, was mit dem Banditen anzufangen wäre.

„Sie haben," sprach José, „ein Gelübde gethan, von dem Sie nichts entbinden kann; die Frau des Arellanos hat es auf ihrem Totenbette empfangen; Sie haben den Mörder ihres Mannes in Ihrer Gewalt; Sie müssen Ihren Schwur halten."

Und als er auf dem Gesichte Fabians eine angstvolle Unschlüssigkeit bemerkte, setzte er hinzu:

„Wenn Ihnen aber diese Rolle so sehr zuwider ist, so werde ich dieselbe übernehmen."

Darauf ging José auf den Hag zu, der ihn von Cuchillo trennte.

Dieser hatte gar nicht mehr darauf geachtet, was um ihn her vorging.

„Sennor Cuchillo! Ich möchte ein Wörtchen mit Ihnen sprechen," rief José, während er die Zweige der Baumwollenbäume auf die Seite schob. „Sennor Cuchillo!"

Aber Cuchillo hörte nichts.

Erst bei der dritten Aufforderung wandte er den Kopf um und zeigte dem Karabinier sein entflammtes Gesicht.

José machte ihm begreiflich, daß er sein Gold nicht antasten wolle, und wußte ihn unter dem Vorwande einer wichtigen Mitteilung auf den Gipfel der Pyramide zu locken. Dort nahmen die drei Männer Platz um ihn. Indessen suchte er sein zuversichtliches Wesen wieder zu gewinnen.

Fabian erhob seine Augen langsam; bei diesem Blicke schauderte Cuchillo zusammen.

„Cuchillo," sprach er, „Sie haben mich verhindert, vor Durst zu sterben, und Sie haben keinem Undankbaren einen Dienst erwiesen; ich habe Ihnen den Dolchstich verziehen, den Sie mir auf der Hacienda del Venado gegeben; ich habe Ihnen neue Mordversuche verziehen, die Sie in der Nähe des Salto de Agua gewagt; ja, ich habe Sie sogar bezahlt, wie ein König den Vollstrecker seiner Blutbefehle bezahlt, — aber eins kann ich Ihnen nicht verzeihen, den Mord des Marcos Arellanos, den ich zu rächen geschworen habe."

„Marcos Arellanos," stotterte Cuchillo mit matter Stimme heraus, „wer hat Ihnen das gesagt? Ich habe ihn nicht umgebracht!"

Fabian lächelte bitter.

„Ich sage Ihnen, Sie haben ihn umgebracht! Sie haben ihn bei dem gemeinschaftlichen Feuer getötet; Sie haben seinen Körper in den Fluß geworfen; der Boden hat mir alles erzählt — von dem Fehler des Sie tragenden Pferdes bis zu der Wunde am Beine, die Sie im Kampfe erhalten haben!"

„Gnade, Gnade, Sennor Tiburcio!" rief Cuchillo, der durch die plötzliche

Enthüllung dieser Thatsachen, wovon nur Gott Zeuge gewesen, wie vernichtet war. „Nehmen Sie alles Gold, das Sie mir gegeben, aber im Namen des allmächtigen Gottes, dessen Sonne uns beleuchtet, beschwöre ich Sie, lassen Sie mir das Leben!“ flehte er weiter, während er auf den Knieen zu Fabian herankroch und ihn die Füße küßte.

So war er endlich am Rande der Plattform angekommen. Hinter seinem Rücken stürzte sich das Wasser schäumend in den Abgrund, und durch den Fuß des Kanadiers fortgestoßen, stürzte Cuchillo rückwärts in den Abgrund.

Ein herzzerreißender Schrei drang zu den drei Jägern empor und übertönte das Geräusch des Wasserfalls.

Der Abgrund brüllte jetzt einen Augenblick gewaltiger; es war das Zeichen, daß der Körper in den See gefallen war, den der Wasserfall bildete.

Bald aber nahm dieser seine ganze feierliche Eintönigkeit wieder an.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Am Grabe des Häuptlings.

Unterdessen verlängerten sich die von den Bergen geworfenen Schatten unmerklich nach Osten hin und nahmen allmählich die Ebene ein. Unter diesen Schatten, die immer größer wurden, jemehr die Sonne nach Westen rückte, erloschen die schimmernden Lichter des Goldthales.

Noch eine Pflicht blieb zu erfüllen; nämlich die: Don Antonio de Mediana standesgemäß zu begraben.

José und der kanadische Jäger übernahmen dieses Geschäft, und der Körper Don Antonios, der auf ihren Armen bis auf die Spitze der Pyramide getragen wurde, fand im Grabe des indianischen Häuptlings seine letzte Zuflucht.

José hatte sich sodann gesetzt und warf von Zeit zu Zeit sorgenvolle Blicke auf den Horizont. „Nach meiner Ansicht,“ sprach er, „begehen wir eine große Unklugheit, wenn wir heute Nacht hier bleiben.“

„Warum das?“

„Wir haben zwei Spitzbuben entkommen lassen, deren Groll uns noch einen üblen Streich spielen wird.“

„Wie! die zwei Lumpen? Erinnerst Du Dich nicht, daß wir einen dieser Taugenichtse in denselben Abgrund haben stürzen sehen, wohin Du ihm Cuchillo nachgeschickt hast?“

„Das ist wahr, und ich werde mich noch lange des herzzerreißenden Schreis des Unglücklichen erinnern,“ versetzte José, „allein der andere wird in das Lager zurückkehren, und vielleicht bekommen wir noch heute Abend sechzig Mann auf den Nacken. Ich beharre deshalb bei meiner Ansicht. Wir würden in der Richtung des Presidio Tubac die ganze Nacht fortgehen und an irgend einem Orte unseren Schatz vergraben, um zurückzukommen und ein neues Quantum zu holen. Würde auch der Bösewicht, dem wir so freien Spielraum ließen, so viel Gold mit fortgenommen haben, als er schwer war, so

hätte er dennoch mehr zurückgelassen als Fabian braucht. Jetzt aber wollen wir den armen Teufel wieder aufsuchen, den wir dort unten gelassen haben."

„Davon möchte ich abraten," antwortete Rosenholz. „Ich bin der Meinung, daß das Fieber ihn heute den ganzen Tag hat schlafen lassen. Meine Ansicht geht nun dahin, daß wir ihn liegen lassen, wo er ist; das ist zwar hartherzig," setzte er ganz leise hinzu. „allein Du wirst einsehen, daß er um den Schatz schlechterdings nichts wissen darf. Wir werden ihn für das gezwungene Alleinsein entschädigen, indem wir ihm einige von diesen Goldkieseln geben, und dann wollen wir . . . Ah! da ist der Haken: was werden wir mit ihm anfangen?"

„Wir werden Rat zu schaffen suchen!"

Diese Unterredung zwischen den beiden Jägern fand in dem Augenblicke statt, wo Fabian eine Weile in die Ebene hinabgestiegen war, um ruhiger nachdenken zu können. Jetzt kam er wieder bei seinen zwei Gefährten oben auf dem Hügel an.

Nachdem nun auch Fabian um seine Meinung befragt worden war, beschlossen sie einstimmig, auf der Plattform, die sie besetzt hielten, vorläufig zu bleiben, und sich gegen vier Uhr morgens auf den Weg zu machen um den Gambusino aufzusuchen.

Sodann wurden zwei von den großen flachen Steinen, die in der Ebene so häufig vorkamen und sich nahe bei ihnen befanden herbeigeschafft und bildeten in Verbindung mit den natürlichen Zinnen des abgestumpften Hügels bald eine Verschanzung, hinter der die drei Jäger im Notfalle vor den Kugeln geschützt waren.

Nachdem diese Vorsichtsmaßregeln ergriffen worden, warf der Kanadier einen Blick ruhiger Befriedigung umher. Ihr Pulver- und Bleivorrat war mehr denn hinreichend; im übrigen verließ sich der Jäger auf sein unerschrockenes Herz, seinen richtigen Blick und auf sein Talent, die Umstände klug zu benutzen.

„Und nun," sprach José „wollen wir vor der ersten Nachtwache einen Bissen essen. Hast Du noch ein Stück trockenen Fleisches in Deinem Ranzen, Rosenholz? Ich habe kaum noch einige Brosamen, die hinter einander herlaufen, ohne sich einzuholen."

Als man die Mundvorräte musterte, stellte es sich heraus, daß mit Ausnahme eines noch auf zwei Tage reichenden Quantums Pinole*), gerade noch so viel an der Sonne gedörrtes Fleisch übrig war, als zu einem armseligen Mahle reichte.

„Wer wird die erste Nachtwache übernehmen?" fragte José dann.

„Ich," antwortete Fabian.

Rosenholz legte sich daher neben dem Karabinier hin, und beide hatten bald die Ereignisse des Tages vergessen.

Nach vier Stunden hatte Rosenholz bereits wieder ausgeschlafen und öffnete die Augen. „Nichts Neues?" fragte er Fabian.

„Nichts," antwortete dieser.

„Schlaf nun auch Du, mein Kind," sprach Rosenholz; „es ist nicht gut, daß die Jugend gleich dem Alter wacht."

„Ich werde es versuchen," erwidert: Fabian.

---

*) Ein aus Vanille und anderen Gewürzen bestehendes Pulver oder Mehl.

Und mehr um Rosenholz zu gefallen, als um ein Bedürfnis, das er nicht fühlte, zu befriedigen, legte er sich gleichfalls auf den Boden hin.

Wie in den Tagen der Kindheit Fabians neigte sich der kanadische Riese über das von dem blassen Lichte des Mondes beleuchtete Gesicht des Jünglings.

„Blondhaariges Kind, bei dem ich einst so oft gewacht," sagte er bei sich, „Du, der Du jetzt in Deiner Stärke einschläfst, Du, dessen Gesicht die Sonne gebräunt, und dessen Haare die Zeit geschwärzt hat, schlaf noch einmal ruhig unter dem Auge des Jägers, der Dich reich gemacht, der Augenblick kommt immer näher, wo unsere Pfade von neuem auseinander gehen werden, um nie wieder zusammenzutreffen; der Weg zu den Städten ist nicht der, der in die Wüsten führt.

Während Rosenholz diese Worte in einem Tone tiefer Schwermut sprach, hob er den Kopf des Jünglings sanft in die Höhe, stützte denselben auf seine Knie und setzte sich zwischen die Strahlen des Mondes und die geschlossenen Augen Fabians.

Dann erhob der Jäger seine feuchten Augen gen Himmel. Der große Wagen neigte sich nach Norden und war im Begriff hinter den Hügeln zu verschwinden; wie eine trübe Vorbedeutung fielen die Sterne, indem sie den Himmel mit einer feurigen Linie durchfurchten.

Fabians Haupt ruhte immer noch auf dem Schooße des Kanadiers

Zweiter Teil.

Erstes Kapitel.

Zukunftspläne.

Wir haben Fabian und José schlafend auf der Plattform verlassen und wollen nun sehen, was sich weiter daselbst begab.

Aus der Umgebung des Goldthales und vom Fuß der Pyramide stieg ein unbestimmtes Geräusch auf. Der Jäger legte das Haupt des Jünglings sanft auf den Boden nieder und kroch, den Karabiner in der Hand, an den Rand der Plattform hin.

Seine Augen bestätigten, was ihm sein Ohr gesagt und er war im Begriffe, auf seinen Platz zurückzugehen, als er Fabian erwacht fand.

„Was giebt es?" fragte der Jüngling.

„Nichts, es ist nur ein halbes Dutzend Schakale da unten am See."

„Ah! es ist dort Blut vergossen worden," antwortete Fabian niedergeschlagen.

Beide setzten sich schweigend, und Fabian deutete mit dem Finger auf José der im besten Schlafe war.

„Der arme Kerl weiß, daß ich für ihn wache," sprach der Kanadier, „und schläft ruhig. Auch hat er jetzt, da sein Schwur erfüllt ist, eine Last weniger auf dem Gewissen. Mach es wie er, mein Kind, Du hast noch zwei Stunden zu schlafen."

In dem Augenblicke, wo Fabian sprechen wollte, schien das ferne Geräusch in der Ebene ein deutliches Echo zu finden. Bisweilen näherte sich dieses ferne Geräusch in ungleichen Zwischenräumen und glich dann einem Flintenfeuer. José richtete sich auf und näherte sich Rosenholz.

„Es ist das nämliche Geräusch," sprach er, „das wir in der vergangenen Nacht gehört haben. Ah! die Unglücklichen sind nicht mehr durch ihr Lager geschützt, wahrscheinlich sind die Verschanzungen erstürmt; dann muß jeder Schuß einen fallenden Menschen bezeichnen, und die Apachen werden nun eine reiche Ernte an Kopfhäuten halten können! Wir sind eine Nacht zu lange hier geblieben, Rosenholz.

Die drei Freunde horchten abermals und beobachteten ein tiefes Schweigen.

Wie José gesagt, so hatte sich die ganze Aufmerksamkeit der indianischen Horden auf die Truppe der Abenteurer gerichtet, und Dank diesem Umstande hatten drei vereinzelte Männer so tief in die Wüste vorzudringen vermocht.

Die Schüsse schienen immer näher zu kommen, und jeden Augenblick konnte ein Flüchtling, welcher der Pyramide zufloh, etliche zwanzig Indianer herbeiziehen.

Wären sie nur zwanzig Mann stark," antwortete Rosenholz auf die von José ausgesprochene Befürchtung, „so würde bei unserer vorteilhaften Stellung keiner dieser Spitzbuben den Fuß auf die Plattform setzen, erinnere Dich, daß jeder von uns erst nach dem andern feuern darf, und der dritte, ehe er abdrückt, warten muß, bis die beiden Andern wieder geladen haben. Dies ist eine Kriegskunst, deren Vortrefflichkeit Freund José ebenso gut eingesehen hat, wie Du."

Während Rosenholz diesen Rat gab, hatte sich das Flintenfeuer wieder entfernt. Bald hörte es gänzlich auf.

„Es wird frischer," hob der Kanadier wieder an; in einer halben Stunde werden wir uns auf den Weg machen müssen; an Spuren kann es nicht fehlen. Die auf Tagesanbruch folgende Stunde ist zur Erkennung derselben besonders günstig. Zuvor können wir wieder essen, um uns zu stärken."

Und kaum waren einige Augenblicke verflossen, so fühlten diese unerschrockenen Männer sich wieder vollkommen sicher.

Während das aus einer Hand voll Pinole bestehende Mahl eilig eingenommen wurde, fühlte Fabian, daß endlich der Augenblick gekommen sei, dem Manne, den ihn die Dankbarkeit wie einen Vater betrachten ließ, seine Pläne für die Zukunft mitzuteilen.

„Rosenholz! Vater!" sprach Fabian.

Bei diesem Rufe fuhr der Kanadier zusammen.

„Mein Vater," fing Fabian wieder an, „Sie haben in den großen Städten Europas und in den Wüsten gelebt, und Sie können den Unterschied, der zwischen den ersteren und letzteren ist, würdigen."

„Ja, ich möchte dort wohl mein Leben beschließen!"

Bei den letzten Worten des Kanadiers ließ José einen entsetzlichen Husten hören.

Fabian glaubte nicht recht gehört zu haben.

„Das Leben der Wüste hat also die Reize verloren, die Sie daran rühmten," sprach der Jüngling.

„Hm!" entgegnete Rosenholz, „es wäre ein recht schönes Leben, wenn man sich stets gefaßt machen müßte, bald vor Hunger, bald vor Durst umzukommen, von der Gefahr, unter dem Messer der Indianer Leben und Kopfhaut zu verlieren, gar nicht zu reden."

Der Husten Josés schien sich zu verstärken.

„Und doch habe ich Sie oft ganz anders sprechen hören!" antwortete Fabian erstaunt.

„Glauben Sie ihm doch nicht!" unterbrach ihn der herantretende Karabinier plötzlich. Sehen Sie denn nicht, daß der arme Rosenholz eine jämmerliche Komödie spielt? Sehen Sie nicht daß er sich einbildet, für einen jungen Herrn, wie Sie es zu Madrid sein werden, sei es ein gar zu großes Opfer, sein Leben in der Gesellschaft eines Graubarts, wie er ist, zuzubringen?"

„José," donnerte der Koloß heraus, während er sich aufrichtete.

„Ich werde wider Deinen Willen sprechen!“ rief der Spanier.

Und dann wandte er sich zu Fabian und fuhr also fort:

„Rosenholz sich in eine Stadt einschließen! — Rosenholz sich in den steinernen Käfig eines Hauses einsperren lassen! Das ist ihm unmöglich. Nein, nein, der alte Löwe kann nicht auf der Streu sterben, wie ein Maulesel.“

„Das ist wahr, das ist wahr!“ murmelte der Kanadier seufzend, „allein seine Hand würde mir wenigstens die Augen zudrücken.“

Und der Greis ließ in der Qual seines Herzens den Kopf auf die Brust herabsinken.

„Und ich!“ rief José, „bin ich nicht auch da, der ich seit zehn Jahren nicht aufgehört habe, Dich wie einen Bruder zu lieben; der ich seit zehn Jahren mit Dir gekämpft und gelitten habe?“

Und er schüttelte derb die Hand des Kanadiers, die an dessen Körper herabhing.

Fabian kam ihm zu Hilfe.

„Hören Sie,“ sprach er, „höret beide! Der vornehme Herr ist hier eines elenden Todes gestorben; der habgierige Bandit hat neben den Schätzen, nach denen es ihm gelüstete, sein Grab gefunden. Was ist dem einen wie dem andern geblieben?“

Der Greis heftete auf Fabian einen Blick, in dem Rührung mit einer sanften Ueberraschung gemischt war.

„Fahre fort!“ sagte er mit zitternder Stimme.

„Der Reichtum,“ hob Fabian wieder an, „ist nur für den von Wert, der ihn erworben hat. Mit welchem Preise hätte ich jedoch denselben bezahlt? Ich habe nicht mit Ihnen gelebt, ohne die ganze Weisheit Ihrer Lehren einzusehen. Ich bin der einzige meines Geschlechts und habe die Freiheit, zu handeln, wie ich will. O Vater! Freund! Ich verlange von Ihnen als eine Gunst, in diesen Wüsten bei Ihnen bleiben zu dürfen. Sprechen Sie, Rosenholz, sprechen Sie José, ist es Ihnen recht?“

„Ob es mir recht ist?“ antwortete José mit einer Stimme, die er, um seine Gemütsbewegung zu verbergen, furchtbar zu machen suchte.

„Und Sie, mein Vater, sagen Sie nichts?“ fragte Fabian sanft.

Der alte Jäger blieb in der That stumm und unbeweglich; er konnte nur die Arme öffnen und mit gebrochener Stimme rufen:

„Mein Sohn, mein Fabian! Hierher an meine Brust!“

Und der Jüngling fühlte, wie die Arme des Riesen ihn umschlossen.

Ein neues Leben fing jetzt für Rosenholz an. Erst jetzt fand er das Kind seiner Liebe wieder, um es nicht mehr zu verlassen.

Dann hob er Fabian langsam von der Brust auf seinen starken Armen gen Himmel empor wie ein neugebornes Kind, und rief:

„Ach Gott vergieb mir; aber ich hatte nicht Kraft, ihm abzuraten.“

„Sie können diesen Entschluß noch bereuen,“ sprach José zu dem Jüngling, „besinnen Sie sich, solange es noch Zeit ist.“

„Ich habe reiflich darüber nachgedacht! Was würde ich in einer Welt thun, die ich nicht kenne,“ antwortete Fabian. „Ich habe einen Augenblick nach Reichtum und Ehren getrachtet, um dieselben mit andern zu teilen. Nun habe ich auch darauf verzichtet!“

Rosenholz und Fabian, die ganz in Gedanken vertieft waren, hatten nicht

bemerkt, wie José, nachdem er sich einen Augenblick hinter die zwei auf dem Gipfel der Plattform wachsenden Tannenbäume gesetzt, langsam in die Ebene hinabstieg.

Der Karabinier betrachtete einige Augenblicke mit Aufmerksamkeit die Helle, welche die Goldkiesel verbreiteten, deren erster Anblick für ihn die Quelle so furchtbarer Gedanken gewesen war.

„So viel auch Fabian von diesen Reichtümern mitnehmen mag," sagte er bei sich, „so wird davon genug zurück bleiben. Da ich dieses Thal seiner Schätze nicht berauben kann, so werde ich wenigstens den Schein derselben denjenigen verbergen, die der Zufall hierher führen wird.

In dem José diese Worte sprach, warf er mit dem Fuße den Goldhaufen auseinander, den Cuchillo auf seinen Mantel aufgehäuft hatte, dann zog er sein Messer heraus, schnitt einige Arme voll Gras, Lianen und Binsen ab und bedeckte den Schatz sorgfältig damit.

Fortan verriet dem Auge nichts mehr das Vorhandensein des Goldes unter diesem grünen Schleier.

Hierauf setzte sich José wieder schweigend hinter die Tannen auf die Plattform, wo der Kanadier und Fabian folgende Worte wechselten:

„Du hast das rechte Teil erwählet, mein Kind. Der Reichtum vertrocknet das Herz, der Aufenthalt in den Städten verweichlicht den Menschen und schwächt den Körper ab. Auch Du bist vom Geschlechte des Löwen, Fabian; und die Wüste ist für solche geschaffen. O, mein Sohn! ist dieses Los nicht eines Abkömmlings der Mediana würdig?"

„Sie hören es, José," rief der Jüngling, „haben Sie mir etwas Höheres vorzuschlagen?"

„Nein, meiner Treu!"

„Sei versichert, Fabian," fuhr der Kanadier fort, „das erste Fischotterfell, das Du verkaufst, wird Dir mehr Freude machen, als die Scheffel Goldes, die Du hier sammeln könntest.

„Warum gehen wir also nicht sogleich von hier weg?" fragte Fabian mit einem Lächeln.

„Ich habe dort unten so viel genommen," sagte José, „daß ich Ihre Büchse bald bezahlen kann."

Und er zeigte Fabian mit triumphierender Miene ein nußgroßes Goldstück, — das einzige, das er sich erlaubt hatte, von dem wunderbaren Goldhaufen wegzunehmen, als er ihn mit Füßen getreten um ihn jedem menschlichen Auge zu entziehen.

In dem Augenblicke, wo das edle Kleeblatt im Begriffe war, den Hügel hinabzusteigen, um nach dem Orte hinzugehen, wo sie den armen Gayferos zurückgelassen hatten, vernahmen sie in der Stille der Nacht den Galopp eines Pferdes in der Ebene.

„Ohne Zweifel ist es," sagte der Kanadier, ohne daß er es selbst zu glauben wagte, „ein Mann aus dem mexikanischen Lager, der hierher flieht."

„Gebe Gott, daß es nichts Schlimmeres ist!" antwortete José.

„Ah! ich sehe den Reiter," sprach Fabian mit leiser Stimme; „aber es ist, so dunkel, daß ich nicht zu unterscheiden vermag, ob es ein Freund oder ein Unbekannter ist; so viel ist für mich wenigstens gewiß, daß es ein Weißer ist."

Der Reiter galoppierte immer noch fort.

„Holla, Freund! wer seid Ihr?“ rief Rosenholz auf spanisch.

„Ein Freund, wie Ihr sagt,“ antwortete der Reiter, dessen Stimme von jedem der drei Jäger als die des Pedro Diaz erkannt wurde.

„Höret mich, Ihr drei,“ rief er, „und machet Euch zu nutzen, was ich Euch sagen werde.“

„Sollen wir zu Ihnen hinabkommen?“ fragte der Kanadier.

„Nein, vielleicht hättet Ihr nicht so viel Zeit, um wieder in Eure Citadelle hinaufzukommen. Die Indianer sind Herren der Ebene; unsere Kameraden sind fast alle ermordet. Nur mit vieler Mühe bin ich selbst mit dem Leben davongekommen.“

„Wir haben das Flintenfeuer gehört,“ sprach José.

Unterbrechen Sie mich nicht,“ versetzte Diaz; die Sache hat Eile. Der Zufall hat mich soeben einen Spitzbuben entdecken lassen, den Ihr nicht hättet entkommen lassen sollen. Es ist Baraja. Er führt zwei Wüstenräuber und dann noch apachische Indianer hierher, die ich aus Mangel an Zeit nicht habe zählen können. Ich bin ihnen nur einige Minuten voraus. Sie folgen mir auf dem Fuße. Lebet wohl; Ihr habt meiner geschont, als ich Euer Gefangener war; möge die Nachricht, die ich Euch gebe, meine Schuld tilgen! Wenn Ihr entkommt, dann suchet den roten Fluß an dem Punkte, wo er sich gabelförmig teilt, zu erreichen; dort werdet Ihr Tapfere finden, die . . .“

Ein von einer unsichtbaren Hand abgeschossener Pfeil flog pfeifend ganz nahe an Diaz vorbei und ließ ihn nicht weiter reden.

Wie man sieht, so hatte die Sache allerdings Eile.

Nachdem Diaz den drei Jägern diese unvollständige Nachricht hingeworfen, spornte er sein Pferd mit aller Macht und schrie, um seinen Freunden eine letzte Warnung zukommen zu lassen und den ihn verfolgenden Feinden ein letztes Mal Trotz zu bieten:

„Schildwache, aufgemerkt!“

Das Echo wiederholte noch diesen Alarmruf, als Diaz in der ungeheuren Einöde, durch die Dunkelheit geschützt, bereits verschwunden war.

Zu gleicher Zeit heulten von verschiedenen Seiten die Wölfe.

„Es sind die Indianer,“ sprach Rosenholz; „sie haben Wölfe das Aas des dort unten liegenden Pferdes zerreißen sehen und ahmen nun die Stimme derselben nach, um sich ein Signal zu geben. Aber diese Teufel können alte Jäger, wie wir sind, nicht hinter das Licht führen!“

Zweites Kapitel.

Barajas Schicksal.

Um die neue Gefahr zu erklären, welche den Jägern drohte, müssen wir uns einen Augenblick an den Ort zurückbegeben, wo wir Baraja und den über dem Abgrunde schwebenden Oroche zurückgelassen haben. Baraja hatte die Sehnen des Lasso unbarmherzig bis auf die letzte zerschnitten, und es

war wirklich der Körper Oroches, den die Jäger gleich einer schwarzen Wolke in den Wasserfall hatten hinabfallen sehen.

Erschrocken über das, was er gethan, nicht über den Mord, den er verübt, sondern über das Verschwinden des Goldblocks, warf Baraja einen bestürzten Blick in den Abgrund. Er donnerte und brüllte wie ein unersättliches Ungeheuer, und das Auge des Elenden begegnete nur der Finsternis.

Zum erstenmale bedauerte Baraja die vollständige Einsamkeit, in die ihn der Tod Oroches versetzte. Mit letzterem verschwand die Hoffnung eines gleichen Kampfes mit den dermaligen Besitzern des Goldthals.

Eine geheime Wut ergriff ihn. Er beschloß, die drei Jäger, welche sich in so anmaßender Weise für die alleinigen Herren des Goldthals erklärt hatten, von ihrem Posten zu vertreiben.

Als er ein Stück weit geritten, hörte er vom Lager der Mexikaner her heftiges Flintenfeuer. Gleichzeitig hörte er hinter sich die Stimme Pedro Diaz.

Dann wurde der Galopp des Pferdes hinter ihm rascher und die Stimme drohender.

Baraja floh dem Flintenfeuer zum Trotze nur um so rascher dem Lager zu.

Endlich wandte er sich um.

„Feigling!" schrie Diaz, ihm den Weg versperrend, zu. „Du sollst in meiner Gegenwart nicht zum zweitenmale fliehen."

Es waren die zwei Reiter, deren Anstrengungen die Mexikaner, die noch im Lager kämpften, gesehen hatten.

Diaz hatte den Händen eines Indianers den Tomahawk entrissen und bediente sich desselben mit furchtbarem Erfolge.

Der Mann dagegen, dessen Gefangennehmung von einem Triumphgeschrei begleitet war, der Weiße, der an den Baum fest gebunden wurde, bis er zu Tode gemartert werden sollte, war kein anderer als Baraja, dem die Vergeltung nahe war.

Eine furchtbare Strafe sollte für den Mörder Oroches beginnen. Der Unglückliche sah ein, daß er in die Hände von Feinden gefallen, die noch unbarmherziger waren, als er selbst es gegen den Gambusino gewesen.

In der Erwartung, daß der Schwarzvogel bald das Signal der Eröffnung des Festes geben würde, verwandelten seine Krieger die von den Wagen abgerissenen Beschläge in Folterwerkzeug und machten diese in den Feuern glühend.

Nach dem vollständigen Siege, den die Indianer errungen, mußte die qualvolle Tötung eines Gefangenen den Freuden des Tages die Krone aufsetzen.

Ein Indianer mit überaus grimmigem Gesichte trat zuerst an den Unglücklichen heran und sprach zu ihm:

„Die weißen Gesichter sind, wenn sie sich in großer Anzahl beisammen befinden, geschwätzig wie Papageie, und wenn sie an den Marterpfahl gebunden werden, sind sie stumm wie die Palme an den Wasserfällen. Wird der Weiße es wagen, seinen Todesgesang zu singen?"

Baraja verstand nicht, was der Wilde wollte; ein dumpfes Aechzen war seine alleinige Antwort.

Dann führten die Indianer den Skalpierungstanz aus.

Dann erhob sich der verwundete Häuptling, der mit der Antilope auf der Spitze geblieben war, langsam, um zu sagen, daß der Augenblick nun gekommen sei, wo seine Krieger mit der Zerfleischung ihrer Beute beginnen könnten.

Allein die Stunde Barajas war noch nicht gekommen.

Plötzlich erschien ein Krieger, seine Erscheinung schien indessen niemand zu überraschen; nur lief der Name „der Mestize*)“ von Mund zu Mund.

Der Unbekannte grüßte die versammelten Indianer in ernster Weise mit der Hand und ging auf den Gefangenen zu.

Baraja machte eine Bewegung der Ueberraschung. Er hatte in dem Wilden die geheimnisvolle Person wieder erkannt, die er im Laufe des Tages in ihrem Rindenkahne ganz still auf dem Wasser nach den Nebelbergen hatte fortgleiten sehen.

Der Mestize redete Baraja in englischer Sprache an, die dieser aber nicht verstand, dann in französischer und endlich in spanischer Sprache.

Baraja stieß einen Freudenschrei aus.

„O!“ schrie er, „wenn Sie mir das Leben retten, so gebe ich Ihnen so viel Gold, als Sie nur tragen können!“

Baraja hatte diese Worte in einem so überzeugenden Tone gesprochen, daß der Fremde, wir können sagen der Mestize, ganz von Erstaunen betroffen zu sein schien.

„Ist es wahr?“ sagte er, während seine Augen funkelten.

„O Herr!“ fuhr Baraja fort, indem er die Hände rang, „es ist ebenso wahr, als daß ich hier einen gräßlichen Tod sterben muß, wenn Ihre Dazwischenkunft mich nicht retten kann.

„Ich werde es versuchen,“ sagte der Unbekannte mit leiser Stimme; „sagen Sie nichts mehr, denn die Indianer dürfen nicht wissen, was Sie mir vorgeschlagen, obgleich sie das Gold der Weißen gar nicht hoch schätzen. St! man hört uns zu.“

Und in der That schloß sich der Kreis der Wilden, die vor Verlangen brannten, ihr Fest zu beginnen, immer enger um sie hin; dabei ließ sich ein dumpfes Murmeln hören.

„Gut!“ setzte der Unbekannte laut und auf Indianisch hinzu, „ich werde den Ohren des Häuptlings die Worte des Gefangenen mit der weißen Haut mitteilen!“

Als der Fremde die Spitze der Anhöhe erreicht hatte, auf welcher der Häuptling saß, rief er aus:

„Kein Indianer rühre den Gefangenen an, bis die zwei Häuptlinge mit ihrer Beratung zu Ende gekommen!“

Die Unterredung der beiden Häuptlinge dauerte lange.

Indessen war der indianische Häuptling immer noch unentschlossen, als Baraja, dessen Auge die beiden Sprechenden verschlang, sah, wie derjenige der für ihn sprach, dem Schwarzvogel ganz leise einige Worte ins Ohr murmelte.

Ungeachtet seiner Ruhe konnte der Häuptling sich nicht enthalten zusammenzufahren; auch konnte er einen Wutblick nicht unterdrücken, der in Funken aus seinen Augen drang.

Endlich setzte der Mestize ganz laut hinzu, damit es jeder hören möchte:

„Was ist dieser furchtsame Hase“ — und bei diesen Worten deutete er auf den zitternden Gefangenen — „gegen den Mann mit dem starken Herzen und mit den stählernen Muskeln, den ich in Eure Hände geben werde?“

---

*) So werden die Kinder eines Weißen und einer Indianerin oder eines Indianers und einer Weißen genannt.

Der Schwarzvogel unterbrach den Fremden, indem er dessen Hand ergriff. Der Handel war abgeschlossen.

Dann verließen die Indianer das brennende Lager der Goldsucher. Mit der Hauptmasse seiner Truppe ging der Schwarzvogel trotz seiner Wunde nach dem Bisonsee ab.

Die zwei Boten seiner Rache schlugen einen andern Weg ein.

Die Antilope ging mit zehn Kriegern nach dem Punkte hin, wo der Fluß sich gabelförmig teilt, um daselbst die Spuren der drei Jäger zu suchen.

Der Mestize und Baraja verfolgten mit zwölf anderen Indianern den nach dem Goldthale führenden Weg.

Drittes Kapitel.

Vorbereitungen zum Kampf.

Die Nachricht, die Diaz gebracht, überraschte den Waldläufer inmitten seiner Zukunftspläne wie ein trauriges Vorzeichen, daß dieselben nie in Erfüllung gehen würden. Er schwieg wie Fabian und José, der einen Kriegsmarsch pfiff.

Schon hatten, ohne daß die drei Jäger es vermutet, die zwei Räuber, die Baraja gefangen hielten, ihren Rindenkahn in dem unterirdischen Kanale, der von dem See des Goldthales nach den Nebelbergen führte, vor jeder Entdeckung gesichert.

Die zwei Wüstenräuber waren Vater und Sohn.

Wir haben letzteren unter dem Namen „der Mestize" bereits eingeführt. So nannten ihn die Mexikaner und die Apachen. Die Jäger französischen Ursprungs aus Kanada oder aus den Mississippi-Ebenen hießen ihn Mischblut oder gaben ihm den Namen Halbblut; denn so groß war der Ruf dieses Mannes, da er alle die von diesen verschiedenen Rassen besuchten Wüsten durchlaufen hatte.

Der Name des ersteren war Rothand, und sein furchtbarer Ruf konnte nur durch den seines Sohnes verdunkelt werden.

Wir werden übrigens im Verfolge dieser Erzählung die beiden Männer bald näher kennen lernen, die, bald Feinde, bald Freunde der Weißen und der Indianer, von beiden gleich gefürchtet waren.

Der wenn auch ziemlich kalte Empfang von seiten Schwarzvogels und seiner Krieger, das hochmütige Betragen des Mestizen und die Befreiung eines Kriegsgefangenen können uns schon einen kleinen Begriff von dem geheimen und mächtigen Einflusse dieses Menschen auf die indianischen Stämme geben.

„Nun", sprach José, indem er zu pfeifen aufhörte, während seine beiden Kameraden keinen Augenblick verloren, um die Verschanzung zu vollenden, die sie bei hereinbrechender Nacht zu bauen angefangen hatten, „hatte ich nicht recht,

wenn ich behauptete, es sei gefährlich, hier die Nacht zubringen zu wollen? Nun sitzen wir schön in der Patsche!"

„Wir hängen von der Gnade Gottes ab!" sprach Fabian.

„Ja, und von der der Apachen, mit anderen Worten, von der der roten Teufel."

Die drei Jäger konnten sich nicht verhehlen, daß ihr Leben möglicherweise von einem Winde abhing, der auf einen Augenblick die Nebelmasse zerstreute, womit die Höhen bekränzt waren; da aber ein Angriff so nahe bevorstand, konnten sie keinen andern Ort wählen.

„Ach!" rief José, „mir fällt etwas ein, und ich will . . . St! ich glaube, ich höre da oben laufen."

Ein Stein, der sich von den Höhen abgelöst hatte, fiel in demselben Augenblicke mit großem Getöse in den Abgrund.

„Die Spitzbuben sind da oben; es ist gewiß," sprach der Kanadier. „Horchen wir!"

Der Spanier ließ sich mit quer über die Knie gelegter Büchse auf den Fersen an dem steilen Hügel hinab und verschwand einen Augenblick in der Finsternis.

Rosenholz und Fabian waren nur einen Augenblick unruhig gewesen, denn bald sahen sie wieder den Karabinier am Fuße der Pyramide anlangen und dieselbe ersteigen.

José hielt den dicken wollenen Mantel des Cuchillo in der Hand.

„Ah! Das ist ein guter Gedanke," sprach Rosenholz, der den Zweck erriet. „Ja, ja, hinter dieser wollenen, durch die Decke Don Fabians verdoppelten Verschanzung kann uns keine Kugel erreichen; ich wenigstens kenne keine, die es könnte, und auf dieser Seite da schützen uns die aufgehäuften flachen Steine hinlänglich."

Wir können also den Feind getrost erwarten und uns mit ihm, wenn er es für zweckmäßig erachtet in Unterhandlungen einlassen."

Der ehrliche Kanadier wollte also ruhig warten, bis es den Feinden belieben würde, ihre Anwesenheit endlich auf andere Weise als durch ein wildes Geheul kund zu thun.

Während die drei Gefährten so ihre Ansichten über die Absicht der Indianer aussprachen, war Baraja froh, sein Leben aus einer so dringenden Gefahr gerettet zu haben. Er dachte im Anfange nur daran, den Mestizen in das Goldthal zu führen und ihm die Reichtümer zu überliefern; allein nach und nach gab ihm seine Habsucht einen anderen Entschluß ein, und er beschloß, den Mestizen über die wahre Lage der Dinge zu täuschen und die Schätze auf den Gipfel der von den Jägern besetzten Pyramide zu versetzen.

Mit dieser Mitteilung war der Mestize zufrieden, da er die List, welche dahinter steckte, nicht ahnte.

Noch sann Baraja darüber nach, welche Folgen die neue Treulosigkeit für ihn haben könne, als die Abteilung einen Zuwuchs durch den Vater des Mestizen, den wilden weißen Jäger Rothand, erhielt.

Während dieser sich mit seinem Sohne in einem Gebüsche unterredete, hielt Diaz, dessen Pferd leicht verwundet war, unbemerkt in der Nähe und belauschte das Gespräch zwischen beiden. Aus dem Gehörten erriet er, daß der Mestize den Plan habe, die Tochter des Hacendero Augustin Pena, welche mit ihrem

Vater am Büffelsee war, zu entführen, zunächst aber die drei Jäger im Goldthale anzugreifen.

Dies bewog Diaz, sogleich die Richtung nach dem Goldthale einzuschlagen, um die Jäger, wie er gethan, zu warnen, dann aber zum Büffelsee hinabzureiten, um Don Augustin die Gefahr, welche ihm drohte, anzuzeigen.

Darauf erstieg Mischblut das Gewölbe des Wasserfalls, während Rothand zur Bewachung Barajas zurückblieb und ein Feuer auf der Höhe anzündete, um die Jäger dadurch zu täuschen.

Indes die Feinde der drei Jäger nach einem Orte suchten, von wo aus sie ihren Angriff am wirksamsten eröffnen könnten, schmeichelte sich Rosenholz fortwährend mit der thörichten Hoffnung, daß es ihnen nur um den Gewinn der Schätze des Thales zu thun sei.

Die ersten Strahlen der Sonne erloschen in dem Dunste der Nebelberge, wie das glühende Eisen im Wasser; aber der Sand der Ebene funkelte von goldenem Schimmer, purpurner Wiederschein entflammte sich an den Seiten der Felsen, und wie Taucher ihr triefendes Haar schütteln, so schüttelten die Gipfel der Tannen die letzten Flocken des nächtlichen Nebels ab.

Viertes Kapitel.

Rothand und Mischblut.

Sogleich begannen die Belagerten ihre letzten Vorbereitungen zum Kampfe zu treffen. Auf die Pfannen wurde trockenes Pulver geschüttet und der geringe Mundvorrat besichtigt. Sodann legten die drei Jäger ihre gefüllten Pulverhörner, sowie ihre Kugeln und Lebensmittel nach der Seite des Wasserfalls hin, woselbst sie durch die ausgespannten Decken geschützt waren, und bedeckten alle die Gegenstände, deren sie notwendig bedurften, mit großen Steinen, um sie noch mehr vor dem feindlichen Feuer zu sichern.

Nachdem diese Vorkehrungen getroffen waren, legten sich der Kanadier und Fabian, indem sie die gegenüber liegenden Felsen stets im Auge hatten, hinter die aufgerichteten breiten Steine. So erwarteten sie nun den Beginn der Feindseligkeiten.

Wirklich hatte der Mestize den der Pyramide gegenüber liegenden Felsen bald als den vorteilhaftesten Posten anerkannt und diesen sogleich eingenommen.

Mit Zittern und Zagen war ihm Baraja dahin gefolgt, weil er wußte, daß das Goldthal zu Füßen dieser Felsen liege; allein wie groß war sein Erstaunen, als er durch eine unbekannte Hand seinen Schatz den Augen entrückt sah!

Abermals war er erfreut, seine List gelungen zu sehen und dachte nun daran, wie es ihm glücken möchte, einen Teil des Goldes heraufzuholen, um dasselbe dem Mestizen zu geben, ohne ihm das Vorhandensein des ganzen Schatzes zu verraten.

Mit Ungeduld sahen Rothand und Mischblut die langsamen Vorbereitungen zum Angriff bei den Indianern mit an.

Und dann unterhielten sich beide während einiger Minuten mit einander in einem Dialekte, den von den Umstehenden niemand verstehen konnte.

Diese Unterredung fand auf einem von den Felsen gebildeten sanften Abhange statt. Auf diesem Abhange, der in eine Art mit Gebüsch bedeckter Staffel auslief, standen die Indianer in einer fast aufrechten Stellung.

„Wenn wir ihnen das Leben versprechen, so ergeben sie sich," sprach der Mestize am Ende.

„Und wir werden unser Wort auch halten, da wir sie ja den Indianern lebendig überliefern sollen," setzte der Vater mit einem gräßlichen Lächeln hinzu.

Zu gleicher Zeit erklommen Vater und Sohn die Böschung zur Hälfte und streckten, ohne sich selbst zu zeigen, die Hand über die Gebüsche empor.

„Aufgepaßt!" sprach José, der sich in knieender Stellung hinter den zwei Tannenbäumen befand; „die Feindseligkeiten oder die Unterhandlungen beginnen jetzt, ich sehe zwei Hände über den Gipfel der Felsen hinausragen und als ein Zeichen des Friedens sich hin und her bewegen. Mit wem haben wir es zu thun?"

José hatte mit ungemeiner Geschwindigkeit die Worte gesprochen, als sie eine starke Stimme unterbrach:

„Welcher ist Derjenige," sprach die Stimme, „den die Indianer den Adler der Schneeberge nennen?"

„Was ist das?" murmelte Rosenholz überrascht; „und welcher von den Spitzbuben spricht englisch?"

Und als Rosenholz nicht anwortete, ließ sich die Stimme abermals hören:

„Vielleicht versteht der Adler der Schneeberge nur die Sprache, die man in Kanada spricht!"

Und die Stimme wiederholte die Frage in französischer Sprache.

Rosenholz fuhr zusammen.

„Es ist noch schlimmer, als ich dachte," fuhr der Kanadier fort, „doch so, daß José ihn allein hören konnte; es ist ein Mann von unserer Farbe darunter."

„Ein Spitzbube, der die weiße Farbe mit der roten vertauscht hat," sprach José.

„Was will man von dem Adler?" fragte ebenfalls in französischer Sprache Rosenholz, der sich des Namens erinnerte, den ihm der Schwarzvogel gegeben hatte.

„Er zeige sich oder höre, wenn er aus Furcht nicht erscheinen mag."

„Und wer steht mir dafür, daß ich es nicht zu bereuen haben werde, wenn ich mich zeige?"

„Wir wollen ihm mit dem Vertrauen vorangehen," antwortete die Stimme.

„Was sagte er?" fragte José.

„Ich soll mich zeigen, und . . ."

Rosenholz war beim Anblicke der zwei seltsamen Gestalten, die auf der ihm gegenüberliegenden Brustwehr sich plötzlich emporrichteten vor Erstaunen ganz stumm. Er hatte zwei Männer erkannt, deren blutiger und furchtbarer Ruf nicht allein bis zu seinen Ohren gedrungen war. Schon das erste Zusammentreffen war für ihn ein sehr unheilvolles gewesen.

Beim Anblick dieser zwei Männer, die ihm nun abermals gegenüber standen, bemächtigte sich ein sonderbares, schmerzliches unbekanntes Gefühl des uner-

schrockenen Waldläufers; Fabian war da, — zum erstenmale in seinem Leben beschlich Rosenholz eine gewisse Furcht.

„Rothand und Mischblut! Erkennst Du sie?“ sagte er zu José.

José bejahte es. Er fühlte sich eben so heftig erschüttert, wie Rosenholz.

„Zeig Dich nicht,“ rief er, „es ist ein Tag der Trauer für alle die, welche mit ihnen zusammentreffen“

„Ich werde mich aber zeigen,“ versetzte Rosenholz, „sonst käme es so heraus, als hätte ich Furcht.

Während der Kanadier diese Worte sprach, richtete er sich in die Höhe.

Der Anblick Rothands war zurückstoßend.

Sein langes, weißes Haar, das einst feuerrot gewesen, war nach indianischer Art oben auf dem Kopfe durch Riemen zusammengebunden, die ein Fischotterfell geliefert hatte.

Seine Füße waren mit olivgrünen Mokassins bekleidet, die mit Glasperlen von allen Farben geschmückt waren. Ueber eine seiner Schultern war eine gelbe Decke geworfen. Ein lederner Gurt zwängte seine an sich schon schmalen Seiten noch mehr zusammen, und von einem roten Schultergehäng hing ein Tomahawk, ein langes Messer ohne Scheide und das Futteral einer indianischen Pfeife herab.

Mischblut glich seinem Vater nur wenig, und wenn seine Augen auch ebensoviel Grausamkeit verrieten, so zeigte der indianische Charakter seines Gesichts doch nicht die bei Rothand so sichtbare Niederträchtigkeit an.

Auch war der Mestize größer und stärker gebaut als sein Vater.

Mit einem Worte. der Mestize hatte etwas, was zugleich an den Tiger und an den Löwen erinnerte. Der Weiße dagegen erschien mehr als ein bengalischer Tiger, der die Natur des amerikanischen Schakals angenommen hat.

Das dicke und schwarze Haar des Mestizen, war gleich dem seines Vaters oben auf dem Kopfe zusammengebunden.

Sein Jagdkleid, welches dieselbe Form hatte, wie das des Amerikaners, bestand aus rotem Tuch, und sein übriges Kostüm unterschied sich von dem seines Vaters nur durch die Menge von Zierraten, womit ein junger Indianer die Reize seiner Person zu erhöhen strebt.

Auf seiner Schulter ruhte eine lange Büchse, deren Kolben und Schaft mit kupfernen Nägeln übersäet und mit zinnoberroten Verzierungen seltsam bemalt waren. Die Köpfe der kupfernen Nägel aber glänzten wie Gold.

So war das Aeußere der zwei Wüstenräuber beschaffen.

„Was will man von dem Adler der Schneeberge?“ fragte der Kanadier ruhig.

„He, he!“ sprach der Räuber aus Illinois, wenn mein Gedächtnis mich nicht trügt, so hätte der kanadische Waldläufer sein Haupthaar nicht behalten, ohne . . .“

„Einen tüchtigen Schlag mit dem Flintenkolben, den Ihr vortreffliches Gedächtnis ihrem Schädel in Erinnerung bringen muß,“ setzte José hinzu.

„Ah! Sie sind auch da?“ antwortete der Amerikaner.

„Wie Sie sehen,“ antwortete der Spanier mit einer Kaltblütigkeit, die seine vor Haß sprühenden Augen Lügen strafte.

„Es ist der Mann, den meine indianischen Brüder den Spottvogel nennen,“ sagte Mischblut.

Rosenholz fühlte ebenfalls, wie die Geduld ihm zu Ende ging.

„Ich bin aufgestanden, um Worte des Friedens zu hören," sprach er ernst.

„Es wird nicht vieler Worte bedürfen," antwortete der Amerikaner. „Sprich Mischblut!"

„Ihr tretet auf einem reichen Schatze herum," sprach der Mestize; „das ist's was wir wollen."

Kurz und bündig, klar und unverschämt, dachte José. Wollen einmal sehen, was Rosenholz dazu sagt.

„Hm!" sagte der Kanadier, „und unter welchen Bedingungen wollt Ihr diesen Schatz haben?"

„Unter der Bedingung, daß Ihr drei Euch alsbald aus dem Staube macht."

Nun nahm der alte Wüstenräuber das Wort.

„Wohlan!" sprach er hohnlachend, „Mischblut vergißt bei der Gnade, die er Euch erweist, eine kleine Bedingung."

„Welche?"

„Die, daß Ihr Euch auf Gnade und Ungnade ergeben müsset," antwortete der Mestize.

„Laß mich doch diesem Vipern-Paare mit weißem Schweife und indianischem Kopfe antworten," sprach Jose.

„Nein, José," sprach der Kanadier ernst, „seitdem ich für das Leben eines Sohnes zu sorgen habe, werde ich die Sache nicht so über das Knie brechen." Und zu dem Mestizen sich hinwendend, rief er: „Und was würdet Ihr dann mit uns anfangen?"

„Ich würde Euch an einen gewissen Schwarzvogel ausliefern. Der große indianische Häuptling," sprach er alsdann weiter, indem er sich diesesmal vorsorglich der englischen Sprache bediente, welche nur Fabian nicht verstand, „verspricht seinen Gefangenen die Freundschaft, die ihm drei tapfere Männer eingeflößt haben, — verspricht ihnen seine besten Jagden und seine schönsten Frauen."

„Pfui, pfui! Rosenholz," fuhr der Karabinier auf, „es ist eine Schande, diesen Bösewicht länger anzuhören."

„Was spricht der Spottvogel?" fragte der alte Räuber frech.

„Er sagt," antwortete José, — „er sagt, er wolle sich nicht minder großmütig finden lassen, und er verspreche Euch dreierlei: Dir einen zweiten Schlag auf den Schädel vermittelst des Flintenkolbens, Deinem Sohne einen Messerstich mitten in die Brust und dessen lügnerische Zunge den Raben."

„Ah!" schrie Mischblut, der nur die Zähne fletschen konnte, während er mit der Schnelligkeit des Gedankens sein im voraus gespanntes Gewehr anschlug.

Der Bandit vergaß sein Versprechen, die drei Jäger lebendig ausliefern zu wollen.

Der Spanier und der Kanadier hatten sich nicht mehr zeitig genug bücken können, und es war um einen von ihnen geschehen, da ihre Büchsen viel zu weit weglagen, wenn sie auf einen hinter ihnen gethanen Schuß den Mestizen auf der Spitze der Böschung nicht hätten taumeln sehen.

Der Schütze, welcher dieses that, war Fabian.

Zum Unglück für sie alle trug sein Karabiner nicht so weit, wie die der zwei Waldläufer. Doch taumelte Mischblut, als ihn die Kugel traf, wie eine

Eiche, die nicht auf einen Hieb fällt, und er wäre in das Goldthal hinabgestürzt, wo Rosenholz ihm vollends den Garaus gemacht haben würde, wenn der Vater den Sohn nicht gestützt hätte.

Mit kräftigen Armen trug er ihn von der Böschung.

Der Indianer hinter dem Gesträuche und die zwei Wüstenräuber, die bis dahin aufrecht dagestanden hatten, verschwanden nun zu gleicher Zeit.

Dann folgte auf den Lärm der menschlichen Stimmen die tiefste Stille, die bloß durch das Brausen des Wasserfalles und das Rauschen des grünen Vorhanges an den Seiten der Felsen gestört wurde.

Fünftes Kapitel.

Verteidigung der Felsenpyramide.

Die drei Freunde befanden sich nun in einer üblen Lage. Der Kampf, welcher unabweislich war, drohte ein hitziger und erbitterter zu werden, und die drei Männer durften bei der großen Ueberzahl ihrer Gegner nur auf sich und ihre guten Waffen vertrauen.

Während der Kanadier und Fabian ihre Plätze wechselten, hörte man plötzlich die Büchse des Karabiniers knallen.

Ein wilder Schrei folgte auf den Schuß.

„Der schreit gewiß nicht mehr", sagte er ganz ruhig zu Fabian, und zu Rosenholz gewendet: „He! Rosenholz, wir haben einen Feind weniger."

„Ich weiß es, da Du geschossen hast," antwortete der Kanadier ganz einfach.

„Zeigt sich denn bei Dir nichts? Siehst Du auf der Ebene niemand, den Du mit Deiner Büchse erreichen könntest?" fragte dann José.

„Ei freilich, — ich sehe deren nicht weniger, als vier; allein sie verbergen sich in Löchern hinter flachen Steinen, die denen ähnlich sind, die uns auch schützen", antwortete der Kanadier, einen verstohlenen Blick nach dem Orte hinwerfend, wo er die aufgerichteten Platten bemerkt hatte; allein jetzt waren sie wieder niedergelegt. „Ah!" fuhr Rosenholz fort, „die Spitzbuben haben die Steine auf ihren Schlupfwinkel fallen lassen. Merk Dir das, und wenn nach Einbruch der Nacht die Füchse ihr Loch noch nicht verlassen haben, so können wir beide hinabgehen, um sie zu vertilgen."

José hatte unterdessen durch die enge Schießscharte der sie schützenden Steine hindurch auf das Goldthal hinabgesehen, ohne seine Stellung zu verändern.

„Wie Sie sehen, hatte ich mich nicht getäuscht, als ich behauptete, Baraja habe seinen Verbündeten nicht das wahre Goldlager verraten," sprach José zu Fabian; „sonst würden wir diesen Mestizen und seinen Gefährten in das Thälchen hinabgleiten oder wenigstens neugierige Blicke in dasselbe hinabwerfen sehen. Dies wäre eine gute Gelegenheit, ihnen einiges Blei in den Kopf zu jagen."

Ein Vorfall unterbrach hier die Gedanken Josés.

Zwei Feuerstreifen durchfurchten die Dunsthülle vor den Augen des alten Jägers, und der doppelte Knall war noch nicht bis zu seinen Ohren gedrungen, als von seiner Büchse schon ein ähnlicher Blitz aufstieg.

Die drei Knalle bildeten fast nur einen, allein der Erfolg war ein verschiedener.

Durch zwei Kugeln zu gleicher Zeit an dem Punkt, wo sie fest gebunden waren, getroffen, sanken die wollenen Decken auf die Plattform herab, während das Blei des Kanadiers, auf das Aufblitzen einer Pfanne gerichtet, welches dem Knalle voranging, einen der Indianer getroffen hatte.

Zuerst dachte er daran, daß sie durch das Herabfallen der zwei Decken von dem Wasserfall her den Kugeln ausgesetzt wären, daß die Stämme der Tannenbäume sie nicht mehr so wirksam schützten und daß man nicht daran denken dürfe, die darnieder geschmetterte Verschanzung wieder aufzurichten.

Dabei verlor er die Feinde nicht aus den Augen. Allem Anscheine nach mußte der Genosse des getroffenen Indianers, wenn er der ihm drohenden Gefahr entgehen wollte, über den schmalen Pfad, der die Felsen verband.

Rosenholz hatte sich nicht getäuscht.

Bald erblickte sein Adlerauge den wallenden Kopfschmuck eines indianischen Kriegers, der sich bald höher, bald tiefer zeigte und verschwand, um gleich darauf wieder zu erscheinen.

Einen Augenblick blieb der Indianer unbeweglich stehen; dabei ließ er ein herausforderndes Geheul hören.

Allein das kaum erst angefangene Geheul endigte mit einem Todesschrei. Die Kugel des Waldläufers hatte den Indianer getroffen. Der Karabiner entfiel seinen Händen; der Krieger selbst machte zwei Sprünge vorwärts und rollte dann in das Goldthal hinab, wo er sich nicht mehr rührte.

„Ei, ei, das geht vortrefflich," sprach José. „Rosenholz vergeudet sein Pulver nicht."

„Der Tote dort," sagte Rosenholz, „läßt sich nicht träumen, daß er auf Goldhaufen liegt. Doch laßt uns jetzt nicht daran denken, sondern überlegen, wie wir uns aus unsrer gefährlichen Lage retten können.

Dann teilte der Kanadier seinen beiden Genossen in wenigen Worten die Nebenumstände des Sturzes der Indianer mit; er sagte ihnen, daß sich seinen Augen plötzlich eine unterirdische Oeffnung gezeigt, die zwischen dem See und dem Innern der Nebelberge als Verbindungsmittel zu dienen schiene.

Dies konnte sie retten. Der See war tief, und man durfte nicht hoffen, die Oeffnung zu erreichen, ohne das Pulver zu durchnässen und sich so der Waffen zu berauben. Den unerschütterlichen Felsen aber konnte man nicht wie die schwimmende Insel aus dem Grunde herausreißen.

Während die drei Gefährten darüber berieten, saßen die beiden Wüstenräuber am Feuer und rauchten aus indianischen Tonpfeifen, indem auch sie berieten, wie es ihnen am besten gelingen könne ihr Versprechen gegen den Schwarzvogel zu erfüllen und die drei Jäger lebendig in seine Hände zu liefern.

Nachdem nun auch noch die Indianer zu Rate gezogen und verschiedene Vorschläge gemacht waren, versprach Mischblut, unter der Bedingung, daß drei indianische Krieger, welche das Los bestimmen sollte, sich seinem Plane opferten.

die Feinde lebendig in ihre Hände zu liefern. Die Indianer erklärten sich dazu ohne Zögern bereit und ließen ein lang anhaltendes Freudengeschrei hören. Die beiden Wüstenräuber teilten nun ihren Plan mit, und sofort schritt man durch Würfeln zur Auswahl der drei Todesopfer.

Nachdem dies geschehen, warf Mischblut einen Blick des Triumphes nach seinem Vater hin, welchen dieser mit einem grausamen Lächeln erwiderte.

Da die drei Indianer sich nach dem Plane des Mestizen nach einander aufopfern sollten, so wurde bestimmt, zum zweitenmale darüber zu losen, in welcher Aufeinanderfolge dies geschehen sollte.

Sechstes Kapitel.

Barajas Tod. Rothands Kriegslist.

Während die Indianer noch im geheimen mit ihren Verbündeten ratschlagten, fing die Sonne an, sich dem Westen zuzuneigen; ein drückender und glühender Wind blies in ungleichen Stößen und peitschte große, weiße, am Horizonte aufgehäufte Wolken über die Azurfläche des Himmels hin.

„Kannst Du Dir nach dem zweimaligen Geheul, das sie haben hören lassen, denken, wie stark die Indianer sein mögen?" fragte Rosenholz den spanischen Jäger.

„Nein, und außerdem frage ich mich noch mit nicht geringer Unruhe, welche höllische Kriegslist ihnen von dem schlauen Mischblut und von dem grausamen Rothand eingegeben worden sein mag. Etwas haben sie gefunden, so viel ist gewiß, dieses Triumphgeheul ist der Beweis dafür."

„Wir haben alle Vorsichtsmaßregeln ergriffen, die tapfere und kluge Männer ersinnen können," sprach Fabian; und nachdem jeder etwas Wasser getrunken, welches sie mittels eines Ladestockes in eine Kürbisflache hatten laufen lassen, nahmen sie, ein wenig erquickt, in möglichst behaglicher Weise ihre Stellung wieder ein.

Nach abermaligem langem Warten sahen sie wie auf dem Gipfel des Felsens, auf dem sich die Indianer befanden, sich über den Zweigen des Gebüsches ein Mantel von Büffelhaut entfaltete, welcher vom Winde leicht bewegt darauf liegen blieb.

Es stand nicht lange an, so kam eine zweite und dritte Bisonhaut zu der ersten hinzu; und dann konnten die Jäger sehen, wie noch fünf andere Häute sich darauf legten, so daß die Haare bald nach innen, bald nach außen gerichtet waren.

Diese Mäntel bildeten mit ihrem dichten Pelze einen Wall für die Feinde der Jäger, der eben so undurchdringlich war, wie eine sechs Fuß dicke Mauer.

„Ohne Zweifel ist dies das Werk des spitzbübischen Mestizen," murmelte José; „und unser aller Augen werden nicht zuviel sein, wenn uns nichts von dem entgehen soll, was hinter diesem Haufen von Büffelfellen passieren kann.

Schau! es könnte jetzt fast ein Mann dort aufrecht stehen, und ein solcher Mann würde uns so ziemlich beherrschen."

„Ah!" sagte der Kanadier, „ich sehe wie dort unten zur Linken sich die Gesträuche bewegen, wenn auch so unmerklich, daß der Indianer, der sie bewegt, glauben muß, wir suchen die Ursache der Bewegung im Winde."

„Bah!" sprach José, „bekümmere Dich nicht um diesen Schlingel und mißtraue eher dem Mestizen und seinem abscheulichen Vater."

„Nein, sage ich Dir, „der Himmel giebt den Menschen in unsere Hände, der an diesem höllischen Hinterhalte schuld ist," antwortete Rosenholz. „Siehst Du ihn?"

Hinter dem Felsenvorsprunge war ein Mensch zusammengekauert, den man durch einen dichten grünen Raum hindurch kaum bemerken konnte, und dessen Stellung das scharfe Auge des Kanadiers mehr erriet als sah.

Dieser Mensch war unbeweglich und wagte es nicht, den Laubvorhang ganz auf die Seite zu schieben.

„Gieb dem Laufe Deiner Büchse eine schiefe Richtung, José," rief der Kanadier. „Da! . . gut . . . er darf nicht über den Stein hinauskommen, der dich deckt . . . und um . . ."

Hier unterbrach ein Schuß des spanischen Jägers den Kanadier.

Baraja, dessen Kopf getroffen worden war, entfaltete seinen Körper wie eine verwundete Schlange, und da er sich nicht mehr zu halten vermochte, so glitt er den Felsenabhang hinunter, riß ein Stück des grünen Vorhanges, der denselben bedeckte, mit fort und fiel in das Goldthal.

Dort bildeten die letzten Zuckungen seiner krampfhaft zusammengepreßten Hände eine lange Furche inmitten des Goldes, das er mit seinem Blute bezahlte, und in welches er sterbend biß.

Zufällig bedeckte der grüne Vorhang, den er mit fortgerissen, den Schatz von neuem jedem Menschenauge, das sein Dasein nicht kannte. Mit Ausnahme der drei Jäger und des Pedro Diaz hatte dieses verhängnisvolle Geheimnis allen Denen, welche es kannten, das Leben gekostet.

„Der Spitzbube steckt bis an den Hals im Golde," sprach José ruhig.

„Gott ist gerecht!" setzte der Kanadier hinzu.

Und die drei Gerichtsherren der Wüste wechselten einen Blick des Einverständnisses.

Unterdes hatte sich der Himmel allmählich überzogen, und das Echo wiederholte das erste und dumpfe Rollen des fernen Donners.

„Es ist eine furchtbare Nacht im Anzuge," sprach Rosenholz, „und wir werden sowohl gegen die Menschen, als gegen die entfesselten Elemente zu kämpfen haben."

Der Greis schwieg und verschloß seine düsteren Gedanken in seinem Herzen.

Plötzlich ließ sich ein so wildes Geheul hören, daß man starke Nerven haben mußte, um nicht vor Entsetzen zu schaudern. Dieses Geheul vermischte sich mit den allmählich näherkommenden Donnerschlägen.

Indessen bebten die drei Jäger dabei nicht. Sie fürchteten einen Angriff noch weniger als eine Blockade.

„Antworten wir darauf?" fragte José.

„Nein," sprach der Kanadier, „dieses Mal sollen unsre Büchsen antworten. Beobachte aber genau jeden Zweig, jeden Grashalm, gleich als ob wir ein

ganzes Nest von Klapperschlangen vor uns hätten. Dieses Ungeziefer will, noch ehe die Nacht herein und der Sturm losbricht, mit uns fertig werden."

„Gebe Gott, daß Du dich nicht täuschest, denn der morgende Tag würde, die Dunkelheit abgerechnet, nur neue Gefahren bringen.

„Soeben hat sich der Wall aus Büffelhäuten bewegt," sprach Fabian. „Auch habe ich hinter diesem Haufen von Mänteln die roten Bänder, die den Kopf Mischbluts schmücken, sich bewegen sehen."

„So wahr Gott lebt!" sprach José plötzlich leise, „da ist ein Indianer, der des Lebens überdrüssig ist!"

Weich ein bißchen nach der Rechten hin zurück," sagte der Kanadier leise zu Fabian; „José befindet sich ihm zu sehr gegenüber, um ihn, ohne sich auszusetzen, leicht zu erreichen."

„Der Indianer," setzte der Kanadier hinzu, ist verrückt; seht doch, er scheint uns zu einem Schusse herauszufordern und seine Anwesenheit durchaus kund geben zu wollen."

In der That bewegte der Feind, von dem man nur die Hand sehen konnte, die Gesträuche fortwährend, ohne seine Bewegungen zu verbergen.

„Es ist vielleicht eine Kriegslist, um unsere Aufmerksamkeit nach dieser Seite hinzuziehen," sprach José; „sei aber ruhig, ich habe überall meine Augen."

„Weich noch ein bißchen zurück, Fabian," sagte Rosenholz, „wenn es möglich ist, ich muß meine Büchse etwas mehr links richten, denn wenn die Hand da ist, so ist sein Körper weiter weg. Gut! Jetzt bin ich in der rechten Stellung."

Während der Kanadier die letzten Worte sprach, ließ der Indianer mit einemmale das Gesträuch fahren. Seine Hand verschwand.

Ein Donnerschlag, dessen Knall die Nebelberge zurückwarfen, ertönte plötzlich und alle belebten Wesen schienen vor dem furchtbaren Gewitter, das im Begriffe war loszubrechen, Schutz zu suchen. Die Menschen allein ließen sich in ihrem Geschäfte nicht stören.

„Der rote Teufel kommt gewiß bald wieder," sprach der Kanadier, „denn es rührt sich niemand gegenüber."

Bereit, den ersten, der es wagen würde, den Raum zwischen der Felsenkette und dem Fuße der Pyramide zu durchschreiten, niederzustrecken, lag die Büchse des Kanadiers unbeweglich da, die Mündung nach dem Gesträuche hingerichtet, das nicht einmal der Wind mehr bewegte.

„Ah!" sprach er weiter, „der Spitzbube kommt wieder, die Straflosigkeit hat ihn frech gemacht; aber bei allen Teufeln! noch nie habe ich einen Indianer sich so benehmen sehen."

Der rote Krieger war mit einem Satze von den Felsen bis an den Hag des Goldthales gesprungen, fast zu gleicher Zeit ließen sich drei Knalle und zwei Schmerzensschreie hören. Der erste Knall ging von der Waffe des Waldläufers und der erste Schrei von dem Indianer aus, der sein Todesgeheul hören ließ. Die zwei fast gleichzeitigen Knalle zeigten die Schüsse Rothands und Mischbluts an. Der zweite Schrei wurde von Rosenholz ausgestoßen. Zwei Kugeln hatten zu gleicher Zeit den Lauf seiner Büchse getroffen, die, seinen Händen entrissen, gegen den Felsen schlug und zu dem sterbenden Indianer hinabrollte. Er hatte noch die Kraft, sich derselben zu bemächtigen;

seine erlahmende Hand schleuderte sie bis an den Fuß der Felsen, und dann rührte er sich nicht mehr.

Ein wildes Freudengeheul folgte auf diese letzte That, während der Kanadier, entwaffnet, auf José und Fabian einen Blick tötlicher Angst warf.

Siebentes Kapitel.

Der Ausfall.

In den Wüsten des fernen Westens von Amerika sind drei Dinge durchaus notwendig: zuerst ein der Furcht unzugängliches Herz, dann ein geschwindes und kräftiges Pferd, und zuletzt eine erprobte Büchse. Ein felsenfester Mut, wie der der drei Jäger, macht das Pferd oft unnütz; allein ohne seine Flinte ist ein Mann von starkem Herzen nur noch ein schwaches Spielzeug, das der Hunger und die reißenden Tiere sich streitig machen, oder das die Laune eines herumstreifenden Indianers zerbrechen kann.

Beim Anblicke der schützenden Waffe, der treuen Gefährtin in so vielen Fährlichkeiten, die, den Händen entfahren, in denen sie von den kanadischen Wäldern bis zu den Nebelbergen so oft geknallt, nun herrenlos auf dem Sand lag, wurde es dem alten Waldläufer weich ums Herz, wie beim Anblicke des leblosen Körpers eines recht teuren Freundes. Ihm war nicht allein seine Stärke und sein Leben, sondern auch das Leben und die Stärke seines Kindes geraubt. Der graue Krieger der Prärieen fühlte, wie seine Augen sich befeuchteten; es ging ihm wie dem Araber, der sein Pferd beweint. Eine Thräne rollte auf seine Wange herab.

„Jetzt seid Ihr nur noch zu zweien auf diesem Felsen, — der alte Rosenholz zählt nicht mehr," sagte er endlich, seine Schwäche zu verbergen suchend. „Ich bin jetzt nur noch ein Kind, mit dem seine Feinde anfangen können, was sie wollen. Fabian, mein Sohn, Du hast jetzt keinen Vater mehr, der Dich verteidigen kann . . . ."

Dann beobachtete er ein düsteres Schweigen, ähnlich dem eines besiegten Indianers.

Seine zwei Gefährten thaten ein Gleiches; beide fühlten die ganze Größe des Unglücks, das sie getroffen. Eine Waffe, die durch den Anprall der Kugeln verderbt sein konnte, wieder zu erobern suchen, war eine unnütze Tollkühnheit.

„Aber Gott sei Dank!" hob der Waldläufer wieder an, dessen schmerzliche Niedergeschlagenheit allmählich einem Löwenzorne, wie der Riese ihn bisweilen fühlte, Platz machte, „noch habe ich ein Messer, um so vielen, als sich zeigen werden, den Bauch aufzuschlitzen, und Arme, die stark genug sind, um sie zu erwürgen oder ihnen den Kopf an den Felsen zu zerschmettern."

José hatte seine Büchse noch nicht wieder ergriffen.

„Wohlan! Du Hund von einem Mestizen, Du Auswurf der weißen Rasse,

Ihr herumstreichenden Indianer, werdet Ihr Euch unterstehen aus Eurer Höhle hervorzukommen und herauf zu steigen?" rief der Kanadier, einem jener Wutausbrüche sich überlassend und zu gleicher Zeit Rothand, Mischblut und deren Verbündete anredend, „es sind unser nur noch zwei, die hier auf Euch warten. Was ist ein Krieger ohne Gewehr?"

Ein majestätisches Rollen des Donners an dem verfinsterten Himmelsgewölbe hin übertönte die Stimme des Kanadiers; allein seine Herausforderung schien gehört worden zu sein. Ein anderer Indianer, der fast den nämlichen Weg verfolgte, wie der so eben gefallene, war hinter dem grünen Hage des Goldthals angekommen, nur verbrag er sich so sorgfältig, daß man nichts als seine Augen, die Spitze seines Kopfes und die roten Bänder sah, die sein Haar schmückten.

„Ah! er ist es, es ist der Hund von einem Mestizen," rief José, ohne die Merkmale aus den Augen zu verlieren, die den Sohn Rothands in der That auszeichneten, und suchte mit der Hand die neben ihm liegende Büchse. Aber Rosenholz war ihm zuvorgekommen.

Durch das Rachegefühl, das er gegen Mischblut hegte, verblendet, über den Verlust seiner Büchse erbittert, hatte der Kanadier sich der Büchse Josés bemächtigt, und in einem Augenblicke, wo der Zorn, der wie der Donner am Himmel in seiner Brust tobte, ihm alle Kaltbütigkeit raubte, zielte er nach dem Mestizen.

Der Indianer stürzte tötlich verwundet hinter dem Hage zusammen. Aber zwei Schüsse vermischten sich abermals mit dem des Kanadiers und zerschmetterten das Gewehr in seiner Hand.

„Schwere Not!" schrie der Kandier mit donnernder Stimme, indem er sich ganz aufrichtete und nach dem Leichname des von ihm getöteten Feindes hin ganz wütend den unnützen Kolben schwang, der ihm in der Hand geblieben war.

„Der Teufel hole Dich, Du verdammter Mestize!" fuhr der Kanadier fort.

Ein Gelächter erscholl von dem den Jägern gegenüber liegenden Felsen, und blitzschnell zeigte einen Augenblick der Mestize in voller Lebenskraft seinen mit aufgelösten und flatternden Haaren bedeckten Kopf, sowie sein von teuflischem Lächeln erfülltes Gesicht über der aus Büffelhäuten bestehenden Verschanzung. Der Indianer, der seine Rolle nun ausgespielt, hatte geschickter Weise den Kopfputz des Mestizen entlehnt und so seinen Zweck nur zu gut erreicht.

„Der Adler der Schneeberge ist nichts als eine Eule bei hellem Tage!" rief die Stimme Mischbluts, nachdem er den Jägern in der angegebenen Weise sich gezeigt.

„Ah! José! dieser Mensch bringt uns Unglück; von nun an soll zwischen ihm und uns Krieg auf Leben und Tod sein!" rief Rosenholz.

Die Augen des Kanadiers und Josés erglänzten von einem wilden Lichte, ähnlich den Augen zweier in die Enge getriebener Löwen.

Das furchtbare Unglück, das sie betroffen, hatte ihren Mut nicht niedergeschlagen. Indessen lag es am Tage, daß diese zwei Männer, die sich einen Augenblick beugten wie zwei vom Wind in ihren Wurzeln erschütterte Eichen, wie diese sich bald wieder aufrichten mußten.

Schon trat in der Seele des Kanadiers das Gefühl der Demütigung, das ein alter Soldat empfindet, wenn er sich von Neulingen entwaffnet sieht, an die Stelle des ungestümen Zorns.

Allmählich erlangte auch José seinen stets zum Angriffe und zu Spöttereien geneigten Mut wieder.

„Fabian," sprach der Kanadier traurig, „ich habe bis jetzt zu sehr auf meine Kraft und meine Erfahrung gebaut; meine Unbesonnenheit hat Euch ins Verderben gestürzt. Fabian, José verzeiht Ihr es mir?"

„Wir wollen später davon sprechen," antwortete José. „Glaubst Du aber, wir haben nichts Besseres zu thun, als zu klagen wie die Weiber, oder den Tod zu erwarten wie zwei verwundete Büffel?"

„Was soll Dir ein Jäger sagen, dem jetzt ein Damhirsch ohne Gefahr die Hände lecken könnte?" antwortete der Kanadier gedemütigt.

„Es liegt am Tage, daß wir vor Nacht nicht von hier entfliehen können; Fabian wird uns von diesem hohen Posten herab mit seinem Karabiner schützen. Siehst Du, Rosenholz, das sind solche kühne Streiche, die bisweilen gelingen. Wohlan! Es liegen dort unten unter jenen Steinen vier Spitzbuben, die wir in ihren Löchern umbringen müssen. Es ist jetzt fast so dunkel, wie wenn es Nacht wäre, und wir werden zwei gegen vier sein, — das ist genug.

Dann fuhr der Spanier zu Fabian gewandt, der den kühnen Plan Josés billigte, also fort:

Bemerken uns letztere und rührt sich einer derselben, so schießen Sie auf ihn; wenn nicht . . . dann geht das übrige uns an. Rosenholz, dies ist ohne Zweifel auch Deine Meinung. Auf also!

Der Kanadier gab seine Zustimmung zu einem Plane, der ihm schon vermöge seiner Verwegenheit gefiel, und den die Dunkelheit nicht unausführbar machte.

Ein Blick, den sie zuerst auf die Ebene nach der den Felsen entgegengesetzten Seite hin warfen, bewies ihnen, daß sich in ihrer Nähe nichts verändert hatte.

Dann ließen sich die beiden Jäger, mit dem Messer zwischen den Zähnen, von der Spitze der Pyramide so rasch hinabgleiten, daß Fabian glaubte, sie wären kaum fort, als beide schon gebückt an dem Schilfe des Sees hingingen.

Fabian folgte atemlos ihren Bewegungen.

Die großen Platten, welche die Indianer bedeckten, blieben so unbeweglich, als wären sie in Wirklichkeit Grabsteine über Toten gewesen. Beruhigt durch die auf dieser Seite herrschende düstere Stille, folgte Fabian mit minder ängstlichem Auge allen Bewegungen des Kanadiers und Josés.

Dann sah man sie ganz sachte in das Schilf hineingehen, womit die Ufer des Sees bedeckt waren.

Bald verschwanden die beiden Jäger

Der Sturmwind bewegte das Schilfdickicht so heftig, daß das durch das Gehen der zwei Jäger hervorgebrachte Schwanken den Indianern nicht auffallen konnte.

Der Sorge überhoben, seine zwei Freunde zu überwachen, die unsichtbar und durch die Dunkelheit sowohl, als das dichtstehende Schilf hinlänglich geschützt waren, beeilte sich Fabian, seinen Posten am entgegengesetzten Ende der Plattform wieder einzunehmen.

Die beiden hatten währenddes noch einmal Halt gemacht.

Bei der Dunkelheit des Himmels, unter dem hohen Schilfe, schienen die Ufer des Sees ganz öde zu sein.

„Wenn wir," sprach der Kanadier, „in einer Minute den Karabiner Fabians nicht knallen hören, so ist dies ein Zeichen, daß die Indianer uns nicht von dem Hügel haben herabsteigen sehen. Erdolch Du den letzten, ich werde den ersten unter seinem Steine erdrücken, mit den beiden andern werden wir, glaube ich, leicht fertig, da sie über den Tod ihrer Gefährten erschrocken sein und sich zwischen uns beiden befinden werden."

„Ich zähle darauf, Caramba!" sprach José.

„Es ist Zeit," sprach Rosenholz, „denn das Kind ist allein .... Auf! José, ... Du weißt, ... der erste und der letzte."

Das Schilf beugte sich in einer ziemlich langen Strecke, und wie zwei bengalische Tiger, die eben so flink als still auf ihre Beute losspringen, sprangen die zwei Jäger auf die Ebene hinaus.

Mit einer wunderbaren Genauigkeit, wie sie fast nur wilden Tieren eigen, sprang jeder der furchtbaren Kämpfer gerade auf seinen Feind zu.

In diesem Augenblicke ließ sich der wohlbekannte Knall des Karabiners Fabians hören.

Rosenholz fuhr zusammen, konnte aber im Laufe nicht inne halten; der Karabiner Fabians hatte allein geknallt, und es galt, mit dem Feinde fertig zu werden.

Der Kanadier verließ sich auf die Kraft seiner Arme und drückte in dem Augenblicke, mit einem Fuße, so schwer wie ein Granitblock den Körper des Apachen nieder.

In einem Nu hob er die Steinplatte vom Boden und ließ sie auf den Wilden fallen. Dann sprang er auf den zweiten zu.

José hatte seinen Gegner auf eine andere Weise ergriffen: er hatte sich mit seinem ganzen Körper auf ihn geworfen, und eine Sekunde lang bohrte sein mit einem Dolche bewaffneter Arm unter dem Steine herum.

Dann sprang der Spanier plötzlich wieder auf und stieß zu Rosenholz.

So waren zwei Indianer getötet, allein zwei andere erhoben sich neben ihnen, unschlüssig ob sie fliehen oder kämpfen sollten.

„Zerdrück doch die Schlange, ehe sie zischt!" schrie Rosenholz.

José stürzte sich mit der Schnelligkeit des Blitzes auf seinen Feind, und dann war es aus mit dem Apachen. Kaum behielt derselbe noch so viel Kraft, um sich eine Sekunde lang zu wehren.

Während dieser Zeit bückte sich Rosenholz, um den Pfeil zu vermeiden, der einige Linien über seinem Kopfe hinpfiff.

Als der alte Jäger sich wieder aufrichtete, war der Indianer schon fort: allein die Schlange hatte, wie er befürchtet, gezischt.

Sein Geheul hallte über die Ebene hin.

„Geschwind, geschwind, José, auf die Pyramide!" rief Rosenholz.

Beide schlugen in eiligem Laufe den Weg nach dem Orte ein, wo Fabian kaum zehn Minuten lang geblieben war.

In dem Augenblick, wo sie fast atemlos den steilen Hügel hinankletterten, erschreckte sie die düstere Stille, die auf der Spitze der Pyramide herrschte.

„Fabian! Fabian!" schrie der Kanadier, vor Schrecken fast außer sich, „Fabian, bist Du noch am Leben?" Niemand antwortete.

Der Sturmwind allein blies und tobte mit noch größerer Wut in den Zweigen der Tannenbäume der Plattform.

Achtes Kapitel.

Rosenholz demütigt sich vor Mischblut.
Auf der Hacienda.

In dem Augenblick, wo Fabian mit aufmerksamem Auge die geringste Bewegung seiner Gefährten beobachtete, glitt der letzte Indianer, der sich dem Feuer der Belagerten in der angegebenen Weise aussetzen sollte, ganz vorsichtig an dem Hage des Goldthals hin.

Die Verhaltungsbefehle, die er von dem Mestizen erhalten, waren sehr bestimmt.

Er war ganz erstaunt, sich mit heiler Haut schon seit einigen Augenblicken an dem Orte zu sehen, wo die zwei Krieger, die ihm vorangegangen, den Tod gefunden hatten.

Fabian, der anderwärts beschäftigt war, vermutete nicht einmal die Anwesenheit des Indianers, während letzterer diese Stille und diese Unthätigkeit dem Feinde gegenüber irgend einer List zuschrieb, die er nicht begreifen konnte.

Der rote Krieger wagte sich deshalb weiter vorwärts.

Ueber ihm war es immer noch gleich still, und er hatte den Fuß der Pyramide erreicht, ohne daß ihn etwas gestört hätte. Durch dieses unerwartete Glück ermutigt, wagte er der Hoffnung Raum zu geben, daß es ihm gelingen würde, den Feinden die letzte Waffe, die ihnen blieb, mit eigenen Händen, und ohne diese Heldenthat mit seinem Leben zu bezahlen, zu entreißen. Er hatte sein Leben im voraus geopfert, und sein Los konnte auf keinen Fall schlimmer sein, als das, welches ihm bestimmt worden war.

Er wußte, daß das Auge der beiden Anführer allen seinen Bewegungen folgte, und nachdem er noch einen Augenblick Halt gemacht, gab er den zwei hinter den Büffelhäuten versteckten Banditen ein Zeichen.

Dann fing er an, nicht weniger als seine beiden Anführer über die unerklärliche Unthätigkeit der Belagerten erstaunt, den steilen abgestumpften Hügel langsam zu erklimmen.

In dem Augenblicke, wo er mit dem Kopfe die Plattform überragte, horchte er, ohne sich zu rühren.

Dann wagte er einen Blick über einen der Steine hinzuwerfen, welche die Belagerten schützten. Es war der Augenblick, wo Fabian, auf der Spitze der Pyramide liegend und den Bewegungen seiner beiden Gefährten mit aufmerksamen Augen folgend, dieselben hinter dem Schilfe des Sees verschwinden sah.

Ehe Fabian den herankriechenden Indianer bemerkte, hätte dieser Zeit gehabt, ihm den Kopf mit der Axt zu spalten, allein, wie wir gehört haben, war es dem Schwarzvogel darum zu thun, die drei Freunde lebendig in seine Gewalt zu bekommen, deshalb machte auch der Apache keinen Versuch, Fabian zu

töten, sondern kroch an ihn heran, um ihm seine Waffe zu entreißen. Im nächsten Augenblicke wandte sich Fabian um. Er unterdrückte einen Schrei, da er dadurch seine Gefährten zu verraten und ihnen den Rückzug abzuschneiden fürchtete, und umschlang schweigend den roten Körper des Indianers, da es ihm unmöglich war, sich seiner Büchse zu bedienen. Ein erbitterter Kampf folgte nun.

Zweimal wälzten sich die ineinander verschlungenen Gegner mit ungleichem Vorteil über die Plattform hin, und in der Hitze des Kampfes ging der heftig gerüttelte Karabiner los. Endlich gewann Fabian die Oberhand; es gelang ihm, seinen Feind unten zu halten. Dann tauchte der junge Spanier mit einer Hand, deren Stöße der Indianer nicht rasch genug parieren konnte, sein Messer dem Apachen in die Brust. Unter ihnen toste dumpf der Abgrund; der feuchte Staub des Wasserfalls vermischte sich mit ihrem Atem, und die letzten Anstrengungen des sterbenden Indianers bezweckten, Fabian mit hinabzureißen.

Einen Augenblick fühlte der Jüngling, wie seine erschlafften Muskeln nachgaben und ihm den Dienst versagten; allein die Furcht vor einem entsetzlichen Tode weckte seine schon erlahmende Kraft wieder und er konnte den Abgrund noch vermeiden. Indessen konnte er den Indianer nicht verhindern, ihn bis an den Rand des Abgrundes mit fortzureißen. Fabian, der Indianer und der Karabiner, den die Hand des letzteren nicht losgelassen, rollten miteinander auf dem fast senkrechten Abhange der Pyramide fort. Fabian fühlte, wie die Arme des Indianers, durch den Tod gelähmt, ihre Beute fahren ließen. Dann fühlte er nichts mehr. Sein Kopf war auf die Spitze eines der auf dem Boden liegenden Steine gefallen, und der junge Graf blieb, wie der Indianer, ohnmächtig liegen.

Es waren also lange, lange Minuten verstrichen von dem Knalle des Karabiners bis zu dem Augenblicke, wo der Kanadier, ohne seine verzweifelten Rufe eine andere Antwort als das Pfeifen des Windes in den Tannenbäumen zu erhalten, mit dem Kopfe die Plattform erreichte. Ein Ausdruck höchster Angst entstellte die Züge des alten Jägers. Als sein Gesicht die Spitze der Pyramide überragte; stieß er einen furchtbaren Schrei aus: Fabian war nicht auf der Plattform.

Jetzt brach das Gewitter in seiner ganzen Heftigkeit los. Der Donner rollte und ließ die Echos brüllen. Die Erde bebte unter dem Zusammenstoße der schwarzen Wolken; dann ließen diese dunklen Massen Regenströme herabfallen, wie wenn alle Schleußen des Himmels sich mit einemmale geöffnet hätten.

Rosenholz rief nach seinem Kinde bald mit donnernder, bald mit gebrochener Stimme, während er im strömenden Regen alle Winkel der Plattform mit verstörtem Auge durchsuchte.

Sie war verlassen, kein lebendes Wesen war darauf zu finden.

„Bück Dich doch! bück Dich doch! Rosenholz," schrie José.

Der Kanadier hörte ihn nicht, und doch stand mit einemmale der Mestize auf dem Felsen ihnen gegenüber.

„Aber bück Dich doch, um Himmelswillen!" wiederholte José; „bist Du denn lebenssatt?"

Ohne die Anwesenheit Mischbluts auch nur zu vermuten, neigte sich Rosenholz und suchte sein Kind mit dem Auge am Fuße der Pyramide.

Als der Kanadier den Kopf wieder aufrichtete, bemerkte er zum erstenmale den Mestizen. Beim Anblicke des Menschen, den er mit vollem Rechte als den Urheber all des Unglücks betrachtete, fühlte sich der Waldläufer von Haß erfüllt; allein er fühlte auch, daß das Schicksal Fabians in den Händen des Mestizen läge, und legte deshalb seiner Wut Stillschweigen auf: „Mischblut," rief er mit flehender Stimme, „ich lasse mich vor Dir bis zur Bitte herab; gieb mir das Kind zurück, das Du mir genommen."

Während Rosenholz diese Worte sprach, blieb er, dem Schusse des Banditen ausgesetzt, aufrecht stehen; José aber rief ihm vergebens zu, daß er sich in acht nehmen solle.

„Auf die Kniee nieder!" schrie der Bandit, dann höre ich Dich vielleicht an!"

Das Blut färbte die entblößte Stirne des Kanadiers noch dunkler.

Der alte Waldläufer kniete nieder.

„Ah! das geht zu weit," brüllte José, dessen Gesicht feuerrot war, während sich seine Augen befeuchteten, als er den Kanadier mit gebücktem Körper und gebeugtem Knie vor dem Wüstenräuber sah; „das heißt sich vor einem Banditen ohne Treu und Glauben und ohne Herz allzusehr demütigen."

Bei diesen Worten sprang der ungestüme Jäger, durch die Liebe, die er Fabian gelobt, hingerissen, wie eine Gemse auf den Abhang der Pyramide zu.

„Ah! so ist es gemeint?" schrie der Mestize.

Und er feuerte auf Rosenholz, der sein Mitleid für Fabian anflehte.

Aber der Regen strömte noch immer so stark herab, daß der Hahn der Flinte vergeblich auf die Zündpfanne aufschlug.

Empört über diesen mörderischen und treulosen Versuch gegen einen flehenden und entwaffneten Feind folgte Rosenholz José nach.

Rosenholz stieg noch den Hügel hinab, während José bereits um den Hag des Goldthals bog.

„Komm doch herbei, Rosenholz?" schrie der Spanier, die Spitzbuben haben sich aus dem Staube gemacht!"

Der Kanadier setzte seinen verzweifelten Lauf fort; bald hatte er den Spanier wieder eingeholt.

„Ah! nicht einmal eine Flinte zu haben!" schrie José, mit dem Fuße wütend auf den durch den Regen erweichten Boden stampfend.

„Die Hoffnung meines Lebens ist dahin!" rief der alte Waldläufer mit gebrochener Stimme.

Beide fingen wieder an, die Felsen hinanzusteigen, um die Spuren ihrer Feinde wieder aufzufinden. Unterdessen folgte Blitz auf Blitz.

Bei einem dieser plötzlichen Lichter hätte man die zwei Jäger traurig auf der Spitze eines Felsstückes sitzen sehen können; vergebens suchte einer den andern zu trösten.

Als endlich das Gewitter ausgetobt, liefen sie noch in der Irre in den Bergen umher, ohne ihren jungen Gefährten zu finden.

Wir müssen jetzt die beiden Trauernden verlassen und unsern Blick noch einmal zurückwenden nach der Hacienda del Venado, welche wir bei der plötzlichen Abreise des Don Estevan und seiner Gefährten verließen.

An dem darauf folgenden Morgen bot die Hacienda den gewöhnlichen Anblick ruhigen Wohlstandes und glücklichen Friedens dar; in dem Hofe der

Hacienda aber standen gesattelte Pferde und beladene Maultiere, welche auf das Vorhaben einer Reise hindeuteten.

In der That beabsichtigte der Hacendero mit seiner Tochter nach einer nahen Tränke zu reiten, um daselbst das Vergnügen einer Jagd auf die wilden Pferde der Prärie zu genießen.

Eben wollte nämlich der Hacendero mit seiner Tochter zu Pferde steigen, als ihn ein heransprengender Vaquero benachrichtigte, daß die Tränke, welche man aufgefunden, ausgetrocknet und es deshalb nötig sei, eine andere aufzusuchen, wohin die wilden Pferde zu kommen pflegten.

Während ihrer ersten Tagereise zeigte sich nichts, was eine Veranlassung zur Besorgnis hätte geben können. Nur am Abend, als sie den Rastort beinahe erreicht hatten, trafen sie im Vorbeireiten zwei Reiter an.

Der eine dieser beiden war ein Jüngling, der andere ein Greis.

Wiewohl die beiden Reiter den Reisenden keinerlei Hindernis in den Weg legten, so warf doch der jüngere derselben der Tochter des Hacendero im Vorüberreiten einen so bösen Blick zu, daß das geängstigte Mädchen noch lange nachher mit Entsetzen daran dachte.

Neuntes Kapitel.

Am Büffelsee. Auf dem Jagdzug.

Wenden wir uns jetzt dem Ziele der Reisenden zu. Wenn der Gilafluß die Kette der Nebelberge durchbrochen hat, so vereinigt sich einer seiner Arme mit dem roten Flusse, der, nachdem er Texas und das Jagdgebiet der Caignas- und Komanchen-Indianer durchströmt hat, sich in den Golf von Mexiko ergießt.

Hier, am Rande des Waldes, liegt der Büffelsee, und an seinem Ufer lagerten zu der geschilderten Zeit ein Dutzend Männer.

Es waren die vorausgesandten Vaqueros Don Augustins, welche den Spuren einer zahlreichen wilden Pferdeschar hierher gefolgt waren und an demselben Tage ihren Herrn zur Jagd erwarteten.

Unter der Gruppe der Vaqueros lag eine große Dogge fast im dichten Grase begraben, welche zuweilen den Kopf hob, um ein klägliches Geheul hören zu lassen. Der Herr des Hundes, ein Mann Namens Encinas von hohem Wuchs und kräftigem Körperbau, näherte sich dem Hunde und sprach zu ihm, dann legte er sich hin, um zu schlafen, und seine Gefährten folgten dem Beispiele, indem sie dem Hunde die Wache überließen. Bald meldete das stärkere Heulen desselben, daß irgend jemand sich nähere. Die Vaqueros richteten sich auf und sahen die Diener des Hacendero und seines Gefolges herankommen, welche die baldige Ankunft ihres Herrn meldeten.

Einige Augenblicke später langte der Reiterzug am See an. Der Hacendero

hob seine Tochter vom Pferde, musterte die von seinen Leuten getroffenen Anstalten und ging dann befriedigt in sein Zelt, um einige Stunden Rast zu genießen. Eben dahin begab sich Donna Rosarita, die anfangs über das wilde Aussehen Encinas und seiner drei Gefährten erschrocken war, bis sie sich davon überzeugte, daß dies keine Indianer, sondern friedliche Büffeljäger seien, und sie bewog schließlich ihren Vater, dieselben gegen Lohn für die Dauer der Jagd in seine Dienste zu nehmen. Der Hacendero ließ sich auch leicht dazu bewegen, und sagte dann:

„Auch darf sich jeder von Euch ein vortreffliches Pferd unter denen die wir fangen auswählen."

Es nahte nun die Stunde, wo diese Tiere, die seit langer Zeit von ihrer Tränke und auch so viel wie möglich von den Ufern des Flusses abgehalten worden waren, dem Teiche vielleicht näher kamen. Don Augustin erkundigte sich bei den Vaqueros, ob seit den drei Tagen, welche seit der Vollendung des Zaunes verflossen, sich schon einige Pferde bei der Tränke eingefunden hätten

„Nein, gnädigster Herr," antwortete einer von ihnen, „und doch ist seit drei Tagen Ximenes mit seinen drei Leuten an den Ufern des Flusses thätig, um die Tiere davon abzuhalten."

„Dann," sprach der Hacendero, „wagen sich heute Abend wahrscheinlich einige Tiere in die Nähe ihrer Tränke."

Dann setzte sich Don Augustin mit seiner Tochter an den Eingang seines Zeltes, so daß der als Thür dienende Vorhang sich über ihnen schloß, und sie dem unruhigen Auge der wilden Pferde entrückt waren, ohne das ihnen die Aussicht auf den See benommen worden wäre.

Schon rückte der Abend heran. Ein Gewieher, hell und durchdringend wie der Ton einer Klarinette, drang bis zu den Ohren der im Hinterhalte liegenden Jäger. Bald aber krachten die Gebüsche und ein halbes Dutzend Pferde, zeigte am Saume der Lichtung seine in die Höhe gerichteten Köpfe, sowie die glänzenden Augen. Ihre Mähnen wallten einen Augenblick unter ihren ungestümen Bewegungen, dann sprangen in einem Nu fünf derseben zurück und verschwanden. Ein einziges von den sechs Pferden war zurückgeblieben; es zitterte auf seinen Beinen und streckte den Hals nach dem See zu. Dies Pferd war weiß wie Schnee; mit dem Halse eines Schwanes, dessen Glanz es auch zu haben schien, verband es eine breite Brust und ein rundes Kreuz. Ein weißer Haarbüschel zitterte zwischen zwei wilden Augen auf seiner Stirn, und sein Schweif schlug an seinen sehnigen Kniekehlen hin und her. In seiner ganzen, zugleich furchtsamen und stolzen Haltung lag etwas wild Majestätisches.

„Gott verzeihe mir!" sagte Encinas dem jungen Vaquero leise ins Ohr, „es ist der weiße Renner der Prärieen."

„Der weiße Renner der Prärieen?" fragte der junge Vaquero. „Was ist das?"

„Ein weißes Pferd wie dieses," antwortete Encinas, — „ein Schimmel, dem man nur selten nahe kommen kann, und der sich nie fangen läßt."

„Bah! das wollen Sie mir weiß machen!"

„St! erschrecken Sie das Pferd nicht; sehen Sie es aber mit Ihren beiden Augen an, Sie werden nie ein anderes sehen, das ihm gleicht."

Es war in der That schwer, ein schöneres Exemplar von jener prächtigen Rasse zu sehen, die in gewissen Teilen Mexikos so häufig angetroffen wird.

Einige Sprünge brachten es dem See nahe. Behend machte es in dem Augenblicke Halt, wo die kristallhelle Fläche des Sees seinen stolzen und feinen Kopf abspiegelt.

„Ah, Sennor Encinas," sagte der junge Vaquero ganz leise, „jetzt oder nie muß man ihm den Lasso überwerfen."

Das Roß mit dem weißen Schwanenhalse warf sich im Wasser auf die Kniee, ließ über die Oberfläche ein lautes Schnauben hingeben und fing an zu saufen, wobei es von Zeit zu Zeit den Kopf in die Höhe hob und die Tiefen des Waldes mit gierigen Augen befragte. Die Jäger konnten sehen, wie an den Pallisaden der Körper eines Vaquero sich erhob, dieselben überragte, und dann seine Gestalt sich auf den Sattel beugte. Der Kamerad dieses Vaquero that ein gleiches. Plötzlich machte das furchtsame Tier einen Schreckenssprung, und sprang auf das Ufer zurück. In demselben Augenblicke galoppierte, seinen ledernen Lasso schwingend, einer der Vaqueros auf das Tier zu. Der geflochtene Riemen pfiff in der Luft, jedoch nicht ohne daß das Pferd des Reiters infolge eines zu starken Anlaufs die steile Böschung hinabglitt. Reiter und Pferd rollten übereinander in den See hinab.

Schon war der zweite Vaquero dem flüchtigen Tiere nachgeeilt. Während einiger kurzen Augenblicke konnte man Zeuge von einem wunderbaren Kampfe zwischen dem wilden Pferde und dem ungestümen Reiter sein, der es mit dem Lasso in der Hand verfolgte, Es war schwer, zu sagen, auf welcher Seite die Schnelligkeit und die Geschicklichkeit größer waren.

Nichts schien den Reiter aufzuhalten, weder die Baumstäume, an denen er sich Arme und Beine brechen zu müssen schien, noch die niederen Aeste, die ihm den Schädel einzuschlagen drohten. Bald lag er auf dem Sattel, bald hing er auf den Flanken seines Pferdes, bald war er fast unter dem Bauch desselben, wobei seine langen Sporen ihm wieder in den Sattel halfen. Dann aber glitt er wie eine Schlange unter den Aesten und zwischen den Baumstäumen hin. Bald verschwand der Schimmel und der Vaquero aller Augen. Sämtliche Jäger kamen zu gleicher Zeit aus ihrem Hinterhalte hervor und stießen Freudenschreie und ermutigende Hurrahs aus. Das Schauspiel, das sie gesehen, war allein fast so viel wert, als wenn zwanzig wilde Pferde gefangen worden wären.

Während der Vaquero, triefend und die Kleider mit Schlamm besudelt, aus dem See heraus kam, ging Encinas auf ihn zu, um ihn zu trösten.

„Sie können von Glück sagen, daß sie so leichten Kaufes davon gekommen sind," sagte er. „Ich wollte, ich könnte von Ihrem Kameraden ein gleiches sagen; denn man sieht die, welche den weißen Renner der Prärie zu scharf verfolgen, nie mehr zurückkommen."

Zehntes Kapitel.

Ankunft des brennenden Strahl. Der weiße Renner der Prärie.

Als die erste Verwirrung vorüber war, zweifelte man nicht mehr daran, daß der Pferdetrupp, den man fangen wollte, sich in der Nähe befände, und zu gleicher Zeit mußte am kommenden Tage dieses Geschäft abgethan werden.

Schon verdüstert die Dämmerung die Oberfläche des Sees. Rosarita unterhielt sich mit Encinas, als plötzlich eine wunderbare Erscheinung das Auge des furchtsamen Mädchens fesselte. Unter dem Laubdache, welches sich über dem düsteren Kanale wölbte, in dem sich die Wasser des Sees verloren, näherte sich vorsichtig ein wunderliches Geschöpf. Sein Schrecken einflößender und zugleich wunderlicher Kopfschmuck, sein bemaltes Gesicht und seine tättowierte Haut verrieten einen Indianer.

Encinas selbst teilte einen Augenblick die mit Entsetzen vermischte Ueberraschung der Zeugen dieser seltsamen Erscheinung. Bald aber beruhigte er Don Augustin, der auf die am Eingange aufgehängten Waffen zusprang.

„Es ist nichts," sprach der Bisonjäger, „es ist ein Freund; es ist ein Mann, dem ich außerordentlich verbunden bin."

Mittlerweile ging der Indianer um den Teich herum, um bis zum Bisonjäger zu gelangen. Es war ein junger Krieger von biegsamen und sehnigen Formen; sein Tritt war weich und stolz. Unbesorgt und ruhig näherte er sich. Er heftete einen Blick der Verwunderung auf die Gestalt Rosaritas, die so blaß war wie der weiße Musselin ihres Kleides.

„Hat es heute Morgen an den Ufern des Sees geschneit, oder sprießen jetzt die Wasserlilien aus dem Boden des Waldes hervor?" sagte der Indianer vortretend.

„Was giebt es?" fragte Encinas in spanischer Sprache; „bringt mir der Komanche irgend eine üble Nachricht und glaubte derselbe in Feindes Land zu sein, da er mit dem Karabiner in der Hand herankam, ganz so, wie wenn er einem Apachen auf der Spur ist?"

Der brennende Strahl lächelte verächtlich.

„Hinter den Apachen," sprach er, „geht ein Krieger vom Stamme der Komanchen nur mit der Peitsche in der Hand her. Nein! Der Komanche hat nicht weit von hier die Spuren von Büffeln gesehen, und hat dieselben am Wasser des Ufers zu überraschen gehofft."

„Ihr habt sonst nichts gesehen?" fragte der Bisonjäger.

„Unter den Spuren der Weißen habe ich die Rothands und Mischbluts unterschieden, und ich bin gekommen, um Freunde zu benachrichtigen, daß sie auf der Hut sein müssen."

„Wie! diese Spitzbuben auch hier?" rief der Jäger unruhig.

„Was sagt er?" fragte der Hacendero.

„Nichts, Sennor Pena," antwortete Encinas. „Könnt Ihr Euch denken," fragte er den Komanchen, in welcher Absicht Rothand und Mischblut hierher kommen?"

Der junge Komanche musterte schweigend alle um den See herum gruppierten Personen. Seine Augen hefteten sich abermals mit Wohlgefallen auf die am Arme ihres Vaters hängende Donna Rosarita.

„Sie kommen wegen der Seeblume, die so weiß ist, wie der erste Schnee," sprach er ernst.

„Glaubt Ihr das wirklich?" fragte Encinas.

„Wären die Augen des brennenden Strahls," antwortete der junge Wilde, „nicht voll von dem Bilde des Weibes, das sein Hütte besorgt, so würden sie durch den Glanz derjenigen geblendet werden, die ein aus einem Stücke des Himmels gemachtes Zelt bewohnt. Es ist eine ihrer würdige Wohnung, und Mischblut will die Seeblume für sich."

Diese poetische Anspielung auf die Schönheit Rosaritas und auf die Azurfarbe ihres seidenen Zeltes war mit der edlen Leichtigkeit und Ungezwungenheit eines Höflings gemacht worden, und die Tochter Don Augustins blieb schweigend und errötend dem Blicke des Waldsohnes ausgesetzt.

„Habt Ihr nicht zwei Krieger bei Euch?" sprach Encinas.

„Beide sind zu ihrem Volke zurückgekehrt; der brennende Strahl ist allein; aber er hat geschworen, den Tod derjenigen zu rächen, die seinem Worte vertraut hatten; auch wird er über die Seeblume wachen. Jetzt geht der brennende Strahl, froh darüber, daß er seine Freunde benachrichtigt, allein auf den Spuren wieder fort, die er einen Augenblick verlassen hat."

Während der junge Komanche diese Worte sagte, reichte er dem Bisonjäger die Hand hin und entfernte sich schweigend, wie er gekommen war.

Als der Indianer am äußersten Ende des Sees hinter den Bäumen verschwunden war, teilte Encinas dem Hacendero das Wenige mit, was er über die zwei Wüstenräuber erfahren. Don Augustin aber war ein Mann, dessen erste Jugend unter Kämpfen wieder die Indianer verstrichen war, und sein kriegerischer Stolz hatte sich mit dem zunehmenden Alter nicht vermindert.

„Und wären ihrer noch zehn," sagte er, „so wäre es eine Schande, sich wegen solcher Spitzbuben zu beunruhigen oder ihretwegen seine Vergnügungen zu unterbrechen; im übrigen sind wir zahlreich genug, um etwas fürchten zu müssen."

„Nun erkläre ich mir auch das Gebell Osos," antwortete der Bisonjäger; „er hatte die Feinde gewittert."

Indessen nahm Encinas, ehe die Nacht ganz hereinbrach, seine Büchse, pfiff seinem treuen und wackren Hunde und durchstrich mit ihm die Gegend des Büffelsees. Auch ließ Don Augustin aus Vorsicht das Zelt seiner Tochter, sowie sein eigenes nach der Mitte der Lichtung zwischen die brennenden Wachtfeuer bringen.

Als Encinas dann wieder zurückgekehrt war, setzte er sich ans Feuer und unter seinen Erzählungen verging ein Teil des Abends, als das Gebell Osos zum großen Leidwesen der Zuhörer den Büffeljäger unterbrach.

„Es ist wohl ein Reisender," sagte Encinas nachlässig, indem er sich auf den Ellenbogen stützte und ziemlich gleichgiltig umher schaute.

Einige Minuten darauf kamen an dem Orte, wo das Licht der Feuer erstarb, zwei berittene Männer aus dem Walde in die Lichtung heraus.

Der erste der zwei Reisenden hielt sein Pferd an und schien überrascht das sonderbare Gemälde, das der Büffelsee darbot, die an dem Ufer aufgeschlagenen Zelte, den Schein, der auf der schwarzen Wasserfläche zitternden Feuer und die wilden Reiter zu betrachten, die um die Feuer herumlagen und auf einer Seite halb im Schatten begraben, auf der andern aber von einer feuerroten Helle übergossen waren.

Der zweite Reisende hatte eine lange Büchse in der Hand und führte in der andern ein mit verschiedenem leichten Gepäck beladenes Pferd nach.

Darauf bat er in ziemlich schlechtem Spanisch die am Feuer Liegenden der Gewohnheit der Wüste gemäß um Erlaubnis, sich zu ihnen hinsetzen zu dürfen.

Während er abstieg und das Packpferd ablud, näherte sich der dahinter gebliebene Reisende schweigend, grüßte leicht die Vaqueros und die Bisonjäger und stieg ab, ohne den Mund zu öffnen. Seine edle Haltung abgerechnet, lag in seiner Person durchaus nichts Bemerkenswertes. Sein Anzug war ganz und gar der der Mexikaner, und die Dunkelheit verbarg seine Züge. Erst als er sich seines Hutes bediente, um sich zu fächeln, konnte man sein Gesicht sehen, welches ganz das Gepräge eines Engländers trug. Sein Gefährte war eine mittlere Statur; sein Alter mochte etwa fünfzig Jahre sein. Dies ließen wenigstens sein halbkahler Kopf und einige auf seinem Hemdkragen liegende Haarlocken schließen. Seine Glieder schienen die Kraft des Eisens zu haben; seine Haare dagegen waren grau. Obgleich der Amerikaner offenbar im Dienst seines Reisegefährten stand, so beschäftigte er sich doch nicht im mindesten mit dem Pferde des letzteren, der dasselbe selbst abstattelte und abzäumte.

Als er mit diesem Geschäfte zu Ende war, hob der Engländer einen neben seinem Mantelsacke auf dem Boden liegenden Gegenstand auf.

Er zeigte denselben den herumliegenden Vaqueros und sprach: „Sollte etwa dieser Hut einem von Ihnen gehören?"

„Ja," antwortete einer der Mexikaner überrascht, „es ist der Hut, den Franzisko noch vor einigen Stunden trug."

„Was habe ich Euch gesagt!" rief Encinas, „wird ein Mann, der den weißen Renner der Prärie zu scharf verfolgt, nicht verhext?"

Dieser letzte Vorfall würde bei allen Zuhörern des Bisonjägers vollends einen unbedingten Glauben an die Wahrheit seiner Erzählung erreicht haben, wenn nicht der Engländer dabei ausgerufen hätte:

„Eben diesen Renner der Prärieen verfolge ich vom Lande Texas bis hierher. Haben Sie ihn gesehen."

Sind Sie es denn, der einem texanischen Vaquero tausend Piaster anbot, wenn er das Pferd ihnen brächte?" fragte Encinas.

„Der bin ich und ich biete sie immer noch jedem an, der mir das Tier fängt, denn ich habe geschworen, ohne dieses Wunderroß nicht in mein Vaterland zurückzukehren. Ist einer unter Euch, der die versprochene Belohnung verdienen möchte?"

Die Vaqueros schüttelten den Kopf; auch nicht einer erhob die Stimme, um sich zu nennen, zumal auch Franzisko noch nicht wieder zurückgekommen war.

„Herr Fremder!“ sprach Encinas, „es ist nicht einer unter uns, der nicht jeden Tag um einige Piaster sein Leben bei Unternehmungen aufs Spiel setzt, die ein Mensch zu erwünschtem Ende führen kann, — nicht aber bei solchen, wo die Kühnheit und die List an einer übernatürlichen Gewalt scheitern.“

„Gut!“ sprach der Engländer kalt, „morgen bei Tagesanbruch werden Sie mir die Spur des weißen Renners der Prärieen zeigen, damit ich ihn allein verfolgen kann.“

Diese Worte beendigten das Gespräch, und die zwei seltsamen Kumpane streckten sich auf das Gras hin, ohne ihr Zelt aufzuschlagen.

Auch die Vaqueros hatten sich wieder hingelegt, und bald herrschte die tiefste Stille im Walde und an den grasigen Ufern des Büffelsees.

Elftes Kapitel.

Der Fang der wilden Pferde.

Erst in später Abendstunde des folgenden Tages kam ein Reiter mit verhängtem Zügel zu dem Büffelsee herangesprengt: Es war Franzisko, der Vaquero, den seine Kameraden bereits aufgegeben hatten. Jeder bestürmte ihn mit den Fragen über seine Abenteuer während der Verfolgung des Renners der Prärieen.

Das seltsame Roß hatte ihn in eine weite Ferne verleitet, und er hatte die Nacht im Freien zugebracht, um seinem erschöpften Tiere einige Ruhe zu gönnen. Dann war er zu seinen Gefährten gestoßen und hatte mit ihnen die umherschweifenden Pferde in der Nähe des Sees enger eingekreist.

Die Vorbereitungen dazu wurden nun ununterbrochen fortgesetzt. Man setzte die Zelte von neuem zusammen und entfernte die Pferde vom Corral und vom See.

Die anwesenden Vaqueros verteilten sich und stellten sich an großen Baumstämmen auf; die vier Büffeljäger nahmen ihren Platz hinter dem Pfahlwerk, bereit den Eingang zu schließen.

Bald krachten die Gebüsche; die jungen Bäume ächzten unter den Tritten der Pferde, und man sah eine Menge wilder Köpfe mit vor Schrecken feuersprühenden Augen, mit roten Nüstern, mit wallenden Mähnen hervordringen. Bald erschienen auch die Vaqueros, die mit lautem Geschrei hin und hersprengten, während sie ihre Lassos in der Luft schwangen.

Vorn und hinten von zahlreichen und lärmenden Feinden gedrängt, machten die Pferde einen Augenblick Halt und stürzten dann, die feurigen Augen auf den mit grünen Zweigen verdeckten Zaun gerichtet jählings auf diesen los. Der Trupp folgte nach und stürzte in die Einfriedigung hinein ohne auf der entgegengesetzten Seite einen Ausweg zu finden.

Es verflossen einige Minuten, bevor die stolzen Kinder der Wälder ihre Gefangenschaft gewahr wurden; als sie aber, zum erstenmale in ihrem Leben, sich von einem Zaune von Baumstämmen umschlossen fühlten, den der Kopf des größten unter ihnen kaum überragte, brach ein Gewieher wütenden Schmerzes los. Bestürzung folgte auf die Wut und eine düstere Unbeweglichkeit auf die tollen Sprünge. Die wilden Waldbewohner waren besiegt.

Ein Triumphgeschrei von Seiten der Vaqueros war das Zeichen ihres Sieges.

Nach reichlicher Mahlzeit überließen sich die Jäger dem Schlafe, den sie so wohl verdient, ohne daran zu denken, das verdächtige Spuren im Walde gesehen worden waren.

* * *

Am zweiten Abende, der auf die letzten Szenen der Pferdejagd folgte, gingen fünf Personen in getrennten Gruppen den roten Fluß aufwärts.

In der angegebenen Entfernung befanden sich zur Zeit der oben geschilderten Ereignisse, also etwa drei Tage vor der Belagerung der drei Freunde im Goldthale, zwei Männer, die in einem leichten Kanoe aus Birkenrinde den Rio Gila hinauffuhren. Das Kanoe war mit mannigfachen Gegenständen: Pferdesätteln, Decken, Warenballen und Waffen so schwer beladen, daß seine Ränder fast mit dem Wasser gleich standen; die beiden Ruderer aber waren der alte Wüstenräuber und sein Sohn, welche die genannten Gegenstände kurz zuvor einem Kaufmanne vom Presidio Tubac geraubt und ihn selbst getötet hatten. Da diese blutige That die Bewohner der ganzen Umgegend in Alarm gebracht hatte, so waren die beiden Räuber eiligst mit ihrer Beute entflohen und hatten, um unerkannt zu sein, die Tracht der Papagos-Indianer angenommen, in welcher ihnen der Hacendero und seine Tochter auf ihrem Wege nach dem Büffelsee begegneten.

Bei dem Anblicke Rosaritas war sogleich in dem Mestizen der Gedanke aufgetaucht, sich ihrer zu bemächtigen und wollte er sich deshalb mit den Apachen vereinigen, nachdem er vorher die geraubten Gegenstände in Sicherheit gebracht hätte.

So geschah es denn, daß er, wie wir bereits wissen mit diesen nach der Erstürmung des Lagers der Goldsucher zusammentraf und ihnen zunächst seinen Arm bei dem Unternehmen gegen die drei Jäger lieh. Zugleich hatte er damals mit dem Schwarzvogel die Verabredung getroffen, zu einer bestimmten Zeit an der roten Gabel mit ihm zusammenzutreffen. Von hier aus gedachte er sodann den teuflischen Plan auszuführen und die Tochter des Hacendero zu entführen.

Augenblicklich war er mit seinem Vater bemüht, den schwer beladenen Kahn stromaufwärts zu treiben. Bald zeigte sich von weitem eine kleine grüne Insel im Fluß, bei deren Anblick die Ruderer ihre Anstrengungen verdoppelten. Es war die Büffelinsel, ein kleines Eiland, welches inmitten des Gilaflusses gelegen ist.

Sie legten dort an und nachdem sie ihren Raub vergraben hatten, schritten sie wieder nach dem Ufer hin und setzten in dem entlasteten Kanoe ihre Fahrt in der Richtung der Nebelberge fort.

Währenddem hatte der junge Komanche unbemerkt alles beobachtet, dann trat er in den Wald zurück und verfolgte einsam den Pfad, auf welchem wir ihn später finden werden.

Nachdem wir so die Lücken der Vergangenheit ausgefüllt haben, kehren wir

wieder zurück zu dem Waldläufer und José, die, wir trauernd um den verlorenen Fabian im Goldthale, verlassen haben.

Erst gegen Morgen hatte der Sturm und das furchtbare Gewitter, welches an dem zuletzt geschilderten Abende über die engen Felsenschluchten des Goldthales hereinbrach, in seiner zerstörenden Wut nachgelassen.

Wir finden Rosenholz und José noch immer nach den Spuren Fabians suchend.

„Halten wir hier einen Augenblick!" sagte José als sie nicht ohne Mühe die steilen Pfade hinaufgeklettert waren, die Rothand und Mischblut verfolgt haben konnten; denn der Hunger hatte sich bei den Jägern schon lange eingestellt.

Sie teilten eben die wenigen noch übrigen Lebensmittel mit einander, als sie plötzlich eine Stimme hörten:

„Sennor Rosenholz, Sennor José, wo seid Ihr?"

„Hier," antwortete José, Gayferos Stimme erkennend.

„Gott sei gedankt, endlich finde ich Euch wieder, um in diesen verfluchten Bergen nicht Hungers zu sterben," sagte der skalpierte Gambusino, aus dem Dunstschleier hervortretend.

„Gut!" sagte José bei sich, „es ist nun ein weiterer Kostgänger mit Wurzeln zu nähren. Wackerer Junge, Sie haben diesmal entschieden Unglück," setzte er laut hinzu.

„Und Don Fabian?" rief Gayferos lebhaft, der nicht vergessen konnte, daß er den Bitten des Jünglings das Leben verdankte; „ist denn das Unglück, das ich ahnte, wirklich geschehen?"

„Gestern Abend," fuhr er fort, „beschloß ich, mir selbst zu helfen. Ach, so hilflos dem Tode ausgesetzt sein ist schrecklich! Ich verfolgte einen Augenblick Eure Fußspuren, die ich in der Nähe dieser Berge verloren habe. Ich irrte bei einbrechender Nacht auf gut Glück umher, als ich an einem Orte angekommen, von wo ich ein großes laufendes Wasser sah, unter mir einen Strohhut bemerkte, der auf dem Wasser schwamm, und den ich als das Eigentum Fabians erkannte.

„Wo denn?" rief Rosenholz, einen Freudenschrei ausstoßend. „José, mein alter Freund, wir sind den Räubern auf der Spur. Der Kahn, den ich signalisiert . . . gehört ohne Zweifel diesen Menschen . . . . Führen Sie uns doch an jenen Punkt des Flusses!"

Die Freude kehrte in das Herz des alten Jägers wieder ein, und während sie hinter Gayferos hergingen, erkundigte sich Rosenholz angelegentlichst nach dem was ihm während der Abwesenheit passiert wäre.

„Es ist mir nichts passiert," antwortete der skalpierte Gambusino, „nur hat Gott ohne Zweifel gewollt, daß es in meiner Nähe an jenem wunderbaren Kraute nicht fehlen sollte, das man in meiner Heimat Apachenkraut nennt, und dessen Saft die Wunde fast auf der Stelle vernarbt. Ich machte aus diesen Kräutern, nachdem ich sie zwischen zwei Steinen zerdrückt, eine Kompresse und fühlte mich nach Verlauf einiger Stunden so erleichtert, daß ich Hunger hatte und die Lebensmittel aß, die Ihr mir zurückgelassen hattet."

„Und während Sie hierherkamen, um wieder zu uns zu stoßen, haben Sie den Hut Don Fabians gesehen?" rief José.

„Ja, und diese Entdeckung ließ mich ein Unglück befürchten, das, wie ich zu meinem Leidwesen sehe, wirklich geschehen ist."

Der Spanier teilte dem neuen Genossen rasch die Belagerung, die sie ausgestanden, sowie das traurige Ende derselben mit.

„Und wer sind denn diese tapferen Männer, die tapferer, mutiger, geschickter gewesen sind als Ihr?“ fragte Gayferos.

„Spitzbuben, die weder Gott noch den Teufel fürchten, von denen wir aber eine furchtbare Genugthuung verlangen müssen,“ antwortete José. „Wir werden sie ein drittes Mal sehen!“ setzte er dann hinzu.

Zwölftes Kapitel.

Auf der Fährte.

Als sie endlich an dem Ufer des Flusses angekommen waren, bemerkten sie bald, daß in ziemlich kurzer Entfernung von dem Orte, an dem sie sich befanden, ein gangbarer Weg war, der sich vom Gipfel des Felsens bis zum Wasser herabschlängelte.

„Ohne Zweifel ist dies der Weg, den die Spitzbuben mit ihrem Gefangenen eingeschlagen haben,“ sprach José, und setzten ihre Nachforschungen mit neuem Eifer fort.

Jetzt hatte der Kanadier den Ort gefunden, wo Rothand und Mischblut ihren Kahn angebunden hatten und sie beschlossen deshalb zu Fuß an dem Wasser fort zu gehen, da sie hofften, so zu gleicher Zeit dem verdammten Mestizen auf die Spur zu kommen.“

„Wohlan! Wir werden schon vor Sonnenuntergang eine schöne Strecke Weges zurückgelegt haben.“

Mit diesen Worten machte sich Rosenholz und seine Begleiter auf den Weg. Derselbe war äußerst mühsam; denn sie mußten am Wasser den steilen Ufern folgen, die dasselbe eindämmten, und dabei Felsen ersteigen, die über ihnen hingen.

Ein einziger Vorfall bezeichnete die ersten Stunden. Es war das Auffinden des Strohhutes des armen Fabian, den der Sturmwind vor sich hergetrieben hatte, und der an den dornigen Zweigen eines Gebüsches hängen geblieben war. Rosenholz musterte mit thränenfeuchtem Auge diesen traurigen Ueberrest des Kindes, das er nun zum zweitenmale verloren hatte. Im übrigen war keine Blutspur darauf zu erblicken.

Der Kanadier befestigte den Hut an dem Wehrgehenk und dann setzte er schweigend seinen Weg fort.

„Das ist ein gutes Zeichen,“ sprach José, indem er eine Anstrengung machte, um die Traurigkeit, die sich seiner bemächtigt hatte, abzuschütteln. „Gott wird uns auch ihn selbst wiederfinden lassen.“

Nach einiger Zeit zeigte sich eine neue Schwierigkeit, der Fluß teilte sich in zwei Arme und es war schwer zu erraten, welche Richtung der Kahn eingeschlagen hatte. War er dem östlichen oder dem westlichen Flußarme gefolgt?

Die graue und düstere Oberfläche des Wassers konnte ihnen aber ebenso wenig sagen, als das an den Ufern murmelnde Schilf. Die Nacht war hereingebrochen.

Man mußte sich wohl oder übel dazu entschließen, die Fortsetzung der Nachforschungen bis auf den nächsten Tag zu verschieben und bis zur Morgenröte liegen zu bleiben, um keinen falschen Weg einzuschlagen. Auch war die Mattigkeit ein Hindernis, das sich dem Weitergehen in den Weg stellte, und ohne daß es einer der Reisenden dem andern gestand, rief der Hunger in ihren Eingeweiden immer lauter. Sie legten sich alle Drei schweigend auf das Gras nieder. Es war noch ganz finster um sie her, als Rosenholz in aller Stille aufstand. Dem nagenden Hunger zum Trotze fühlte der kanadische Riese, daß die Stunden zu kostbar wären, um sie zu verschlafen.

Er untersuchte deshalb fleißig die Ufer der beiden Flüsse und nach kaum einer halben Stunde kam er zurück.

„Auf!" rief er, sobald er seiner beiden Gefährten ansichtig wurde. „Ich bin auf der Spur, — auf der allein guten Spur."

„Gott sei gelobt!" sprach José.

Und ohne den Kanadier weiter zu fragen, folgte er und Gambusino ihm so rasch, als es möglich war.

Es war in dem Augenblicke Tag geworden, wo die kleine Truppe endlich den Fluß sich erweitern, ihn in eine ungeheure Ebene fließen und die Strahlen der Sonne auf der Wasserfläche funkeln sah.

Nachdem sie so eine Stunde fortgegangen, rief der Kanadier, der immer voranging, José zu sich heran.

Er hatte die Fußspuren Rothands, Mischbluts und ihrer Indianer gefunden.

„Bei Gott! der Räuber aus Illinois hat Büffelfüße, die man leicht aus hundert herauskennt; allein ich sehe die Fußspuren des armen Fabian nicht", rief José aus.

„Ich danke nichtsdestoweniger dem Himmel, daß er uns hierher geführt hat. Glaubst Du denn, die Banditen, die Fabian entführen, werden sich während der Nacht, die sie hier zugebracht, ein Gewissen daraus gemacht haben, ihn in ihrem Kahne gefesselt zu lassen? Deshalb ist hier noch keine Spur von dem armen Kinde zu erblicken."

„Das ist wahr, Rosenholz; ich glaube und fühle sogar, daß der Hunger mir den Kopf verwirrt. Ah! die Spitzbuben! die Räuber!" schrie José plötzlich in einem Wutanfalle, der den Kanadier zittern machte. „Sie haben gegessen, — haben ihren Magen mit Hirsch- oder Rehfleisch gefüllt, während ehrliche Christen, wie wir nicht einmal die Knochen davon abzunagen haben."

Der Gambusino hatte inzwischen einige Kräuter gesucht, womit sie ihren Hunger für den Augenblick befriedigten und dann ging die kleine Truppe wieder an dem Flusse fort.

Erst am Abend hielten sie an dem Ufer des roten Flusses, dessen Lauf sie schon lange verfolgten. Ihnen gegenüber lag eine der Inseln inmitten des Flusses, deren es viele daselbst gab.

Es war einer jener Schutzorte, wovon der Reisende in den Wüsten träumt, um dort das Feuer anzuzünden, an welchem er sein Mahl bereitet, und nach Befriedigung des Hungers dort den Schlaf zu schmecken, der seine Kräfte vollends wieder herstellt.

Die drei Jäger hatten vierundzwanzig Stunden vorher eine Handvoll Maismehl gegessen, und es war nun der zweite Tagemarsch, den sie fast nüchtern beendigten.

Plötzlich stieß der Spanier eine Art Gebrüll aus, sprang auf und stürzte pfeilschnell fort.

Als Rosenholz nach derselben Richtung sah, konnte er sich eines Geheuls, ähnlich dem des Spaniers, nicht enthalten. Ein seltsames Tier, größer als der schönste, zahmste Stier, sprang, seine ungeheure, schwarze Mähne schüttelnd, inmitten welcher zwei Flammenaugen wie zwei Feuerkugeln rollten, auf der Ebene umher, die es mit seinem Blute rötete. Es war ein verwundeter Büffel, hinter dem José wie ein hungrig reißendes Tier herrannte.

Entschlossen, die unerwartete Gunst zu benützen, welche die Vorsehung ihnen erwies, sprang Rosenholz hinter dem Karabinier her. In der That galt es, das schwindende Leben dem Hungertode mit seinen Schmerzen zu entreißen; man mußte nach Art der fleischfressenden Tiere mit Eingeweiden, in denen der Hunger wütete, mit blutigem Auge und keuchendem Munde jagen. Aber inmitten der endlosen Wüste hatten die Männer, denen anstatt aller Waffen nur ein Messer zu Gebot stand, ein Tier zu verfolgen, welches so flink war, daß es ihren Anstrengungen spottete, während es zu furchtbar war, als daß man sich ihm hätte ungestraft nähern können.

„Umgehe das Tier von hinten, José!" schrie der Kanadier mit einer Stimme, die fast eben so furchtbar war, wie die des brüllenden Büffels. „Gayferos, gehen Sie auf die rechte Seite, wir müssen ihn umzingeln."

José war derjenige der drei Jäger, der den größten Vorsprung hatte.

Bald hatten sie den verwundeten Bison umstellt.

„Vorwärts jetzt, und zwar alle auf einmal! Hurrah! Hurra!" schrie der Spanier.

Der Karabinier erfaßte mit einer Hand eines der Hörner des Büffels, der ihm nicht aus dem Wege ging; mit der andern stieß er ihm da, wo der Bug aufhört, seinen Dolch bis an das Heft zweimal in die Brust.

Das Tier stürzte auf die Knie nieder, stand aber bald wieder auf und stürzte sich mit einem verzweifelten Sprunge in das Wasser. In dem Augenblicke, wo José wieder festen Fuß faßte, stürzten sich der Kanadier und Gayferos ebenfalls in den Fluß. Mann und Büffel wälzten sich einen Augenblick mit einander herum, dann blieb der Büffel regungslos liegen.

Die vereinten Anstrengungen der drei Jäger vermochten den ungeheueren Körper kaum bis an das Flußufer zu bringen. Als dies ihnen endlich gelungen war, schritten sie sogleich zu der Zerstückelung des Büffels.

Obgleich in der verhängnisvollen Nacht, in der Fabian ihnen entrissen worden war, der Regen das Pulver der zwei Jäger unbrauchbar gemacht hatte, war letzteres doch so trocken, daß sie ein Feuer zur Bereitung ihres Mahles damit anzünden konnten. An dürrem Holze mangelte es auf der Insel nicht, und bald konnten die hungrigen Jäger sich an dem köstlichen Braten laben.

Dann schliefen Rosenholz und Gayferos ein, während José noch einmal hinging an den Ort, welcher ihm zuvor aufgefallen war. Von neuem untersuchte er denselben sorgfältig und glaubte dann auf dem Boden Messerschnitte zu unterscheiden. José fühlte sein Herz stärker schlagen. Er ahnte einen jener in den Wüsten so oft angebrachten Geheimort, und darin befanden sich ohne

Zweifel Biberfallen, Munition und Waffen. Mit seinen Nägeln und seinem Messer durchwühlte José den Boden mit krampfhaftem Eifer.

Bald fühlte er unter der noch weichen Erde das weiche Leder, das die verborgenen Gegenstände umhüllte. Er warf das Leder weit fort und sah: Feuerwaffen von jeder Größe, Pulverhörner, die an den Büchsen befestigt waren und durch das halb durchsichtige Material hindurch, aus welchem sie verfertigt waren, körniges und glänzendes Pulver ahnen ließen.

Zum erstenmale seit langer, langer Zeit kniete José nieder, sprach ein inbrünstiges Gebet und rannte wie verrückt zu Rosenholz hin.

„Was giebt es, José?" rief dieser, durch das Geräusch aufgeweckt.

„Komm doch, Rosenholz," antwortete José freudig; „kommen Sie doch, Gayferos," schrie er, den schlafenden Gambusino mit dem Fuße anstoßend.

Dann rannte er wieder nach dem Geheimorte zurück, gefolgt von seinen beiden Kameraden, die vergebens Fragen an ihn stellten.

„Waffen, Waffen! die Hülle und Fülle!" rief der Spanier. „Schaut! schaut! schaut!"

„Danken wir Gott, José," rief Rosenholz. „Er schenkt uns die Stärke wieder, die er unsern Armen entzogen hatte."

Jeder der drei Jäger wählte sich nun eine Waffe aus, die ihm gefiel. Rosenholz nahm eine vierte für Fabian, denn nach dem Fange des ihnen in die Hände gelaufenen Bisons hatte dieser unerwartete Fund sein Herz von neuem der Hoffnung erschlossen.

„Jetzt auf den Weg!" fuhr der Kanadier fort. „Jetzt gehen wir Tag und Nacht fort, nicht wahr José?"

„Ja, denn jetzt sind drei Krieger den Banditen auf der Spur, und Don Fabian . . ."

José vollendete seine Rede nicht. Rosenholz und Gayferos sahen zugleich mit ihm die Ursache seines plötzlichen Schweigens. Auf dem entgegengesetzten Ufer erschien ein indianischer Krieger, der wie an einem Schlachttage sorgfältig bemalt war, das am Ufer liegende Bisongerippe aufmerksam zu betrachten.

„Ha!" rief José, „darf ich die Güte meiner neuen Büchse an ihm probieren?"

„Thu das beileibe nicht, Jose; es ist ein Komanche!" Ich sehe es an seinem Kopfschmucke und an den Verzierungen seines Büffelmantels. Der Komanche ist der unversöhnliche Feind des Apachen. Dieser junge Bursche ist auf dem Kriegspfade. Ich will ihm zurufen, denn die Augenblicke sind kostbar, um List zu gebrauchen und um nicht gerade auf das Ziel loszusteuern."

Der Kanadier beeilte sich, seinen Plan sogleich auszuführen, hob den Kolben seiner Büchse in die Höhe, während der Indianer noch das Büffelgerippe und die Fußspuren neben demselben betrachtete.

„Drei Krieger starben vor Hunger, als der große Geist ihnen einen verwundeten Bison zugeschickt hat," rief der Waldläufer. „Mein Sohn will untersuchen, ob es wirklich der ist, den seine Lanze getroffen. Will er den Teil nehmen, den wir für ihn zurückgelegt haben? Auf diese Art wird er den drei weißen Kriegern beweisen, daß er ihr Freund ist."

Endlich richtete der Indianer den Kopf in die Höhe.

„Ein Komanche", antwortete er, „ist nicht der Freund aller Weißen, denen er begegnet.

„Der brennende Strahl," fuhr er fort, sich stolz auf die Brust schlagend, „sucht am roten Flusse den Adler der Schneeberge und den Spottvogel. Er glaubte, sie würden den Sohn suchen, den die apachischen Hunde ihnen geraubt haben."

„Den Adler! den Spottvogel!" rief Rosenholz höchst überrascht. „Ah!" es ist wahr . . . Aber sagt mir doch, mein Junge, sagt mir doch," fuhr der alte Jäger lebhafter fort, „habt Ihr meinen Fabian, habt Ihr das Kind gesehen, das ich suche?

„Vom Presidio Tubac bis zum Büffelsee, wo die Seeblume sich im Wasser spiegelt," antwortete der Indianer, auf Donna Rosarita anspielend, „vom Büffelsee bis zu den Nebelbergen, und von den düstern Bergen bis zu dem Geheimort, den sie hier angebracht, hat der brennende Strahl die Spuren derjenigen verfolgt, die ihm seine Ehre geraubt haben."

„Ah! es sind diese Teuf . . . Aber nun fahret fort, brennender Strahl!"

„Jetzt sehe ich von hier aus im Osten den Rauch der Feuer des Schwarzvogels und seiner dreißig Krieger, im Westen den Rauch der Feuer der zwei Wüstenräuber, im Norden den Rauch der Feuer von zehn Apachen und bemerke, daß der Komanche-Indianer und die drei weißen Gesichter zwischen drei feindlichen Augen sich befinden."

„Beim Himmel, das ist wahr! diese Indianer sehen entschieden besser, als wir," rief der Kanadier, indem er einen fragenden Blick auf den Komanchen warf und in der Ferne eine leichte Rauchwolke bemerkte, die ein indianisches Lager anzeigte.

Dreizehntes Kapitel.

Die Fahrt auf dem roten Flusse.

Der junge Komanche begriff die Bedeutung des Blickes des Kanadiers wohl.

„Die Gefahr ist noch fern," antwortete er, indem er mit dem Finger nach der Gegend im Osten hindeutete, wo der Rauch der indianischen Biwaks in fast unsichtbaren Säulen aufstieg. „Der Komanche wird seinen Freunden auf die Büffelinsel folgen, und da werden sie das Ratsfeuer anzünden, um zu entscheiden, was zu thun ist. Gehen wir!"

Der Waldläufer und der Indianer durchwateten die Furth des Flusses, um zu José und zu Gayferos zu stoßen.

Der Indianer berührte feierlich die Hand der zwei Weißen, und alle vier gingen nach dem Feuer hin, an dem die drei Jäger ihr Mahl eingenommen hatten.

Der junge Indianer nahm in der Eile ein Stück Büffelfleisch zu sich; er sagte, das Tier sei von einem zur Bande Mischbluts gehörenden Indianer verwundet worden, und Rosenholz benutzte diesen Augenblick, um seinen beiden Gefährten mitzuteilen, was er selbst soeben erfahren hatte.

„Es sind ernste und ärgerliche Verwickelungen," sprach der Kanadier zuletzt.

„Wie dem auch sein mag," rief der rachsüchtige José, „ich leere von neuem den Geheimort des verdammten Mestizen, den wir mit so vieler Mühe aller Augen wieder verborgen haben. Der erzürnte Spanier entfernte sich, gefolgt von dem Gambusino.

Sie warfen alles in den Fluß, mit Ausnahme einer Anzahl Büchsen, die sie herbeischleppten.

„Gut," sprach der Komanche, die Gewehre können die Krieger meines Stammes gebrauchen, die statt aller Waffen nur ihre Bogen und Pfeile haben. So werden sie den Donner der weißen Gesichter ebenfalls in die Hand bekommen."

„Sind Eure Krieger weit von hier?" fragte Rosenholz den Indianer.

„Einer derselben bewacht meinen Kahn an der Spitze der Büffelinsel; die andern sind auf dem linken Ufer des roten Flusses zerstreut; Rothand und Mischblut aber befinden sich auf dem entgegengesetzten Ufer. Zwei Büchsenschüsse von dem Pfade weg, den sie verfolgten, hätten der Adler und der Spottvogel ihre Spuren gefunden."

„Wir haben sie nun einmal nicht gefunden," rief Rosenholz, „dafür aber haben wir uns Waffen, Lebensmittel, so wie einen tapferen und biedern Verbündeten verschafft."

José und Gayferos bepackten sich mit den Lebensmitteln und der Munition, und alle drei folgten, von einem Feuer erfüllt, das diese glücklichen Umstände noch vermehrten, dem jungen Komanchen, der sie nach der Spitze der Insel führte, wo der zur Bewachung des Kahnes zurückgelassene Krieger verborgen lag.

Als sie sich eingeschifft hatten, stieß der Komanche den Kahn vermittelst seiner Ruder ab, und bald folgte derselbe rasch der Strömung. Er und die ihn begleitenden Krieger trieben den Kahn nach dem linken Ufer hin und fuhren so nahe wie möglich an demselben fort, um sich unter dem Schatten der Bäume zu verbergen, der sich bereits über den Fluß ausbreitete.

„Und welcher von Euren Leuten," fragte der Kanadier den Komanchen, „ist bis an das Lager Rothands gedrungen?"

Der Indianer bezeichnete mit dem Kopfe den Krieger, der neben ihm ruderte.

„Ah!" rief der Waldläufer bebend, „Ihr habt den jungen Krieger aus Mittag gesehen, wie sie meinen armen Fabian nennen; habt Ihr ihn gesehen, habt Ihr mit ihm gesprochen? Was that er? War er gefaßt? Wandte er sein Auge oft nach dem Horizonte hin? Sprechet, Komanche, die Ohren eines Vaters sind geöffnet, um von einem vielgeliebten Sohne sprechen zu hören!"

„Der junge Krieger aus Mittag," hob der Indianer an, der Fabian vielleicht seine eigenen Eindrücke verlieh, „suchte am Himmel nicht den Flug der Adler, seiner Freunde, zu unterscheiden; er sah in sich hinein, und das Todesgeschrei der Feinde, die er getötet hatte, klang harmonisch in seinen Ohren; er lächelte dem Tode entgegen."

„Und", fuhr der Kanadier mit einer Stimme, der er vergebens Festigkeit zu verleihen suchte, fort, weiß der Komanche .... auf welche Stunde .... man die Hinrichtung des jungen Kriegers aus Mitt.g festgesetzt hatte?"

„Auf die Stunde, wo der große Häuptling, genannt der Schwarzvogel, sich an der roten Gabel mit Mischblut vereinigt haben wird."

„Ihr beide seid nun müde; laßt José und mich rudern," sprach der Kanadier mit flammenden Augen; „der Adler ist den Geiern auf der Spur."

Nun hatte Rosenholz eine gewaltige Last weniger auf dem Herzen; er wußte, daß Fabian lebte, und daß dessen Hinrichtung bis auf den Augenblick der Vereinigung des Schwarzvogels mit dem Mestizen verschoben war; er wußte daß die Truppe des ersteren hinter ihnen war, und daß er vor ihm an der roten Gabel ankommen würde.

„Ist die rote Gabel von dem Orte, den Ihr den Büffelsee nennt, weit entfernt?" fragte der Kanadier den brennenden Strahl, um seine Zweifel los zu werden.

„Die Entfernung beträgt eine halbe Stunde."

„Und was will Mischblut am Büffelsee thun, wo Ihr seine Spur gefunden habt? Weiß es mein Sohn?"

„Er will die Seeblume rauben, die eine himmelblaue Hütte bewohnt," sprach der Indianer mit einem Feuerblicke.

„Ich verstehe Euch nicht, brennender Strahl."

„Die Seeblume," versetzte der Komanche, indem er den Glanz seiner Augensterne zu verschleiern suchte, „ist eine Tochter der Weißen; sie selbst ist weiß und schön wie die Blüte des Magnolienbaumes, die Morgens halb geöffnet ist, und die man Mittags sieht; sie ist schöner, als ..... der Abendstern, der ..... für die Augen eines Kriegers schöner ist, als alle indianischen Mädchen."

„Und was thut dieses Mädchen fern von den Wohnungen?" fuhr Rosenholz fort.

„Die Seeblume begleiten ihr Vater und zweiunddreißig Pferdejäger."

„Zweiunddreißig Jäger! Ah!" rief der Kanadier voller Freude, „das wollte uns Pedro Diaz sagen."

„Dort werden wir ihn ohne Zweifel wiederfinden."

„Die rote Gabel wird viel Blut fließen sehen. Wir werden im Tumulte Fabian retten und dann zerschmettern wir den zwei Prärie-Räubern den Schädel mit unsern Flintenkolben."

„Wir kreuzigen sie, Rosenholz," rief José, „dieses Tigerpaar verdient kein besseres Los."

Jetzt waren noch zwei Indianer hinzugekommen, welche an dem Flußufer Posten gestanden. Nachdem sie ihren Bericht abgestattet, kam man an einen offenen Ort, wo man landen mußte, um den Kahn trocknen zu lassen, der ein bißchen leck geworden war. Einige Gruppen von Baumwollenbäumen abgerechnet, die am entgegengesetzten Ufer wuchsen, hatten die Reisenden eine fast ganz nackte Ebene vor sich.

„Der Adler und der Spottvogel können einen Augenblick schlafen, während ich mit meinen drei Kriegern das Feuer anzünden werde, um unsern leck gewordenen Kahn wieder auszubessern," sprach Brennstrahl.

Plötzlich aber sprang er empor und rief auf den Boden zeigend, „wir sind hier

auf einer Büffelspur," es ist ein gefährlicher Ort, den wir eiligst verlassen müssen; kaum werden wir noch so viel Zeit haben. Eine Heerde wird auf den Spuren, die sie schon zurückgelassen, von den Indianern verfolgt hierher zurückkommen.

Bald hörte man ein fernes Geräusch, dann vermischte sich ein Gebrüll mit dem dumpfen Dröhnen der Erde.

Der brennende Strahl sagte einige Worte zu seinen drei Kriegern, und diese zerstreuten das Feuer rasch und löschten es aus, mit Ausnahme eines einzigen Feuerbrandes, den der Anführer behielt. Dann beeilten sich die zwei Komanchen, unterstützt von den Jägern, den Kahn dem brennenden Strahle nachzutragen.

Kaum waren sie einige hundert Schritte von der früheren Lagerstelle entfernt, als eine Heerde Büffel herangebraust kam, sich in den Fluß stürzte, um auf der anderen Seite ihre Flucht fortzusetzen.

Da der brennende Strahl vermutete, daß Apachen in der Nähe seien, so wurde beschlossen weiter zu fahren.

Nachdem der Kahn wieder in den Fluß gebracht worden war und derselbe zwischen niedrigeren Ufern dahinschwamm bemerkten die Insassen desselben wie in dem hohen Grase schwarze Gestalten umher sprangen, welche nichts anderes waren, als Pferde und Reiter.

Es waren Apachen, die im Galopp über die Ebene herankamen, um wie es schien den Schiffern den Weg abschneiden zu wollen.

Vierzehntes Kapitel.

Weitere Kämpfe.

Der Ort, nach dem die Indianer sich hinzubewegen schienen, um den Kahn, bis er vorüber kommen würde, zu erwarten, war von zahlreichen Weiden- und Erlenbüschen bedeckt, unter denen es ihnen ein leichtes sein mußte ohne irgend eine Gefahr für sie selbst die Schiffer anzugreifen. Setzten sich letztere dort dennoch zuerst fest, so mußte man einen so gefährlichen Ort um jeden Preis vermeiden.

Die beiden Komanchen hatten den Kanadier und den brennenden Strahl abgelöst, die im Verein mit Sayferos und José die beiden Ruderer mit der Flinte in der Hand beschützten

„Wenn ich mich nicht täusche," sagte der Spanier, „sind die Apachen, mit denen wir es hier zu thun bekommen, dieselben, die wir schon bei einer anderen Gelegenheit kennen gelernt haben."

Meiner Ansicht nach ist hundert gegen eins zu wetten, daß die Spitz-

haben die nämlichen sind, die uns belagert, und daß sie unsere Spur an dem Orte gefunden haben, wo wir ans Ufer gestiegen sind, um uns nach dem Goldthale zu begeben."

„Ich will Dir nicht widersprechen", antwortete seufzend Rosenholz.

Der Kahn glitt, obgleich durch den Druck der Ruderstangen kräftig vorwärts getrieben, auf dem Flusse doch so gerade und ruhig hin, daß die Hand eines Schützen durch das Schaukeln nicht unsicher gemacht wurde.

„Laßt doch Eure zwei Krieger dem Kahne keine so starken Stöße geben," sagte Rosenholz zum jungen Komanchen, dabei zielend.

Drei fast gleichzeitig ertönende Schüsse hatten ebensoviel Indianer getötet und von den Pferden herabgeworfen.

Kaum waren einige Augenblicke verflossen, als ein Flintenfeuer den Kahn begrüßte. Glücklicherweise hatte dieser Angriff der Indianer keine nachteiligen Folgen, außer daß einer der Ruderer am Arme getroffen wurde.

Der Kanadier lenkte nun in eine kleine Bucht und hier wurde der Kahn sofort an das Ufer gebracht und sodann entfernten sich unsere Bekannten unter dem Schutze der zwei Büchsen des Kanadiers und José's ungefähr zwei Büchsenschüsse von demselben.

Die Apachen ließen ein Allarmgeheul hören, das zugleich ihren Aerger ausdrückte.

„Könnte ich doch nur das Auge eines dieser Heuler unterscheiden!" sprach José, der sich zwischen dem Flusse und den Kahnträgern hielt.

„Ueberwache vielmehr die zu Deiner Linken, José," antwortete der Kanadier. „Ah! diese haben uns nun auch bemerkt; hörst Du sie nun auch heulen? Keiner aber möge mir auf Schußweite sich nähern, bei Gott! Siehst Du, José, was man nun auch sagen mag, die Infanterie ist im Prärieen-Kriege, wie in den Kriegen zivilisierter Völker der Kavallerie vorzuziehen."

„Ja, ich weiß, was er sagen will," brummte José, indem er seinen Schritt neben den mit dem Kahne beladenen Indianern fortsetzte. „Ich werde stehen geblieben sein . . . werde gezielt haben . . . und . . ."

Das Knallen des Karabiners des alten Jägers unterbrach das Selbstgespräch des Spaniers.

„Und hob er halblaut wieder an, „es ist wahr, bei Gott! da purzelt eben einer von seinem Tiere herab."

Als man an einer der Krümmungen des Flusses ankam, empfing sie auf ihrem Wege ein von unsichtbaren Feinden ausgehendes Flintenfeuer.

Einer der Träger des Kanoes*) stürzte zu Boden, zu schwer verwundet, um wieder aufstehen zu können.

Eine andere Kugel ritzte José die Haut etwas, im übrigen fügte das Flintenfeuer den Flüchtlingen keinen Schaden zu.

Indessen liefen die Träger des Kanoes, deren nur noch zwei waren, nicht mehr so geschwind. Mit ihrem sterbenden Kameraden beladen, kamen auch die zwei Indianer nur mit Mühe fort. Zweimal hielten die unerschrockenen Jäger, die den ganzen Schlachthaufen der kleinen Truppe bildeten, an, um dem Feinde kühn die Stirn zu bieten, und zweimal fiel ein Indianer unter ihren Kugeln.

---

*) Spanische Bezeichnung für Kahn, Boot

Inzwischen hatten die Kahnträger an der zweiten Krümmung des Flusses wieder Halt und den Kahn wieder flott gemacht.

„Nun, Rosenholz," sagte der Spanier, „können wir uns wieder in den Kahn setzen; er ist wieder flott und wartet nur noch auf uns. Auf dieser Seite ist die Gefahr nun fast verschwunden; vorwärts also! auf den Kahn zu!"

Die Apachen am linken Ufer sahen in dem Augenblicke, wo die kleine Truppe sich in den Kahn setzte, wie wenig zahlreich sie war, und nahmen ihre Verfolgung mit allem Eifer wieder auf. Die Reiter allein hätten, nachdem sie durch ihre augenblickliche Unschlüssigkeit zurückgeblieben waren, den Kahn einholen können, allein die Klugheit, oder richtiger gesprochen, die Furcht vor den sicher treffenden Büchsenschüssen hielt sie zurück. In der Zwischenzeit war es Abend und Nacht geworden.

Von Zeit zu Zeit untersuchte der Kanadier mit Hülfe eines brennenden Zedernzweiges aufmerksam die zurückgelegte Bahn, während die Flamme vorne das Wasser erhellte.

Nichts störte das düstere Schweigen der Nacht, nur vom Boden des Bootes drang jetzt das Gestöhne des verwundeten Komanchen, dessen Seele im Begriff war, dem Körper zu entfliehen.

„Der große Geist hat die Seele eines Tapferen zu sich genommen," sagte der brennende Strahl; „seine Leiche ist vor den Beschimpfungen der Apachenhunde gesichert! Vorwärts!"

Schnell griffen die Ruderer wieder zu ihren Rudern und bewegten das leichte Fahrzeug schneller von dannen. Rosenholz beleuchtete mit dem Feuerbrande die Oberfläche des Wassers hinter dem Kanoe und gewahrte daselbst zu seinem Erstaunen einen schwimmenden Wald von Zweigen und Baumstämmen. Sogleich ahnte er darin eine neue List der Feinde und traf mit seinen Gefährten ohne Säumen Anstalten, derselben zu entgehen. Zu diesem Zwecke wurde beschlossen, die Schifffahrt eine Zeit lang auszusetzen und einen Umweg durch den Wald zu machen, um den Angriff der Feinde zu vermeiden, dem die Verbündeten ausgesetzt waren, wenn sie dem Laufe des roten Flusses weiter folgten. Sie zogen deshalb den ledernen Nachen an das Land und verbargen ihn daselbst sorgfältig unter den niederen Zweigen der Bäume. Dann nahmen sie so viel Mundvorrat heraus, als ein jeder mit Leichtigkeit tragen konnte, und machten sich geräuschlos auf den Weg.

Sie waren kaum einige Minuten marschiert, als sie nach und nach zwölf Flintenschüsse zählten, welche bewiesen, daß hier ein mörderischer Kampf stattfand. Sogleich bildeten die drei Jäger eine weite Linie und eilten in raschen Schritten auf den Ort zu, wo das Gewehrfeuer fortdauerte, indem sie von Zeit zu Zeit das Geheul des Schakals hören ließen.

Rosenholz gelangte bei diesem Marsche zuerst an das Stromufer. Einige Schritte weiter erblickte er durch das Dickicht die Wasserfläche, welche schweigend die in ihr Bett geworfenen Bäume davontrug. Er schloß daraus, daß der Kampf auf dem Flusse selbst oder an seinen Ufern stattfinde, worin ihn das Blitzen eines Schusses auf der Oberfläche des Wassers bestärkte.

In demselben Augenblicke, als er Gayferos und José das Erkennungszeichen gab, umfaßten plötzlich zwei kräftige Arme seine Kehle und schwarze Gestalten tauchten neben ihm auf, deren Messer vor seinen Augen mit unheimlichem Glanze blitzten. Eine augenblickliche Schwäche, und es war um den wackeren Waldläufer geschehen.

Allein Rosenholz verlor seine Besinnung nicht; wiewohl überrascht, war doch seine erste Bewegung, einen kräftigen Sprung rückwärts zu thun und den Indianer, welcher ihn erdrosseln wollte, so mit sich fortzuziehen. Mit der Linken seine Büchse weit von sich haltend, mit der Rechten ebenfalls die Gurgel seines Feindes zusammenpressen und ihn so leblos zu seinen Füßen niederstrecken, war für den Riesen die Sache eines Augenblicks.

Während die Komanchen nun ihr Kriegsgeschrei ertönen ließen, eilten Rosenholz und José einer Wendung des Flusses zu. Dort fanden sie den brennenden Strahl und den uns bekannten Kundschafter die „Antilope" des Schwarzvogels in heftigem Ringen miteinander, jeder bemüht, den Anderen in den Abgrund zu schleudern, in welchen schließlich beide hinabstürzten.

Noch brauste der Fluß über den beiden Hinabgestürzten, als plötzlich auf mehreren Punkten des Ufers ein halbes Dutzend schwarzer Körper fast zu gleicher Zeit in den Fluß tauchten. Die beiden Jäger standen erstaunt und sahen gespannt in den Fluß hinab, in dessen Fluten der Kampf verlegt war. Bald sahen sie die Taucher inmitten der dahin treibenden Baumstämme wieder emporkommen und sich gegenseitig zum verzweifelten Ringen umfassen.

Die Erscheinung einer neuen Gestalt vermehrte noch die Ueberraschung der Jäger. Es war Pedro Diaz, der aus dem Versteck hervorkam, und mit dem Degen auf die beiden Ringer im Fluß hinwies, welche bald auf- bald untertauchten.

Ohne sich gegenseitig die Freude zu gestehen, welche sie über das plötzliche Erscheinen dieses kühnen Abenteurers in einem so entscheidenden Augenblicke empfanden, folgten die beiden Jäger der Richtung des Degens des Pedro Diaz und sahen, wie drei Schwimmer sich den Kämpfenden näherten und mit ihren Messern den Körper des einen durchbohrten. Dieser öffnete die Arme und sank unter, der andere aber wurde regungslos an das Ufer gezogen. Es war der junge Komanche, der, von dem gewaltigen Kampfe ermattet, sich langsam erholte, wiewohl er weiter keine bedeutende Wunde empfangen hatte.

Da die Apachen trotz ihrer Flucht sich wieder gesammelt haben konnten, so beschlossen die Führer dieser kleinen aber entschlossenen Schar, zusammen wieder den Fluß hinaufzugehen und dann mit dem Kanoe die Fahrt fortzusetzen. Bald hatte man die Stelle erreicht, wo dasselbe noch unberührt dalag. Sogleich wurde es wieder in das Wasser gebracht. Als Späher gingen zwei Indianer an jeder Seite des Flusses voraus, während die übrigen acht Krieger unter den Rudern Josés und des Kanadiers schnell den Fluß hinabglitten. Nur an dem Engpasse mußten sie das Kanoe noch einmal aus dem Wasser ziehen, da der schwimmende Wald sich daselbst festgesetzt hatte und jeden Durchgang verwehrte. Die Vorüberschreitenden sahen jetzt, welcher Gefahr sie ausgesetzt gewesen, wenn das Kanoe zwischen die treibenden Zweige und Baumstämme gekommen wäre. Zugleich erfuhren sie nun, wie es dem brennenden Strahle gelungen war, sich mit den Seinigen zu vereinigen und die Apachen zu täuschen.

Dieser hatte sogleich, nachdem er die weißen Jäger verlassen, frische Spuren am Boden gefunden, denen er gefolgt war. Dann war er in der Nähe des Hinterhalts der Apachen an eine Stelle gekommen, wo er trockene Blätter fand, die soeben niedergetreten waren. Sogleich hatte er, um sich mit den Seinigen, die er in der Nähe glaubte, zu verständigen, den Ruf der Eule hören lassen welcher sie von der Ankunft ihres Häuptlings benachrichtigte. Auf dieses Zeichen

kamen sechs Indianer herbei und stießen zu ihrem Häuptling. Dieser teilte seine Schar in drei Teile. Die eine Abteilung sandte er nach dem Flusse, mit dem Befehle, sich auf den schwimmenden Baumstämmen hinabtreiben zu lassen, in den Engpaß. Mit der zweiten setzte er jenseits des Engpasses über den Fluß und legte sich in der Nähe des Bogens in den Hinterhalt. Endlich nahmen vier andere Komanchen eine andere Stellung auf dem gegenüberliegenden Ufer ein.

Sobald er glaubte, daß die erste Abteilung sich dem Engpasse näherte, erstieg er leise mit den Seinigen das steile Ufer, während die Apachen ihm gegenüber ohne Argwohn auf die Ankunft des Kanoes lauerten. Sobald dies geschah, feuerten die Apachen, wurden aber zugleich durch das Geschrei, welches von zwei Seiten sich erhob, erschreckt und warfen sich in den Fluß. Daselbst wurden einige von ihnen von den Komanchen getötet. Nur die beiden Anführer blieben allein zurück und erstiegen gleichzeitig den Gipfel des Bogens; es geschah nun, was wir bereits gehört haben.

Auch Diaz erklärte jetzt den Jägern sein wundersames Erscheinen am Engpasse. Nachdem er den Jägern die bekannte Warnung zugerufen, hatte er sich bemüht, die rote Gabel aufzufinden. Allein bald wurde er von demselben Feinde bedrängt, welcher die beiden Jäger bei ihrer Verfolgung so arg gequält hatte. Ein furchtbarer Hunger folterte ihn, den er vergebens zu befriedigen strebte. Während sein gleichfalls ausgehungertes Pferd sich einige Kräuter am Boden suchte, erblickte er in einiger Entfernung von sich ein Tier, welches er seiner Größe nach für einen von der Heerde versprengten Büffel hielt. Diaz dankte dem Himmel, der durch diesen glücklichen Zufall seinem Bedürfnisse zuvorzukommen schien, als er plötzlich ein schreckliches Brummen vernahm, und das Tier, welches er für einen Büffel angesehen hatte, sich in einen ungeheuren Bären verwandelte. Der Bär ging auf ihn los und schien trotz seiner Schwerfälligkeit ungemein behende zu sein. Kaum hatte Diaz Zeit, sich auf sein Pferd zu schwingen und in eiligem Laufe davonzujagen. Der kühne Jäger wurde nun das Wild des ihn verfolgenden Raubtiers, welches in schwerfälligem, aber schnellen Trabe hinter ihm her war. Zwar gewann er oft einen Vorsprung vor ihm, aber sein Pferd wurde nach und nach müder, und dann zeigte sich der Bär wieder, welcher in unablässigem Trabe folgte. Selbst als es Abend wurde ließ der Bär nicht ab, dem Reiter zu folgen, dessen Pferd mit Schaum bedeckt war, während seine Schritte langsamer und unsicherer wurden. Nach zwei langen Stunden vermochte endlich das Tier die Last nicht mehr zu tragen und brach zusammen. Zum Glück war Diaz schnell wieder auf seinen Füßen und erklomm einen Ahornbaum, welcher ganz in der Nähe stand. Noch war er im Klettern begriffen, als der Bär sich nahte, seine Gestalt aufrichtete und mit seinen Tatzen die Sporen des Reiters berührte.

Ein furchtbarer Tag folgte dieser Nacht. Der Hunger folterte den unerschrockenen Abenteurer auf das Gräßlichste, und seine aufgeregte Einbildungskraft ließ ihn in jedem Gebüsche einen Bären sehen. Vorsichtig verließ er den Baum der ihn gerettet hatte, und eilte so schnell, wie ihn seine Füße zu tragen vermochten, von dannen. Am Abend bemerkte er endlich eine in der Ferne sich erhebende Rauchsäule und beschloß, die Richtung dahin einzuschlagen.

An einem Feuer saßen sechs Indianer. Als Diaz sah, daß sie nichts zu

essen hatten, wollte er sich unbemerkt zurückziehen, aber die Falkenaugen der wilden Genossen hatten ihn bereits bemerkt und ließen es nicht zu, daß er sich wieder entferne. Indes nahmen sie ihren unfreiwilligen Gast friedlich auf, fragten ihn nach dem Ziel seiner Wanderung und reichten ihm eine Pfeife Tabak mit Sumachblättern vermischt. Es waren die sechs Genossen des Komanchen, welche mit Diaz auf derselben Wanderung begriffen waren. Nach einigen Minuten sollte auch der Hunger des Mexikaners befriedigt werden. Die Indianer hatten nähmlich eine Grube in die Erde gegraben und darin einen fetten Büffelrücken gebraten, welcher nun gemeinsam verzehrt wurde.

In dem Augenblicke als Diaz seine Erzählung beendigt hatte, bemerkte der Komanche eine Rauchsäule vor dem Kanoe und gab dem Kanadier und seinem Gefährten ein Zeichen, um mit dem Rudern inne zu halten. Kurze Zeit bevor die Mannschaft des Kanoes an das Ufer stieg, nahm man eine der bisher unsichtbaren Personen wahr und eine Stimme rief:

„Es scheint, als ob Ihr glaubtet in den Ruhestand versetzt zu sein! Hört ihr nicht?“ — „Ein Kanoe, ich sehe es bereits seit einer halben Stunde!“

„Sehr gut!“ entgegnete der Angerufene.

Unzweifelhaft wird der junge Leser die beiden Personen bereits erkannt haben; es war der Engländer und sein Leibgardist, welche ruhig neben einem Feuer lagen, an welchem ein fettes Vorderblatt eines Rehes briet. Unter den drei Pferden, die sie jetzt bei sich führten, bemerkte man auch den weißen Renner der Prärieen, der endlich doch noch der Lohn des langen und vergeblichen Bemühens des Engländers und seines Beschützers geworden war.

Fünfzehntes Kapitel.

Fortsetzung der Reise. Fabians Schicksal. Der Hinterhalt.

Die Verbündeten betrachteten einen Augenblick das ruhige Gemälde, welches der friedliche Lagerplatz des Engländers und seines Gefährten darbot, und erfuhren dann von diesen beiden, daß am vorangegangenen Tage gegen Abend ein Kanoe den Fluß herabgekommen sei, in welchem sich zehn Indianer und die beiden Wüstenräuber befunden hätten. Ob Fabian dabei gewesen sei oder nicht, wußten sie nicht anzugeben; sie entschlossen sich aber, mit den Verbündeten gemeinsame Sache zu machen.

Schnell wurden daher die Pferde gesattelt und beladen, und als man um die Nüstern des weißen Renners einen Riemen gelegt und ihn an den Schweif von Wilsons Pferde angebunden hatte, verfolgten Sie alle eilig den Lauf des

Flusses, die Indianer zu Fuß, die beiden Reiter auf dem Ufer, die übrigen auf dem Kanoe von Büffelhaut.

Da wir ohne Besorgnis von der so ansehnlich verstärkten Macht der Verbündeten scheiden können, so wollen wir jetzt unseren Blick einer anderen Person zuwenden, deren Schicksal unsere Teilnahme in hohem Grade in Anspruch nimmt.

Wir verließen Fabian von Mediana in dem gefährlichen Augenblicke, da er und der Indianer, welchen er umschlungen hatte, dem nahen Abgrunde zueilte. Sicher würden beide in die bodenlose Tiefe hinabgestürzt sein, wenn sich nicht die Belagerer in diesem Augenblicke auf sie gestürzt und sich Fabians samt des leblosen Indianers bemächtigt hätten.

Die drei gefallenen Indianer wurden nun in den Wasserfall gestürzt und Fabian gefesselt. Während dies geschah, lief einer von den vier Kriegern, welche Rosenholz und José überrumpelt hatten, herbei und berichtete den Tod seiner drei Kameraden.

Sogleich wurde Fabian in das Kanoe hinabgetragen, welches in dem unterirdischen Kanale des Sees angebunden war, und das Boot von den zwei Wüstenräubern in Bewegung gesetzt.

Der Regen dauerte die ganze Nacht hindurch. Erst mit dem kommenden Morgen klärte sich der Himmel ein wenig auf, und die Banditen machten Halt an einer Stelle des Ufers, wo eine Gruppe von Bäumen sich mitten im hohen Grase erhob. Der eine der beiden benutzte diese Gelegenheit, um nicht weit von dem Landungsplatze sich auf die Jagd zu begeben, während der andere ein Feuer anzündete, um daran die nassen Kleidungsstücke zu trocknen. Fabian jedoch ward diese Wohlthat nicht zu teil, er mußte im Kahne gebunden zurückbleiben. Bald kam der Jäger mit einem erlegten Damhirsche zurück, von welchem sogleich einige Stücke gebraten wurden. Nur die Furcht, das ihr Gefangener vor Hunger sterben möchte, bewog die beiden Wüstenräuber, demselben auch einige Streifen von diesem köstlichen Mahle mitzuteilen. Allein diese Freude dauerte für ihn nicht lange, bald wurde er wieder gebunden und die Fahrt begann aufs neue. Erst als die beiden Ruderer die Büffelinsel erreichten, hielten sie einen Augenblick an, um sich zu überzeugen, ob die dort eingegrabenen Waffenvorräte noch vorhanden seien. Da sich dies bestätigte, fuhr der Mestize nach dem gegenüberliegenden Ufer und verbarg daselbst das Kanoe im Schilfe.

Von nun an setzten die Wüstenräuber, um den vielfachen Windungen und dem Engpasse des Flusses zu entgehen, ihre Reise mit dem Gefangenen zu Fuß fort.

Am Abend desselben Tages trafen sie auf 10 Lipanesen, Verbündete der Apachen, und dann setzte sich die ganze Schar in das Kriegskanoe derselben, welches geräumig genug war eine doppelte Anzahl von Kriegern aufzunehmen. Wiewohl immer noch gefesselt und streng bewacht, wurde doch nun Fabian der Weg leichter, denn er wußte, daß ein Feind der beiden Wüstenräuber ihn gesehen, dessen Anführer leicht mit Rosenholz und José zusammentreffen konnte. Wirklich täuschte ihn darin seine Hoffnung nicht.

Da die Pirogue*) einen schwerfälligen Gang hatte, und die darauf befindlichen Indianer sich unterwegs durch Feuerwasser berauschten, so erreichte

*) Indianisches Boot von einem ausgehöhlten Baumstamm.

dieselbe erst mit dem Beginn des folgenden Tages die rote Gabel und landete auf dem rechten Ufer eines der Flußarme, welche sich daselbst vereinigen und der Zusammenströmung der beiden Flüsse ihren Namen gegeben haben.

Wie erwähnt, war dies der Ort, an welchem die beiden Wüstenräuber mit dem Schwarzvogel wieder zusammentreffen wollten.

In diesem einsamen und tiefliegenden Thale also landeten die Wüstenräuber, und die Pirogue fuhr auf Befehl des Mestizen mit dem Gefangenen auf das gegenüberliegende Ufer. Rothand nahm denselben heraus und legte ihn hinter ein dichtes Gebüsch von Bäumen und Gesträuchen in einiger Entfernung vom Flußufer. Daselbst blieb er mit einem Indianer als Wache bei Fabian, die übrigen Krieger aber setzten wieder über den Fluß, vereinigten sich mit dem zurückgebliebenen Mestizen und versteckten die Pirogue sorgfältig im hohen Grase. Darauf band der Mestize die roten Bänder los, welche sein Haar schmückten, wusch die Malereien von seinem Gesichte ab, kleidete sich ganz in den Anzug eines Weißen, hing seine Büchse um und wandte sich nach dem Büffelsee.

Als er so eine Weile in der Ebene dahingeschritten war und den Waldessaum erreicht hatte, berührte Pferdegewieher und Lärm menschlicher Stimmen sein Ohr. Bei diesen Lauten empfand der Mestize eine sichtbare Freude. Er warf seine Büchse über und näherte sich, ohne ferner seine Ankunft verheimlichen zu wollen, mit festem Schritte und pfeifend, wie ein müßiger Jäger dem Orte, wo der Lärm sich hören ließ. Unbemerkt erreichte er so eine Lichtung und sah zu seinem Verdruß ein halbes Dutzend gesattelte Pferde dastehen, deren reiche Aufzäumung auf die Abreise des Hacendero und seiner Tochter hindeuteten. Bald jedoch erheiterte sich das Gesicht des Mestizen wieder. Das Zelt Donna Rosaritas und ihres Vaters stand noch; die Lasttiere weideten ruhig in einiger Entfernung und die Sättel lagen noch unberührt da. Es war also wahrscheinlich nur ein kleiner Ausflug in die Umgegend, welchen der Hacendero mit seiner Tochter unternehmen wollte. In der That erschien das junge Mädchen auch bald auf den Ruf ihres Vaters, welcher reisefertig dastand. Das wilde Auge des Mestizen funkelte bei dieser lieblichen Erscheinung unter seinen schwarzen Brauen, und eine teuflische Freude spiegelte sich in seinen Gesichtszügen. Er entfernte sich leise und streckte sich unbeweglich auf den Boden hin, um den Vorgängen zu lauschen.

Don Augustin und seine Tochter stiegen nun zu Pferde, begleitet von dem alten Encinas und von drei Dienern gefolgt; sie nahmen ihren Weg durch die Ebene zum Flusse hin.

„Ich sehe einen Menschen dort unten, einen Weißen; vielleicht könnten wir von ihm erfahren, ob wir an der rechten Stelle angekommen sind. Geh doch, Franzisko, und rufe ihn herbei."

Der Diener gehorchte und kam mit dem Weißen zurück, der kein anderer als der Mestize war.

„Verzeihung, Sennor," sagte dieser, indem er mit herabhängenden Armen, linkischem Gange und teilnahmlosem Wesen sich näherte, „aber ein einsamer Trapper muß wissen, an wen er sich wendet. Ihr fragt also nach der Furt des roten Flusses?"

„Ja, mein Freund," entgegnete der Hacendero, indes er mißtrauisch den Fremden ansah.

„Wäre es etwa um nach dem Biberteiche zu gehen?"

„Ganz recht," antwortete Don Augustin, „meine Tochter wünscht daselbst die Arbeiten dieser Tiere zu sehen."

„Ha!" murmelte der Unbekannte, „ich habe meine Fallen dort aufgestellt; die Fallen eines armen Jägers sind sein Leben und sein Vermögen; doch wollte ich Euch unter einer Bedingung wohl dahin führen."

Der Hacendero blickte immer noch den amerikanischen Trapper fest an; sein Gesicht schien ihm nicht unbekannt.

„Sicher", fuhr dieser fort, „habt Ihr noch keinen Trapper gesehen, und darum seht Ihr mich so aufmerksam an. Die Furt ist links auf dieser Seite."

„Links?" unterbrach ihn Don Augustin, „man hat sie uns auf der entgegengesetzten Seite bezeichnet!"

„Thorheit," sagte der Mestize, „Ihr seid falsch berichtet."

Mit diesen Worten entfernte er sich gleichgültig, aber der Hacendero rief ihn zurück, und nun folgte der Trupp seiner Führung, welche stromaufwärts ging. Unterwegs stieg ein unbestimmter Verdacht in der Seele Don Augustins auf.

„Ah!" sagte der Führer, „die Biber sind erfinderische Tiere, und ich habe sie oft beobachtet. Mehr als einmal hat mich das Geräusch ihrer Schwänze in der Stille der Einöden an den wohlbekannten Ton des Schlägels der Wäscherinnen an den Ufern des Illinois erinnert, wenn ich an mein fernes Vaterland dachte."

„Euer Vaterland ist wirklich so fern?" fragte Rosarita mitleidig.

„Ich bin aus Illinois," erwiderte der Trapper mit ernstem Tone und setzte seinen Marsch fort.

„Horch, hört Ihr sie?" sprach er weiter, „hört Ihr das Geräusch der Biber?"

Die Reisenden horchten und vernahmen einen entfernten Lärm, ähnlich dem, welchen der Schlägel auf nasses Linnen hervorbringt.

„Aber," fuhr der lauschende Jäger fort, „wenn sie so arbeiten, denken sie nicht daran, in meine Falle zu gehen, ich will sie ein wenig beunruhigen."

Also redend, stieß der Jäger kurz nacheinander drei laut klingende Töne aus, die seine Zuhörer unwillkürlich erbeben ließen. Man hätte meinen sollen, es wäre das rauhe Gebrüll des amerikanischen Löwen gewesen. Bei diesen Tönen wurde es plötzlich still, und der Jäger lächelte über das Erstaunen der Reiter.

Sie waren an der Biegung angelangt, die von den beiden sich trennenden Flußarmen gebildet wird; zur Linken erhob sich ein höheres düsteres Gras, rechts ein Weidengebüsch auf dem andern Ufer.

„Der Fluß kommt mir sehr tief vor an dieser Stelle," sagte Don Augustin.

„Sein Wasser ist trübe, darum kann man den Grund nicht sehen," antwortete ruhig der Trapper. „Erlaubt mir doch, daß ich voranreite und mich mit einem Eurer Diener auf das Pferd setze," fügte er hinzu, indem er sich auf das Pferd Franziskos schwang. Allein das Pferd weigerte sich, mit diesem Reiter in den Fluß zu treten, und war nur dazu zu bewegen, als ein anderes an seine Seite gestellt wurde.

Der Mestize stimmte, nachdem sie ein Stück geritten, dasselbe Gebrüll an und tauchte sein Messer tief in den Rücken des unglücklichen Franzisko. Seine eiserne Hand hob ihn aus dem Sattel und stürzte ihn in den Fluß, während er sich selbst fest im Sattel setzte.

Ehe sich die übrigen besinnen konnten, stürzten acht Indianer aus dem

Grase herbei, rissen die übrigen von den Pferden und trugen sie in das hohe Gras, welches das Ufer bedeckte. Niemand entkam, selbst der letzte der Diener, dessen Pferd mit ihm in den Strom stürzte und von seinen Fluten hinweggetrieben, wurde von dem Mestizen herunter geschossen und sein Pferd von den Indianern aufgefangen.

Als Rosarita sich in den Armen des wilden Mestizen sah, der sie hinwegtrug, stieß sie einen herzzerreißenden Schrei aus und schloß ohnmächtig die Augen. Während ihre Sinne schwanden, glaubte sie noch den unterdrückten Schrei ihres Vaters zu hören und pries Gott, daß diese Stimme, ihr teuerstes auf der Welt, das letzte war, was sie vernommen hatte.

Sechzehntes Kapitel.

Der Angriff.

Kaum waren die drei Gefangenen mitten in das dichte Gras gebracht, welches die indianische Pirogue verbarg, und Rosarita von dem Mestizen niedergelegt, als einer der Indianer eine große Staubwolke stromaufwärts anzeigte. Die von den Spitzen der Lanzen flatternden Skalps, die Mäntel von Büffelhaut, die inmitten dieser Wolke hin und her flogen, und das Wiehern der Pferde, das der Wind herbeitrug, alles verkündigte die Ankunft des Schwarzvogels und seiner Bande. Mit tollen Bewegungen und unter lautem Geschrei sprengten die wilden Reiter herbei, und überall hallte der Ruf: „Der Schwarzvogel! Mischblut! Rothand!“

Dann sprangen sie rasch von ihren Pferden, welche wie angewurzelt dastanden. Ein tiefes Schweigen folgte diesem plötzlichen Getümmel. Der Mestize trug noch seine angenommene Kleidung und erwartete, ohne einen Schritt vorwärts zu thun, den Schwarzvogel. Dieser näherte sich dem Mestizen, den er trotz seiner Verkleidung sogleich wieder erkannte, und streckte ihm mit einer Miene ruhiger und stolzer Würde die Hand entgegen.

„Der Indianer, der Sohn eines Weißen, erwartete seine Verbündeten,“ sagte der letztere.

„Ist es nicht heute die dritte Sonne?“ erwiderte der Schwarzvogel; „der Mestize hat seine Zeit benutzt.“ und er wies mit dem Finger auf die Gefangenen.

„Dies sind nicht die einzigen; dort ist noch einer von den Weißen, der Sohn des Adlers der Schneegebirge.“

„Und der Adler und der Spottvogel, was ist aus ihnen geworden?“ fragte der Häuptling in strengem Tone.

„Neun sind tot,“ antwortete der Mestize. „Weshalb runzelt der Häuptling

die Augenbrauen? Er hat einen Tag und eine Nacht hindurch die drei Weißen auf der Insel des Rio-Gila belagert, was hat er mit seinen Kriegern gemacht, welche die Fische des Flusses verzehrt haben? Der Arm des Schwarzvogels ist auf lange Zeit gelähmt. Der Mestize hat in zwölf Stunden den jungen Krieger aus dem Süden gefangen genommen, er hat den Adler und Spottvogel entwaffnet, so daß die Tiere der Wildnis jetzt ihrer spotten."

„Der Adler und der Spottvogel sind auf unserer Spur, sie haben neue Waffen und haben ihren Weg mit neuen Leichen unserer Krieger besäet."

Der Häuptling erzählte nun dem Mestizen, was dieser noch nicht wußte. Unterdes kamen sechs andere Krieger an, es waren die Trümmer der Schar der Antilope, welche dem Engpasse entronnen waren. Ihre Erzählung entflammte die Wut der Indianer noch mehr gegen den armen Fabian, welchen man sogleich am Marterpfahl gebunden sehen wollte.

Die Bande des Schwarzvogels bestand jetzt trotz der erlittenen Verluste immer noch aus vierzig Reitern.

Sie beschlossen nun alle einstimmig, sich an der Qual des jungen Fabian zu ergötzen. Während dazu die Vorbereitungen getroffen wurden, erwachte Rosarita aus ihrer Betäubung, schloß aber sogleich die Augen wieder, als sie den funkelnden Blick des Mestizen auf sich gerichtet sah.

Ebenso wie einige Tage früher die Augenblicke Don Antonios gezählt waren nach dem Stande der Sonne, bezeichnete jetzt jeder Fortschritt derselben nach Westen einen Augenblick weniger im Leben Fabians.

Allein die Vorsehung hatte es anders beschlossen. Eben hatte Rothand die Arme des Gefangenen von den Fesseln gelöst, damit derselbe sich vom Boden erheben könne, um an den Ort zu gehen, wo der Marterpfahl für ihn aufgerichtet war, als ein Angstgeschrei vom Ufer des Biberteichs ertönte. Fabian, der darin einen Schein von Hoffnung für sich erkannte, erwiderte dasselbe, als ein zweiter Schrei aus der gewaltigen Kehle des Waldläufers erscholl, und die Stimme Josés ebenfalls den Wiederhall weckte.

„Hund!" rief Rothand aus und erhob sein Messer zum Stoße. Aber Fabian wich dem aus und erfaßte seinen Gegner beim Arme. Wahrscheinlich würde ihn indeß die überlegene Kraft dieses furchtbaren Gegners zu Boden geschmettert haben, wenn sich nicht plötzlich in den Ruf der Jäger ein Geheul gemischt hätte, welches auf allen Seiten laut wurde. Zugleich hallte in diesem Getümmel das wütende Bellen einer Dogge wieder wie das Gebrüll eines entfesselten Bären.

Die ganze Apachenschar ergriff nun die Flucht, trotzdem daß Mischblut und sein Vater sich ihr entgegenstellten und sie zum Stehen zu nötigen suchten. Alle eilten dem Flusse zu, denn ein dicker Rauch erhob sich aus der Ebene hinter ihnen, und schon züngelten die Flammen durch das hohe Gras.

„Feige Krieger mit Weiberherzen, Memmen!" heulte Mischblut wütend und suchte vergebens die Flucht der Indianer zu hemmen. Aber es war an kein Halten zu denken; der Rauch, welchen der Wind vor sich hertrieb, das Knistern des brennenden Grases und der plötzliche Schrecken, den das Nahen unsichtbarer Feinde hervorgerufen hatte, waren zu mächtig.

Während Rothand vergebens ein Ziel für seine Büchse suchte, schwang sich der Mestize mit Rosarita in den Sattel und sprengte mit ihr durch den Fluß. Dies alles war so rasch vor sich gegangen, daß niemand unter den

Angreifenden es hatte verhindern können. Eine schwarze Rauchwolke verbarg ihnen den Feind; aus dieser drangen verwirrte Stimmen hervor.

„Hierher, Rosenholz!" rief plötzlich die donnernde Stimme Josés. „Ich höre den Hund von Mestizen heulen. Wo bist Du?"

„Zu Hilfe! im Namen aller Heiligen!" rief der Hacendero, der mitten im Rauche gefesselt lag und von dem Mestizen zurückgelassen war. Plötzlich ließ sich des Engländers Stimme vernehmen. Er hatte den Hilferuf Don Augustins gehört und eilte mit seinem Gefährten herbei, um ihn zu retten. Es war die höchste Zeit, denn schon warfen die Flammen des emporlodernden Grases einen roten Schein auf den Gefesselten. Kaum waren seine Bande zerschnitten, so stürzte er nach dem Ufer des Flusses. Einen Augenblick sah er hier nur die verworrene Masse von Pferden und Reitern, welche gegen den reißenden Strom ankämpften und sich gegenseitig am Fortkommen hinderten; dann erblickte er den Mestizen mit seiner Tochter, aber dieser verschwand sogleich mit ihr hinter den Baumwollenstauden. Noch stand der unglückliche Vater in starrem Nachsinnen da, als er durch einen kräftigen Schlag zu Boden geworfen wurde und eine Kugel mit scharfem Pfeifen über sich hinwegfliegen hörte.

„Dankt Gott, daß Ihr noch einmal so davon gekommen seid!" sagte Wilson ruhig, welcher hinter dem Hacendero hergekrochen war und ihn in dem Augenblicke, wo Rothand auf ihn zielte, zu Boden geworfen hatte.

„Seht!" sagte der Amerikaner „dort flieht der Spitzbube und schämt sich, daß er gefehlt hat! Aber ich habe nur daran gedacht, es zu verhindern, daß Ihr lebendig verbrennt und daß Euch nachher der Schädel zerschmettert würde."

Währenddes hatte der letzte indianische Reiter das Ufer erreicht, und Rothand verschwand ebenfalls mit Fabian, welchen zwei Indianer hinter ihm herschleppten.

„Vertrauet Gott!" sagte Sir Friedrich, der sich ebenfalls dem Ufer näherte, wo das Feuer auf einem feuchten und kahlen Boden erlosch. Seht, da sind Vaqueros, und hier sind treue und tapfere Bundesgenossen."

Bei diesen Worten zeigte der Engländer auf die Vaqueros zu Pferde, die längs des Ufers aufgestellt waren, und wies auf José und Diaz, die mit einander den Strom durchritten, sowie auf fünf Männer in einem Kanoe, welches in einiger Entfernung stromabwärts schwamm. Der Hacendero erkannte in diesen Männern sogleich die Büffeljäger wieder; wer aber der fünfte Mann war, gegen dessen riesige Größe der kräftige Encinas klein und schwach erschien, wußte er nicht.

Ein Gewehrfeuer erscholl plötzlich in der Richtung des Biberteichs und bewies, daß der brennende Strahl und Gayferos ebenfalls nicht unthätig waren. Die Stimme des jungen Häuptlings tönte bis zum Ufer, wo Wilson und Sir Friedrich wachten, und Diaz, José und Rosenholz stießen ebenfalls ein furchtbares Geschrei aus, um dem brennenden Strahl zu zeigen, daß sie ihm zu Hilfe kämen. Bald sah Don Augustin, wie sie ans Land stiegen und nach dem Orte, wo sie die Feinde vermuteten, durch die Weiden- und Baumwollenstauden stürzten, welche fast überall den sumpfigen Boden bedeckten, wo die Indianer sich verschanzen wollten.

Als sie verschwunden waren, bewies nur das sich immer mehr entfernende Bellen von Encinas Dogge, daß die tapferen Abenteurer trotz der Hindernisse des Bodens und der Gefahren, welche in diesem fast undurchdringlichen Dickicht verborgen waren, nicht abließen vorwärts zu eilen.

Siebzehntes Kapitel.

Rosenholz auf der Spur Fabians.

Wir müssen einen Augenblick dabei verweilen, den jungen Leser davon in Kenntnis zu setzen, wie es geschah, daß die Jäger mit der Schar des brennenden Strahls, sowie die Vaqueros des Don Augustin sich an der roten Gabel trafen.

Wie wir wissen, folgten die drei Abteilungen des Schwarzvogels, des brennenden Strahls und der Antilope in kurzer Entfernung auf einander. Um jene an Schnelligkeit zu übertreffen, bat der Komanche Sir Friedrich, ihm sein Pferd zu leihen und sprengte nun mit verhängtem Zügel nach dem Büffelsee. Da er um seiner Sicherheit willen einen Umweg machen mußte, so gelangte er eine Stunde später an die Ufer desselben, als Encinas dem Hacendero den Weg gezeigt hatte. Es wurde ihm nicht schwer, die Vaqueros von der dringenden Gefahr, in welcher sie alle, wie ihr Herr schwebten, zu überzeugen und sie dazu zu bewegen, sämtlich zu Pferde zu steigen, um die Ufer des Flusses einzuschließen. Während des kehrte der brennende Strahl, nach dem verabredeten Vereinigungspunkte zurück, um seine Verbündeten zu erwarten. Er brauchte nicht lange nach ihnen auszusehn.

Darauf begaben sich der junge Komanche, Gayferos und sechs Indianer durch den kleinen Arm des Flusses nach dem Thale. José, Rosenholz und die übrigen stiegen vor dem Zusammenflusse, wo der Schwarzvogel Halt gemacht hatte, ans Land. Dort sollten sie zum Angriff das Signal des Komanchen erwarten. Der furchtbare Schrei, welcher so plötzlich den Widerhall des Thales der roten Gabel geweckt hatt, war von dem Komanchen ausgestoßen, und der Angriff ward nun ungestüm begonnen.

Diaz und José hatten fast in demselben Augenblicke festen Fuß auf dem Land gefaßt, wo Rosenholz und Encinas mit den drei Büffeljägern aus ihrem Kanoe von Büffelhaut ans Ufer sprangen. Als die sechs Streiter in schräger Richtung marschierten, um sich mit einander zu vereinigen, und zugleich die Gegend, durch welche sie gingen, durchspähten, entschloß sich Sir Friedrich thätigen Anteil an dem Angriffe zu nehmen und es kostete ihm keine Mühe, auch seinen Leibgardisten dazu zu bewegen. Auch Don Augustin wollte am Kampfe teilnehmen, aber er mußte den dringenden Vorstellungen des Engländers

nachzugeben, der ihm begreiflich machte, daß seine Gegenwart bei den Vaqueros dringend nothwendig sei, die nicht an die Kämpfe mit den Indianern gewöhnt waren. Währenddes hatten sich José und Diaz mit dem Waldläufer und dem Büffeljäger vereinigt.

„Er lebt noch, Rosenholz," sagte José; „frage Diaz, wir haben eben hinter einem dichten Weidengebüsche neben den Spuren Rothands die Fabians bemerkt; die Richtung derselben geht dort hin."

Der Spanier zeigte nach einem der ungeheuren Baumwollenstaudengebüsche, womit die morastige Ebene besäet war. Diaz bestätigte seine Worte.

„Die Schurken verschanzen sich in den dichten Gebüschen, welche den Biberdamm und den halbtrockenen Arm des roten Flusses begrenzen. Still! hört Ihr sie?" fragte José.

Ein Geräusch von Beilen, welches die Stämme von Bäumen trafen, erscholl in der Ferne.

„Das ist richtig," erwiderte der Kanadier. „Wenn ich nicht für das Leben meines armen Kindes fürchtete, so würde ich dem Himmel danken, daß er uns diese wilden Tiere so in ihrer Verschanzung überliefert hat; aber der Gedanke ist schrecklich, daß die Laune eines Indianers sein Leben gefährden kann."

„Sie werden es jetzt weniger als je wagen, das sage ich Dir," entgegnete José, „der Tag wird nicht vorübergehen, ohne daß sie zu kapitulieren begehren."

Encinas hielt mit großer Mühe seine Dogge zurück, welche sich nach dem Orte stürzen wollte, wo ihr feiner Geruch die Indianer witterte, als Rosenholz plötzlich daran dachte, sie die Spuren der Indianer auffinden zu lassen. Er zog den zerrissenen Hut Fabians hervor und übergab ihn Encinas mit den Worten:

„Laßt einmal Euren Hund diesen Hut beriechen; es ist der Hut dessen, welchen ich suche. Ich habe in ähnlichen Fällen diese Tiere den Fährten von Menschen folgen sehen, deren Spur man nicht wiederfinden konnte."

Der Büffeljäger nahm den Hut und ließ Oso das Innere desselben beriechen. Das Tier beschnoberte den Hut und stürzte dann in der Richtung fort, in welcher José die Spuren Fabians gefunden hatte. Hinter einem Gebüsche schlug die Dogge an, um ihren Herrn nach derselben Stelle zu rufen.

„Jetzt vorwärts!" rief Rosenholz mit Festigkeit; „wo er auch sein mag, ob tot oder lebendig, wir werden ihn wieder auffinden." In diesem Augenblick stieß auch Sir Friedrich zu ihnen, und sie schickten sich an vorzudringen, als ein Boote des brennenden Strahles bei ihnen eintraf, mit dem Auftrage des jungen Häuptlings, Verstärkung zu holen. Er sagte, daß sich dem fast undurchdringlichen Dickicht, wo die Apachen sich verschanzten, gegenüber eine ziemlich tiefe Schlucht befände, deren man sich bemächtigen müsse, um die Feinde von dort aus zu beunruhigen. Zugleich war der Bote angewiesen, die Vaqueros zum Uebergange über den Fluß zu vermögen, um die Apachen in ihrem Verstecke einzuschließen. Während dies ausgeführt wurde, suchte die kleine Schar, von Rosenholz geführt, einen gedeckten Weg, um geschützt gegen die feindlichen Kugeln das düstere Gehölz zu umgehen, wo die Indianer noch immer schanzten. Die Belagerer benutzten, um sich zu decken, bei ihrem Vordringen die Baumstämme und Ungleichheiten des Bodens.

Sie schossen auf das Geradewohl mitten in diese dichten, schwarzen Gebüsche hinein, deren bloßer Anblick schon schrecklich war; ebenso drangen von

dort her Schüsse, die jedoch ebensowenig Schaden anrichteten. Die Belagerer gelangten so nicht weit von der Stelle, welche der brennende Strahl mit seinen Kriegern besetzt hielt.

„Begreifst Du," sagte Rosenholz, „begreifst Du, wie all diese Indianer mit ihren Pferden sich so rasch durch dieses dichte Gebüsch haben Bahn brechen können?"

„Eben dachte ich darüber nach", entgegnete der Grenzjäger. „Es muß irgend einen geheimen Zugang geben, den wir finden müssen, sonst ist dieser Ort uneinnehmbar, und wir müssen alle nach einander daran glauben, wenn wir einen Versuch machen, sie daraus zu vertreiben."

„Als letztes Mittel bleibt uns immer noch, den Wald in Brand zu stecken", antwortete Rosenholz; „unglücklicherweise giebt es jedoch unter den Indianern kostbare Leben, welche wir schonen müssen."

Mit diesen Worten verfolgten d.e beiden Jäger rasch ihren gekrümmten Pfad und trafen bald mit dem Komanchen-Häuptling zusammen.

„Die Blume des Sees ist dort," sagte der brennende Strahl, „und der Sohn des Adlers ist nicht weit von ihr."

„Encinas," sagte der Kanadier zum Büffeljäger, „wenn Ihr einen Augenblick Eure Dogge losließet, so könnte uns das Tier einen großen Dienst leisten; es kann uns das Leben eines Christen erretten helfen."

„Der arme Oso ist mir sehr teuer," sagte Encinas; „ihn in dieses Dickicht hineinschicken, heißt ihn der Gefahr aussetzen, seine Haut darin zu lassen. Aber wir werden es doch thun müssen."

Bei diesen Worten knüpfte der Büffeljäger den Riemen, welcher den Hund festhielt, los.

„Such Oso, mein braver Oso!" sagte er; die tapfere Dogge schien auch diesmal ihres Herrn Wink zu verstehen und glitt schweigend durch die Gebüsche.

„Wir wollen ihm folgen, José," rief der Kanadier; „man soll nicht sagen, ein Tier sei vorsichtiger gewesen, als ein Vater, der seinen Sohn, oder als ein Freund, der seinen Freund sucht."

Der Spanier ließ sich das nicht zweimal sagen, und die Jäger folgten vorsichtig der Fährte des Hundes.

„Glaubst Du, daß er verstanden hat, was man von ihm erwartet?" fragte der Kanadier leise José.

„Unzweifelhaft. Fabian ist auf dieser Seite nicht mit den Indianern in das Gehölz eingedrungen, und die Dogge nimmt daher ganz natürlich die Spur wieder auf, der sie gefolgt ist."

Der Hund verließ in der That den Saum des Baumwollengebüsches, und die beiden Jäger sahen ihn die Richtung nach der Weidengruppe einschlagen, unter welcher sie bereits die Spuren Fabians gefunden hatten. Beide folgten nun seiner Spur schnell und fanden, als sie den baumlosen Rand betraten, Encinas, der um seinen Lieblingshund besorgt, das Dickdicht umging, um ihn wieder zu treffen.

„Lassen wir ihn gehen," sagte er, „mein braver Oso ist ebenso geschickt als mutig."

Nachdem die Dogge die Fährte wieder aufgenommen, stürzte sie bellend zum Flußufer fort, also in gleicher Richtung mit den beiden Bergketten, welche das Thal begrenzten, und nach einer Seite des dichten Gehölzes, welches die Indianer

schützte, und das die zwei Jäger bei ihrem Herankommen rechts halten liegen sehen. Encinas wurde über das Ausbleiben seines Hundes unruhig und pfiff ihm schon mehrere Minuten lang, ohne daß das Tier seinem Herrn antwortete, als es plötzlich anschlug. Das Bellen schien eher Freude, als die Nähe einer Gefahr zu bezeichnen; die beiden Jäger eilten deshalb sogleich herbei und liefen durch die Halme, welche vor ihren Augen die niedrigen Zweige des Gebüsches, den Zufluchtsort der Apachen verbargen. Bald fanden sie einen kleinen Fußpfad, auf welchem das Gras erst kürzlich niedergetreten zu sein schien. Am Ende desselben erscholl immer noch die Stimme Osos. Dann wurde das Gras seltener und spärlicher, auf den weichen Boden folgte ein härterer und endlich standen die drei Jäger auf den Zuruf Rosenholz plötzlich still.

„Bleibt, wo Ihr seid," sagte er. Wir haben uns nicht geirrt, José. Der Hund hat einen geheimen Zugang entdeckt."

Während Encinas den zurückkehrenden Oso wieder anlegte, schlich José zu Rosenholz hin. Der durch das Gewässer aufgerissene Boden ließ durch denselben einen etwa vier Fuß breiten Durchgang sehen.

„Durch diesen Gang sind die Schelme zu Pferde, wie durch einen Thorweg eingezogen," sagte José.

„Laß uns unsere Zeit hier nicht müßig verlieren," meinte Rosenholz. Da Du einmal hier bist, so wollen wir jeder auf einer Seite dieser Oeffnung entlang schlüpfen, um zu sehen, was der Feind macht und wo Fabian ist. Haltet Euren Hund womöglich still, Encinas, oder besser, lauft und benachrichtigt den brennenden Strahl und Don Augustin, daß wir den Durchgang gefunden haben, dann stürzt kühn an der Spitze der Tapfersten hervor; mein Gefährte und ich wollen Euren Marsch auskundschaften."

Der Biberteich lag an dem einen äußersten Ende dieser weiten Lichtung, welche für Menschen und Pferde Raum genug bot. An einem Ufer erhoben sich etwa fünfzehn Hütten von einförmiger Gestalt. Der größte Teil dieser Biberhütten, welche die Indianer eingenommen hatten, lag beinahe ganz im Wasser; aber zwei oder drei waren weit genug entfernt, so daß die Belagerten sie in einen festen Wall verwandelt hatten, dessen Zwischenräume mit Sätteln, Decken und Büffelhäuten ausgefüllt waren.

Plötzlich erzitterte die Luft die Richtung des Biberdammes, wo der junge Komanchenhäuptling stand, von einem Schusse, dem Geheul folgte; dann fielen mehrere Schüsse zugleich, und bald bot sich dem Kanadier ein Schauspiel dar, welches das Blut in seinen Adern erstarren machte.

Achtzehntes Kapitel.

Der Kampf am Biberteich.

Um diesen Anblick zu erklären, müssen wir uns einen Augenblick mitten in die Verschanzung der Indianer versetzen. Der Angriff der ungesehenen Feinde war diesen so plötzlich gekommen, daß sie alle von panischem Schrecken fortgerissen wurden, den selbst der durch seine Wunden geschwächte Schwarzvogel, sowie die beiden Wüstenräuber nicht zu hemmen vermocht hatten. In der Biberhütte, die dem Damme, wo der brennende Strahl stand, gegenüber lag, war Donna Rosarita von ihrem Entführer eingesperrt und bewacht von Rothand, der am Eingange derselben mit gespannter Büchse saß. In der davon entfernten, letzten Hütte lag Fabian, von zwei Indianern bewacht, welche den Befehl hatten, ihn sogleich zu erdolchen, wenn der beabsichtigte Ausfall den gewünschten Erfolg nicht hätte. Er wußte nichts von der Nähe Rosaritas, die ihm einst das Leben gerettet hatte.

Vater und Sohn gingen nun dem äußersten Ende der Lichtung zu, und Mischblut rief dann:

„Tragen die Ohren des tapferen Kriegers, welchen die Apachen „„die dunkle Wolke““ und die Komanchen „„den brennenden Strahl““ nennen, offen stehen!“

„Der brennende Strahl hat nie die dunkle Wolke gekannt!“ antwortete der junge Krieger. „Was will man von ihm, und wer ruft ihn?“

„Ich bin es, Mischblut!“ antwortete der Mestize. „Ich will die Hand eines Freundes drücken.“

„Wenn das alles ist, was der Mestize will, so schweige er; entgegnete der brennende Strahl.“

„Es ist nicht alles! Der Mestize hat den Sohn des Adlers und die weiße Taube des Sees in seiner Gewalt, und bietet ihre Auslieferung an.“

„Unter welchen Bedingungen will Mischblut sie ausliefern?“

„Er wird sie nennen, wenn einer seiner Hände die des Adlers der Schneegebirge, die andere die des brennenden Strahls drücken wird.“

„Der Adler ist nicht hier, und der brennende Strahl wird nie die Hand Mischbluts drücken, es sei denn, um sie ihm zu zerbrechen.“

„Gut!“ entgegnete der Mestize, dessen heißentflammtes Auge der Komanche nicht sah. „Giebt es keinen andern Häuptling hinter dem Biberdamme?“

„Mit Eurer Erlaubnis werde ich die Verhandlungen leiten,“ sagte Pedro Diaz zum Komanchen. „Heda Mischblut!“

„Wir werden zusammen unterhandeln,“ sagte der Mestize; „kann ich auf sein Wort hin allein vorwärts gehen, ohne Waffen und mit einem einzigen bewaffneten Gefährten hinter mir? und werdet Ihr es ebenso machen?“

„Ja, ja, entgegnete der biedere Abenteurer, „ich verpfände meine Ehre und will Euch mit gutem Beispiele vorangehen."

Der Mestize wandte sich nach seinem Vater um; beide wechselten ein abscheuliches, wildes Lächeln. „Aufgepaßt!" sagte Mischblut zu ihm.

„Mein Bruder hat unrecht," sprach der Komanche; „die giftige Schlange ist noch mehr zu fürchten, wenn sie bisweilen wie die Lerche singt."

„Wilson!" „Sir!" „Ihr schießt wie Wilhem Tell!" sagte der Engländer. „Begleitet diesen jungen Mann und beschützt ihn!"

Mit festem Schritt trat Diaz auf den Mestizen zu, ergriff die Hand, die dieser ihm reichte.

„Feuer!" rief dieser plötzlich mit starker Stimme, indem er seine andere Hand auf die Schulter des Abenteures legte. Die Büchse Rothands hob sich, der Schuß fiel, die Kugel traf Diaz mitten in die Brust. Der Unglückliche wollte fallen, aber der kräftige Arm des Mestizen hielt ihn aufrecht. Der Räuber deckte sich dahinter wie mit einem Schilde und ging rückwärts, das Auge fest auf die Büchse Wilsons gerichtet, der vergeblich eine Stelle suchte, um ihn zu treffen. Schon berührte er den Waldesrand, als Diaz mit seiner letzten Anstrengung seinen Dolch zog und ihm den Schurken in das Schultergelenk stieß. Der verwundete Räuber sprang zurück, warf den entseelten Körper nieder und rief: „Das ist die Leiche eines Häuptlings!"

Die erste Bestürzung über diesen entsetzlichen Treubruch war noch nicht vorüber, als Wilson dem Banditen nachstürzte. Aber der junge Komanche war ihm schon mit Bitzesschnelle zuvorgekommen und drang in das Dickicht ein. Seine Krieger folgten ihm, die Büchse und den Dolch in der Hand.

Als der Mestize die Lichtung erreichte, näherte er sich dem Schwarzvogel und zeigte ihm seine blutige Schulter.

„Jetzt muß der Sohn des Adlers sterben!" sagte er kurz. „Der Schwarzvogel darf seine Rache nicht aufschieben, sie würde ihm sonst entgehen; mein Blut verlangt Rache, Mischblut kann nicht für den Sieg stehen."

„Der Schwarzvogel wird zuerst den Skalp des Weißen nehmen," entgegnete dieser, welcher für den Ausgang des Kampfes fürchtete. „Meine Krieger werden ihn hernach vollends töten." Er bückte sich langsam nieder, in seiner Linken blitzte ein Messer dicht beim Kopfe Fabians. Jetzt, in diesem äußersten Moment, hörte Rosenholz einen plötzlichen Knall. Der Schwarzvogel stürzte mit zerschmettertem Schädel auf Fabian nieder, und eine Stimme rief zugleich:

„Das ist mein letztes Wort, Du rothäutiger Hund!"

Das war Josés Stimme. Zugleich streckte ein zweiter Schuß einen andern Indianer nieder. Er kam aus Rosenholz Büchse. Plötzlich drangen die Apachen wie ein Waldstrom durch den Ausgang des Hohlwegs. Die Lichtung und die Ufer des Biberteichs waren fast leer, als José und Rosenholz die Büchse in der Hand, mit ängstlich klopfenden Herzen heranstürmten, ohne zu sehen, daß auf der entgegengesetzten Seite Rothand und Mischblut mit Rosarita im dichten Walde verschwanden.

Der treulose Mestize verließ seine Verbündeten und brachte seinen Raub in Sicherheit. Aber die beiden Jäger sahen nur Fabian. Nach ihm hinstürzen, mit rascher, zitternder Hand seine Bande lösen, war im Nu geschehen; dann vermochte der arme Kanadier nur schweigend seinen wiedergefundenen Sohn zu umarmen.

„Nun Fabian" sagte er hierauf, „wenn Du Dich wieder auf den Beinen erhalten kannst, so schleiche Dich hinter die Bäume, denn wir werden einen Riesenkampf zu bestehen haben."

Die Flut von Indianern, welche jetzt aus dem Hohlweg hervorstürmte, wuchs mit jeder Minute, teilte und zerstreute sich über die ganze Oberfläche der Lichtung, und die Vaqueros konnten endlich durchbrechen und sich besser ausdehnen. Einige, unter ihnen der Hacendero, waren zu Pferde, die meisten zu Fuß.

„Feuer, Rosenholz, Feuer! und das Kriegsgeschrei ausgestoßen, als ob wir hundert wären," rief der Spanier. Diesmal gehorchte der Waldläufer ohne weiteres, und in dem Augenblick, wo ihre Büchsen knallten, und zwei Reiter zu Boden stürzten, stießen die drei Waffengefährten ein so entsetzliches Kriegsgeschrei aus, daß man hätte glauben sollen, zehn andere Krieger hätten sich mit ihnen vereinigt. Dann warfen sie sich unter wildem Geheul mitten in das Handgemenge.

Plötzlich hörte er den schrecklichen Schrei einer bekannten Stimme hinter sich.

Es war der brennende Strahl, der sich, blutig und entwaffnet, aber mit der ohnmächtigen Rosarita in seinen Armen in die von der Streitaxt des Kanadiers gemachte Gasse stürzte. Der junge Krieger warf mit einem Triumphgeschrei die Tochter in die Arme des Vaters und stürzte dann unter die Hufe der Pferde.

Während Rosenholz sich bemühte, den edlen Jüngling zu beschützen, ließ der Hacendero seinen Degen rings um seine Tochter kreisen, die er quer vor sich liegen hatte, gab seinem Pferde die Sporen und war bald aus der verhängnisvollen Lichtung verschwunden. Rosenholz aber stand fest wie eine Mauer über dem Körper des brennenden Strahles, dessen Blut einer breiten Wunde entströmte, hielt seine bestürzten Feinde fern von sich, als neue Kämpfer vom Biberteiche her sich auf das mit Toten bedeckte Schlachtfeld stürzten.

Das waren Rothand und Mischblut. Die beiden verwundeten Wüstenräuber waren gezwungen, ihren Weg wieder zurückzumachen.

„Kehrt, Rosenholz!" schrie José. Rosenholz wandte sich schnell um und befand sich seinen beiden Todfeinden gegenüber.

Während des hatte das Schlachtfeld sich gelichtet. Die unerwartete Erscheinung der beiden Banditen kam zu spät. Die meisten Apachen waren mit Zurücklassung ihrer Toten auf dem blutigen Grase der Lichtung entflohen, und die Vaqueros waren ihnen nachgeeilt.

Siebenundzwanzig Leichen, darunter achtzehn Indianer, lagen auf dem Boden; nur einige erbitterte Gruppen kämpften noch, als der Kanadier und José zum drittenmale in ihrem Leben fast Leib an Leib den beiden Piraten der Steppe gegenüber standen. Mit geschwungener Streitaxt stürzte sich Rosenholz auf den Mestizen, denn dieser war der Jüngste und der Stärkste und gehörte von Rechtswegen ihm.

Aber so kräftig der Kanadier war, der Mestize war gewandter. Er lief bis an das äußerste Ende der Lichtung und verschwand hinter einem abgestorbenen Baum, welcher hier lag. Seinem Beispiel war Rothand gefolgt.

Blitze der Freude leuchteten in den Augen der Banditen, die in einigen Sekunden ihre Opfer wählen konnten, als José, den darnieder liegenden Stamm

eines anderen Baumes erblickte. Obgleich dieser kaum einen einzigen Zweig behalten hatte, so war doch langes Gras um ihn her gewachsen und der Stamm stark genug, um einen dahinter liegenden Mann zu decken.

„Komm schnell her, Rosenholz, schnell, schnell!“ rief José.

Der Kanadier beeilte sich, der Stimme Josés zu gehorchen, und in dem Augenblicke, wo er sich an seine Seite schmiegte, suchte der im Schutz seines Baumes kauernde Mestize mit den Augen denjenigen, welchen er zuerst aufs Korn nehmen wollte. Fabian hatte sich an Wilsons Seite hinter eine Biberhütte geworfen, und Mischblut sah keinen mehr von den Feinden, nach deren Blut er so lechzte.

„Beim Himmel, diese Schelme dürfen weder dort bleiben, noch uns entkommen“, sagte José zu Rosenholz.

„Tod und Teufel! wir müssen uns daran halten, José,“ sagte der Kanadier mit wutsprühenden Augen. „Halt, das ist ein ganz einfaches Mittel um zu den beiden zu gelangen.“

Während Rosenholz so sprach, stemmte er kräftig seine Arme gegen den Baumstamm, hinter welchem sie lagen und derselbe rollte einen Schritt auf der Lichtung weiter.

Nun rollten die beiden Jäger die Walze vor sich her; dann blieben sie hinter ihrem rollenden Schilde wieder ruhig liegen, beobachteten die geringste Bewegung ihrer Feinde und berechneten den zurückgelegten Weg.

Kaum hatten die letzten Anstrengungen der beiden Jäger die Bäume aneinander gebracht, so stießen auch Rothand und Rosenholz, den Gebrauch ihrer Büchse verschmähend und gleich geschwind aufspringend, wie die zwei Baumstämme gegen einander und packten sich gegenseitig.

Rosenholz machte eine furchtbare Anstrengung, seinen Feind niederzuwerfen; dieser mußte, bereits verwundet, seiner Stärke weichen. Zwischen seinen Armen ließ sich ein dumpfes Krachen hören. In eben demselben Augenblicke stürzte er über seinen Feind her, der unter seiner Last zusammenbrach.

Anders hatte José seinen Feind angegriffen. Er ließ den Mestizen zuerst aufstehen und schleuderte ihm dann aus Leibeskräften seine Axt an den Kopf. Noch hatte sich derselbe nicht von seiner Betäubung erholt, als er sich auf ihn stürzte und ihn umklammerte. Einen Augenblick später stand José auf; der Mestize rührte sich nicht mehr.

Vater und Sohn lagen leblos nebeneinander. —

Der Tod der beiden Wüstenräuber vollendete den Sieg der Angreifer.

Unbeschreiblich war die Freude des Kanadiers über das Wiederfinden seines Sohnes.

Dann beschlossen beide nach dem Bisonsee zu gehen um den Spuren des Don Augustin und seiner Tochter zu folgen. Sie gingen schweigend fort, mehr mit der Zukunft, als mit dem blutigen Gemälde der vergangenen Kämpfe beschäftigt. Als sie am Büffelsee angekommen, fanden sie mit Ausnahme von Encinas, einem andern Büffeljäger, sowie seinem Hunde Oso die Lichtung ganz öde. Das himmelblaue Zelt Rosaritas, sowie das ihres Vaters spiegelten sich nicht mehr im Teiche; die Herrschaften hatten mit den Dienern in aller Eile die Gegend verlassen, die für sie so unheilvoll gewesen war.

So blieb ihnen denn nichts weiter übrig, als zu José zurückzukehren, der bei dem brennenden Strahle als Krankenwärter zurückgeblieben war. Auch

Encinas ging mit ihnen, da auch er gern dem tapferen Manne Lebewohl sagen wollte, der jetzt so leidend darnieder lag.

Es war Nacht, als die drei Wanderer nach dem unnützen Wege, welchen sie unternommen, wieder beim Biberteiche ankamen. Der junge Komanche schien während ihrer Abwesenheit sich etwas gebessert zu haben, denn er konnte Encinas, den er erkannte, die Hand drücken. Dann schlummerte er wieder ruhig ein. Der Engländer ließ, um ihn vor Nachtkühle zu schützen, sein Zelt über ihm errichten. Daneben legten sich die Sieger zum Schlafe nieder.

Kaum graute der Morgen, als sich der Amerikaner und der Engländer wieder auf die Reise begaben. Bald waren sie im Hohlwege hinter den Bäumen verschwunden.

Der Zustand des jungen Komanchen war an diesem Morgen noch besser als am vergangenen Tage und als einige Indianer noch einen großen indianischen Kahn gefunden, der im Schilf gestrandet war, beschlossen die drei Freunde nun dem brennenden Strahl das Geleit in sein Dorf zu geben.

Nun entfernten sich auch die beiden Bisonjäger und überließen die Lichtung den Toten, welche sie beherbergte, den Teich aber den Bibern, die nun ihr altes Reich wieder in Besitz nahmen.

* * *

Als unsere drei Abenteurer endlich wieder aus dem Dorfe des brennenden Strahls zurückkamen, hatte Gayfero soviel Wunderbares aus dem Leben Fabians, des jungen Grafen von Mediana, erzählt, daß der alte Hacendero mit Freuden die Hand seines einzigen Kindes dem so hochherzigen jungen Manne gab und so dem Verwaisten eine neue Heimat schenkte.

Durch dieses freudige Ereignis erhielt selbst des alten Rosenholz Neigung für das Wald- und Steppenleben einen gewaltigen Stoß. Mit Freuden segnete er den Bund dessen, den er wie einen Sohn liebte, und wenn wir auch nicht sagen wollen, daß er damit für immer dem freien Leben im Walde entsagt habe, so können wir doch dem freundlichen Leser am Schlusse versichern, daß sich bald darauf in einer Lichtung unweit der Hacienda eine Hütte von Baumrinde und Stämmen erhob, wohin Fabian von Mediana mit seiner jungen Frau gar oft die Schritte lenkte, und daß hier im trauten Verein der früheren Waldgenossen wahrhaftes Glück und wahrhafte Freude zu finden waren.

Ende.

Inhalt:

Erster Teil.

		Seite:
1. Kapitel:	Am Strande von Elanchovi	3
2. „	Eine dunkle That	6
3. „	Im fernen Westen	12
4. „	Der Mordversuch	17
5. „	Der Waldläufer	22
6. „	Ein Wiederfinden	25
7. „	Die Verfolgung	33
8. „	Am Waldbach	38
9. „	Auf dem Weg nach dem Goldthal	42
10. „	Cuchillos Verrat	47
11. „	Auf der schwimmenden Insel	59
12. „	Indianische Hetzjagd	64
13. „	Gayferos Rettung aus den Händen der Indianer	72
14. „	Der Angriff der Indianer	81
15. „	Die Botschaft des Läufers	89
16. „	Die Flucht	93
17. „	Ankunft im Goldthale	105
18. „	Vor dem Lager der Goldsucher	107
19. „	Der Ueberfall	115
20. „	Fabian ergreift Besitz vom Goldthal	126
21. „	Ankunft von Don Estevan und seinen Gefährten	132
22. „	Don Estevan fällt in die Hände der drei Freunde	138
23. „	Der Goldblock	143
24. „	Die Stunde der Vergeltung	147
25. „	Das Gericht	149
26. „	Cuchillos Tod	156
27. „	Am Grabe des Häuptlings	159

Zweiter Teil.

		Seite:
1. Kapitel:	Zukunftspläne	162
2. „	Barajas Schicksal	166
3. „	Vorbereitung zum Kampf	169
4. „	Rothand und Mischblut	171
5. „	Verteidigung der Felsenpyramide	175
6. „	Barajas Tod. Rothands Kriegslist.	177
7. „	Der Ausfall	180
8. „	Rosenholz demütigt sich vor Mischblut. Auf der Hacienda	184
9. „	Am Büffelsee. Auf dem Jagdzug	187
10. „	Ankunft des brennenden Strahl. Der weiße Renner der Prärie	190
11. „	Der Fang der wilden Pferde	193
12. „	Auf der Fährte	196
13. „	Die Fahrt auf dem roten Flusse	200
14. „	Weitere Kämpfe	203
15. „	Fortsetzung der Reise. Fabians Schicksal. Der Hinterhalt	208
16. „	Der Angriff	212
17. „	Rosenholz auf der Spur Fabians	215
18. „	Der Kampf am Biberteich	219

H/S 351 325

Der Waldläufer.

Eine Erzählung aus dem Westen Amerikas

von

Ernst Hoffmann.

Druck und Verlag:
E. Bartels, Neuweißensee, Generalstraße 8.